<36606456650019

Finder und Erfinder.

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Friedrich Spielhagen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von L. Staackmann.
1890.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Vorwort.

Die Freundlichkeit, mit welcher der erste Band dieser Erinnerungen seitens des Publikums und der Kritik aufgenommen worden ist, hat mir den Mut gegeben, dessen ich zur Abfassung dieses zweiten und letzten bedurfte. „Leicht ist's, folgen dem Wagen, den Fortuna führt," und so ist es leicht, dem zu folgen, der uns einladet, mit ihm in den heiligen Raum der Jugendzeit einzukehren, deren seliges Glück uns allen einmal gelacht hat. In den holden Erinnerungen, die diesen Raum umschweben, vereinigen wir uns willig, wie Kinder sich verträglich im Spiel zusammenfinden. Aber die Jugend verfliegt und mit ihr unsere Geistes- und Herzenseinigkeit. Aus dem friedlichen Thal, auf dessen Blumenwiesen wir uns so munter und friedlich tummelten, gelangen wir an die ersten Stufen des Gebirges, das wir erklimmen sollen. Der fröhliche Schwarm stiebt auseinander und sondert sich in Scharen. Im Anfang erschallen noch freundliche Zurufe hinüber und herüber: Kommt hierher! hier ist der bequemere Aufstieg! — Nein, kommt ihr zu uns! hier klettert sich's besser! — dann verstummen auch die Zurufe. Der Pfad ist mit jedem Schritte steiler geworden; man muß den Atem schonen,

die Kraft beisammen halten. In dem Suchen nach dem rechten Weg: — dem, welcher jedem als der rechte erscheint, — trennen sich zuletzt selbst die vertrautesten Gesellen. Plötzlich sieht sich der Klimmer allein, angewiesen auf sich selbst, seine Kraft, seinen Mut, seine Findigkeit. Wo blieben die Gefährten? Vielleicht trifft er sie wieder, wenn es ihm gelingt, den Gipfel zu erreichen; oder auch früher, wenn er in einen der Abgründe stürzt, die rings um ihn klaffen. —

Ich werde im Beginn dieser Erinnerungen viele Weggesellen gehabt haben; aber bereits gegen das Ende des ersten Bandes dürfte die Zahl beträchtlich kleiner geworden sein; und ich werde mich glücklich preisen müssen, wenn bis zum Schluß dieses zweiten nur einige wenige treu bei mir ausharren. Denn, wenn schon kein Hochstrebender ganz dem Schicksal entrinnt, das ich im obigen Bilde angedeutet habe, — im Leben des Schriftstellers setzt sich das melancholische Gleichnis in ein trauriges Ereignis um. Ihm ist es beschieden, daß er wohl Berufsgenossen, aber einen eigentlichen Gefährten schwerlich haben kann: einen, der mit ihm die Mühen und Gefahren des Weges teilt; der ihm, dem er helfen könnte mit Rat und That, wo Hilfe not thut; einen auch, der mit ihm die Freude trägt, wenn wirklich einmal Gelingen sein mühseliges Werk krönt. Das ist betrübend; aber es kann kaum anders sein; es liegt in der Eigentümlichkeit seiner Arbeit, die schließlich darin besteht, daß er seine Eigentümlichkeit, seine Individualität zur höchstmöglichen Entfaltung und Geltung bringt. Nun aber ist es verhältnismäßig leicht, für das Generelle Teilnahme zu erwecken, weil wir alle an ihm participieren und es also verhältnismäßig leicht verstehen. Bei

dem Individuellen verhält es sich gerade umgekehrt, weil man die physische Erfahrung, daß bei dem besten Willen niemand aus seiner Haut kann, ohne weiteres auf das geistige Gebiet überträgt und eine Mühe scheut, bei der man im voraus zu wissen glaubt, daß sie vergeblich sein wird. Da bleibt denn dem, der aus diesem oder jenem Grunde gern das Interesse für ein Individuelles erwecken möchte, nichts übrig, als an diesem das Typische, also leichter allgemein Verständliche, herauszukehren; und, wenn er selbst jenes Individuelle ist, so weit als möglich aus seiner Haut zu schlüpfen, das heißt: so Gott will, aus seinem Individuum einen Typ zu machen. Mir nun ist das letztere in ethischer und künstlerischer Beziehung immer — nicht als das Höchsterreichbare, denn zu erreichen ist es nie — wohl aber: als das Höchsterstrebenswerte erschienen; und so beruht meine ganze Hoffnung, auch für diese Fortsetzung meiner Erinnerungen willige Hörer zu finden, darauf, daß man mein redliches Bemühen anerkennen wird, aus einem Menschen, der alle Anlage hatte, ein einsamer Sonderling zu werden, einen anderen zu modeln, dem nichts Menschliches fremd war, und diesen so weit durchgearbeiteten und komplettierten Menschen ganz und gar in den Dienst einer Sache zu stellen, die, recht betrachtet und recht geübt, eine höchste der Menschheit ist. Wenn meinem Streben irgend ein Verdienst beiwohnen sollte, so kann es, deucht mir, nur nach dieser Seite liegen; und ich meine, daß es sich da mit dem Streben gerade der heutigen Menschheit berührt. Denn, trügen nicht alle Zeichen, so nähern wir uns immer mehr einer Zeit — und stehen vielleicht schon mit einem Fuße in ihr — welche ihre Ziele nur erreichen kann dadurch, daß sie

das Individuelle dem Generellen opfert, oder es doch nur so weit gelten läßt, als es sich noch tauglich erweist, dem letzteren zu dienen. Zeigt sich das vorderhand am deutlichsten auf dem ökonomischen Gebiet, wo das Handwerk sich nur noch mühsam gegen die Fabrikindustrie, die private Wirtschaft gegen die Vereinswirtschaft, ein Staat seine Produktion gegen die des anderen durch Zollschranken verteidigt, und jeder einzelne von uns nur noch die Wahl zu haben scheint, ob er sich zum Staatssocialismus oder zur Socialdemokratie bekennen will, so ist es, weil die Magenfrage immer zuerst und am energischsten auf Entscheidung drängt. Aber die geistigen Strebungen folgen ebenfalls schon dem Zuge der Zeit und werden ihm in noch beschleunigterem Tempo zu folgen haben.

Da ist es nun höchst merkwürdig, daß die Dichtkunst, welche doch mehr als alle anderen Künste ein Spiegel der Zeit zu sein berufen ist, sich jenem ihrem Zuge zu widersetzen scheint, indem sie ihre Vorwürfe mit Fleiß aus dem privatesten Leben nimmt und sich in der Ausarbeitung des Individuellen bis in die feinsten Verästelungen und Zerfaserungen gar nicht genug thun kann. Man möchte darin eine offenbare Anomalie sehen, und es ist auch wohl sicher eine, wenn auch keine größere, als andere, welche in Perioden, in denen der Pulsschlag der Zeit eine fieberhafte Erregung annimmt, zwischen den Manifestationen der verglimmenden und der aus der Asche der alten sich loswindenden Ära beobachtet werden. Wir wissen, daß die Rüstungen der Ritter niemals schwerer waren als im Ausgang des Mittelalters, weil man hoffte, sich so gegen die Kraft der durch das Schießpulver geschleuderten Kugel schützen zu können,

bis man sah, daß keine dickste Eisenplatte dagegen stand hielt, und die Panzer von Kopf zu Fuß zum Brustharnisch zusammenschrumpften, der dann endlich ebenfalls verschwinden sollte, nachdem er längst aufgehört, einen praktischen Wert zu haben. So erkläre ich mir auch den glühenden Eifer der Nationen, sich gegeneinander mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft auf Kosten des materiellen Wohlstandes und der höheren Geistesbildung bis an die Zähne zu bewaffnen in dem Augenblicke, wo die Idee der Notwendigkeit der Verbrüderung aller Kulturvölker nicht bloß an die Thür einer jeden pocht, sondern bereits auf der Schwelle steht. Und nicht anders möchte es sich mit der Litteratur verhalten und dem Fanatismus für das Detail, der jetzt überall in ihr zu Tage tritt. Ahnt sie, daß auch auf ihrer Schwelle eine andere neue steht, in welcher der Roman sich wieder dem volkstümlichen Epos wird nähern, das Drama den Geboten einer hochgemuten tragischen und komischen Muse wird folgen müssen, gerade so, wie Bildhauerei, Malerei und Baukunst aus dem Kleinkram von heute sich zu Gebilden im großen Stil der Antike werden aufzuschwingen haben, den Ansprüchen einer Menschheit zu genügen, die nicht mehr, wie die von heute, in dem privaten Leben aufgeht und sich verzehrt, sondern sich eines mächtigen öffentlichen Lebens erfreut, dessen große, allen Bürgern gemeinsame Interessen dann selbstverständlich in ihnen den adäquaten Ausdruck finden wollen? Wäre das aber kein utopistischer Traum, wäre es eine Vorahnung der Zukunft, die, wie Leopold Schefer sagt, darum so heißt, weil sie einmal kommen wird, so würde freilich der Schluß gerechtfertigt sein, daß unsere mikroskopische Kunst nicht etwa einen Fortschritt bedeutet, sondern gerade in dem, worauf

sie so stolz ist, den hippokratischen Zug einer bevorstehenden Auflösung deutlich ausgeprägt trägt. Dann freilich würden auch unsere Goethe und Schiller, die, je weiter sie in Kunstverständnis und Kunstübung vordrangen, sich immer entschiedener von der das Typische begünstigenden griechischen Kunst angezogen und in demselben Maße von der modernen individualisierenden abgestoßen fühlten, recht behalten, und es möchte, wenn sie ihren theoretischen Einsichten noch nicht durchweg die praktische Folge geben konnten, einzig daran liegen, daß zur Zeit für die große Form der große Inhalt fehlte.

Freilich es gäbe noch eine andere Erklärung für die Wunderlichkeit so mancher Gebilde, die man uns heute für Poesie anpreisen will, — eine Erklärung, die zu acceptieren man sich allerdings nur entschließen würde, wenn jede andere sich als unzureichend erweist. Denn wer könnte ohne geheimes Grauen sich eine Menschheit vorstellen, der die Poesie abhanden gekommen wäre! Sind sie doch schon dem poetisch Gesinnten unheimlich genug, jene einzelnen, die ohne Poesie durch das Leben gehen, und die für volle Menschen zu nehmen er Bedenken trägt! Aber das ist Thorenfurcht. Mag die Wissenschaft noch so viele Probleme, die uns heute für immer unlösbar scheinen, enträtseln, — wie ich zuversichtlich glaube, daß sie es thun wird; — mag sie der Menschheit hier auf Erden eine Stätte bereiten, wo, was uns heute noch für schöne Märchen gilt, Wirklichkeiten sind, die anzustaunen man längst verlernt hat, — dennoch wird die Menschheit weiter träumen, sich hinter diesen herrlichen Wirklichkeiten andere malen, die noch herrlicher sind, und die, so lange sie nicht erfüllt wur-

den, das Leben als etwas Unvollkommenes erscheinen lassen, das der Korrektur durch die Phantasie, das heißt: der Poesie bedarf.

Diese Poesie wird nicht die von heute sein. Die Poeten der Zukunft werden beim besten Willen nicht mehr, wie die von heute, alles miserabel finden können; werden nicht mehr ein Verdienst darin sehen, die von ihnen vorgefundene Miserabilität der Menge zu verkünden, auf daß sie in sich gehe und sich zur Schaffung besserer Zustände aufraffe; werden sich nicht mehr in mißverständlichem Eifer, die Verkündigung dadurch nachdrücklicher zu machen, wie Wissenschaftler gebärden und, uneingedenk ihrer eigenen Kraft und Tugend, sich mit den Kräften und Tugenden dieser herausputzen wollen. Aber, wenn die glücklicheren Dichter der Zukunft die Hindernisse, mit denen die Poeten früherer Zeiten zu kämpfen hatten, kaum noch verstehen, und über die Abwege, auf welche die Ärmsten, von den Hindernissen bedrängt, notwendig gerieten, verwundert die Köpfe schütteln mögen, — eines werden sie mit ihren so viel schlimmer gestellten Altvordern gemeinsam haben: sie werden, ihrer hohen Mission gerecht zu werden, Finder und Erfinder sein und bleiben müssen.

Berlin, im Mai 1890.

Der Verfasser.

Fünftes Buch.

Auf dem Erdenrund giebt es — abgesehen von der katholischen Kirche — wohl keine menschliche Einrichtung, die in der Konsequenz des Systems, in dem Reichtum der Gliederung, der Harmonie der Teile unter sich und ihrer festen Fügung zum Ganzen den Vergleich aushielte mit der preußischen Armee. Ich sage: der preußischen, weil, als ich im Herbst 1851 in ihren Verband trat, es eine deutsche noch nicht gab. Auch war es nur ein winziger Teil des Ganzen, den ich vorläufig zu sehen bekam. Die Garnison von Stralsund bestand aus einem Bataillon meines Regiments, ein paar Batterien Fußartillerie, einer Handvoll Pioniere und etwas Festungsgeschütz, denn die gute Stadt war damals noch Festung, wenn nicht in der That, so doch dem Namen nach. Aber die Kleinheit des Armeebruchteils, welchem der Rekrut eingereiht wird, thut nichts zur Sache. Das eben macht unsre Armee so ähnlich einem organischen Gebilde der Natur, daß es in ihr Fragmente im eigentlichen Sinne nicht giebt; daß die eine Kompagnie, die eine Schwadron in der letzten verschollenen Land- oder Grenzstadt und die Schildwache dieser Garnison

auf dem letzten verlorenen Außenposten sich noch als Teile des Ganzen wissen und fühlen.

Die gewaltige Kraft, welche der Seele der Armee innewohnt, wird durch nichts so schlagend bewiesen als durch die Schnelligkeit, mit der sie jeden, der in ihren Bann gerät, sich assimiliert. Es ist, als ginge es dabei nicht ohne Zauberei zu. Das Individuum ist etwa ein Jüngling, der studiert und sogar gedacht hat; er giebt auch jetzt die Gewohnheit des Studierens und Denkens nicht auf. Aber wie seltsam haben sich die Objekte gewendet! Der „Leitfaden zur Instruktion der Einjährig-Freiwilligen", oder wie das vergriffene Büchelchen betitelt sein mag, ist ihm jetzt der Auszug aller Gelehrsamkeit. Mit unermüdlichem Eifer vertieft er sich in die Geheimnisse der Konstruktion seines Gewehrs und der rasanten Flugbahn des Geschosses. Er stellt tiefe psychologische Betrachtungen an über das Temperament seines Unteroffiziers, die moralische Verfassung seines Feldwebels, das Niveau der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung seines Lieutenants. Wie durch Offenbarung ist ihm das Verständnis aufgegangen für die Heiligkeit blankgeputzter Knöpfe und die Nichtswürdigkeit eines schlecht gerollten Mantels. Er kann die Schande, eine Minute zu spät zum Appell gekommen zu sein, schwer verwinden und ertappt sich auf gröblichem Neid gegen seinen Nebenmann im Gliede — einen halb blödsinnigen Burschen vom Lande — dessen „Griffe" offenbar mehr „Schnick" haben als die seinen.

Hat er sich nun durch das Rekrutenstadium zu den höheren Aufgaben durchgerungen, ist in die Kompagnie eingestellt; erschließen sich ihm die eso-

terischen Geheimnisse des Bataillons-Exerzierens; hat er endlich ein Manöver mitgemacht — jene Probe auf das Exempel der Notwendigkeit alles dessen, was er gelernt und wovon ihm doch so manches als Willkür und Spielerei vorgekommen, — so müßte es mit sonderbaren Dingen zugehen und er kein Deutscher sein, wenn er, der vielleicht mit Gleichgültigkeit, ja Abneigung in den Dienst getreten, nicht für den Rest seines Lebens Soldat aus Überzeugung und Neigung bliebe.

Diese Betrachtungen hätten kein Recht, an dieser Stelle zu stehen, wären sie nicht der Niederschlag der Erfahrungen, die ich an mir selbst während meines Dienstjahres gemacht habe.

Ich gehörte zu denen, die dem Soldatenstande weder eine Neigung, noch eine Abneigung entgegenbringen, vielmehr sich einkleiden lassen mit der Resignation eines Menschen, der etwas, was er unter keinen Umständen vermeiden kann, über sich ergehen läßt. Ich war insofern ein nicht übles Objekt zur Demonstration jenes schier allmächtigen Einflusses der Gewalt, welche ein großer sozialer Organismus auf das Individuum ausübt, das ihm eingegliedert wird; und der sich dann auch bei mir in vollem Maße bewährte. Aber ich war doch wohl ein zu aktiver Mensch, als daß ich lange in einem rein passiven Verhältnis hätte verharren können. Da muß ich es denn als ein großes Glück für mich betrachten, daß es mir gar leicht gelang, meine angeborenen Neigungen mit den Gesetzen, die jetzt über mich walteten, in Einklang zu bringen und meine augenblickliche moralisch-geistige Verfassung dem

Milieu, in das ich mich versetzt sah, anzupassen. Die strenge Ordnung des Dienstes hatte für mich nichts Abstoßendes; sie erschien mir im Gegenteil als etwas Selbstverständliches, dem ich nichts abdingen mochte, wo möglich aus freien Stücken ein Übriges hinzufügte. Etwas, das ich in die Hand genommen habe oder habe nehmen müssen, gut zu machen, — ich meine: so gut, wie es in meinen Kräften steht, — ist bei mir Sache eines Temperamentes, dem jede Thätigkeit, als solche, willkommen ist, und eines Ehrgeizes, den ich nicht unbedingt loben darf, da zu viel Eigenliebe hineinspielt, und den ich auch nicht geradezu tadeln kann, weil ich ihn als einen nicht ganz reinlichen, aber überaus kräftigen Gesellen in dem Erstreben im übrigen rein idealer Ziele erkannt habe. Dazu kam, daß ich den physischen Anstrengungen, die dem Soldaten, besonders dem Neuling, bekanntlich in ausgiebiger Weise zugemutet werden und werden müssen, vollauf gewachsen war. Mochte immerhin der Vorrat von Kraft, den ich mir in meiner früheren Jugendzeit in der leidenschaftlichen Übung von allerlei Sport aufgespeichert, in diesen vier über den Büchern versessenen Studienjahren ein wenig angegriffen sein, so hatte ich jetzt reichliche Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Und nach dieser Seite genügte mir nicht einmal die Leistung, die der Dienst für sich in Anspruch nahm. Nach stundenlangem Exerzieren vom Dienste befreit, konnte ich wieder stundenlang gegen Abend und in die Nacht hinein draußen umherschweifen zwischen den Feldern, über die Wiesen, am Strande hin, meine alten Wege und Stätten aufsuchend, mir wieder selbst zu gehören

und der Stimme zu lauschen, die vernehmlich nur in der Einsamkeit zu mir sprach.

So durfte ich mir denn das Lob eines „strammen“ Soldaten, mit dem meine Vorgesetzten mich gelegentlich beehrten, wohl gefallen lassen. Und daß ich jeden Befehl augenscheinlich willig vollzog, nie das geringste Gelüst zur Subordination an den Tag legte, machte mich gewiß in ihren Augen nicht schlechter. Aber freilich, wenn sie, also wohlgefällig auf mich blickend, glaubten, daß bei dem allen jener „Gehorsam im Gemüte“, dem „die Liebe nicht fern“ ist, die Grundstimmung meiner Seele sei, so wäre das ein Irrtum gewesen. Ich war hier folgsam und gehorsam, wie ich es auf der Schule gewesen war: nicht aus Respekt vor der persönlichen Autorität der Befehlenden und Gehorsam Heischenden, sondern aus Achtung vor der Sache und aus Achtung vor mir selbst. Genau wie damals — und um so viel genauer, als ich älter und reifer geworden — schied ich die Sache, deren Würdigkeit und Wert ich zu schätzen wußte, von den die Sache vertretenden Personen. Indem ich so klüglich jeden, selbst einen gerechten Streit mit einem Gegner vermied, der mich mit einem hervorgedonnerten: Schweigen Sie! wehrlos machen konnte, und es eines ehrliebenden Menschen unwürdig erachtete, sich der Rüge eines Mannes auszusetzen, dessen Erziehung und Bildung zu wünschen ließen, bin ich jetzt und später durch meine dienstlichen Verhältnisse gegangen ohne alle Konflikte, ja, ich möchte sagen: ohne jegliche Reibung.

Und doch wurde mir äußerlich der Dienst, zum mindesten in meinem Freiwilligen-Jahr nicht leicht

gemacht. Besonders die Rekrutenzeit erwies sich mehr als bös. Das herbstliche Wetter war abscheulich, und von diesem abscheulichen Wetter bekamen wir unser vollgemessenes Teil, da bei dem Mangel einer Kaserne die Übungen fast immer im Freien vorgenommen werden mußten; oder, wenn es selbst der derben pommerschen Natur draußen zu arg wurde, in Räumen, die mir schlimmer erschienen als das schlimmste Unwetter: in zugigen Thorwegen, durch deren Mitte vom benachbarten Hofe her eine übelriechende Gosse rann; in Ställen, die für ein paar Stunden von ihren legitimen Bewohnern verlassen waren, und anderen ähnlichen, mehr oder weniger abscheulichen Lokalen. Dann die unendliche Monotonie des Dienstes in einer so kleinen Garnison. Zuletzt, als Schlimmstes, die Freudlosigkeit, die auf unserem Thun lag, und die ich direkt auf unseren Major zurückführte. Da der Mann später zu den höchsten Ehrenstellen seines Berufes aufgestiegen ist, wird er wohl ein guter Soldat gewesen sein; aber wenn man ihm auch nachsagte, daß er dem weiblichen Geschlecht in ausschweifender Weise huldigte, einer der Grazien war er auf diesen dunklen Wegen sicher nie begegnet. Ich vermute, daß der für ein royales Gemüt so bittere Nachgeschmack des „tollen Jahres“ noch besonders stark auf seiner von Haus aus starren aristokratischen Zunge lag, die dann nur geschmeidig wurde, wenn es galt, böse, zornige Worte auszustoßen, besonders gegen die „gelehrten Herren“, womit er uns arme Freiwillige meinte, für die es „natürlich keine gerade Linie gebe,“ und was dergleichen Schmeicheleien mehr waren, mit denen er

uns beim Bataillonsexerzieren von seinem, wie er, plumpen, starkknochigen Gaul herab regalierte. Nun pflegt die Griesgrämigkeit des Kommandeurs die Laune seiner Offiziere nicht zu verbessern, wie denn wiederum die üble Laune dieser in den gefügigen Seelen der Unteroffiziere ein lärmendes Echo findet. Nur einer ließ sich durch den Winter dieses Mißvergnügens nicht anfechten: ein Hauptmann v. B.-R. Sein schönes Gesicht leuchtete von Güte und Menschenfreundlichkeit; und daß dieser Ausdruck kein bloßer Schein sei, bewiesen die Aussprüche der Leute seiner Kompagnie — leider nicht der meinigen. Keiner hatte je ein rauhes Wort aus seinem Munde gehört; und dabei stand seine Truppe in nichts hinter der Leistungsfähigkeit der anderen zurück. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, mit dem Manne ein Wort zu sprechen; aber es war mir eine Lust, ihn nur zu sehen. So stand er leibhaftig vor meines Geistes Aug', als ich beinahe vierzig Jahre später „Was will das werden?" schrieb und der humanen, nach den höchsten Zielen ausschauenden, opferfreudigen Seele meines Oberst von Vogtritz die unvergessene, im schönsten Sinne des Wortes adlige Erscheinung jenes Mannes lieh.

Es kam noch ein Moment hinzu, das für sich stark genug war, mich die Enge meines jetzigen Zustandes als eine Wohlthat empfinden zu lassen. Der Landmann, der, tagsüber in Wald und Feld rastlos schaffend, seine Lunge über Gebühr ausgeweitet hat, atmet am Abend mit Behagen die eingeschlossene Luft einer Stube, der andere gern entfliehen möchten. Ich hatte in diesen vier Jahren ein Freiherrenleben geführt, in meinem Kommen und Gehen, Thun und

Lassen von niemand kontrolliert, von niemand abhängig, als von mir selbst. Ich hatte dies Ungebühr von Freiheit nicht eigentlich mißbraucht; aber es waren doch Stunden genug gekommen, in denen mir um meine unbedingte Souveränität einigermaßen bange geworden. Davon konnte jetzt nicht wohl die Rede sein. Jetzt hieß es gehen und kommen, nicht, wie ich wollte, sondern wie andere wollten, die, streng genommen, wieder keinen eigenen Willen hatten, sondern nur dem Befehl abermals anderer gehorchten, welcher Befehl denn schließlich nicht selten auf ein „tel est mon plaisir“ unseres Autokraten mit Majorsepaulettes hinauszulaufen schien. Und war so der eigene Wille in Fesseln und Banden, die ihn nicht drückten, so mochte auch das überreizte Gehirn sich vielleicht nicht ungern auf Stunden zur Gedankenlosigkeit verurteilt sehen.

Zu diesen Umständen, die alle einer normalen Stimmung meines Gemütes mehr oder weniger günstig waren, gesellte sich noch ein allergünstigster. Ich hatte mit schwerer Sorge dem langen Aufenthalt in meinem väterlichen Hause entgegengebangt. Diese Sorge erwies sich als grundlos. Warum das der Fall war, und wie es kam, daß das bedenkliche Jahr sogar in mein Leben Blumen von seltener Anmut streuen sollte, darüber werde ich weiter unten zu berichten haben. Aber, was ich sicher ebenso wenig erwartet hatte: auch für meine geistige Entwickelung wurde die gefürchtete Zeit eine ganz besonders fruchtbare. Davon muß ich dem Leser zuvörderst ausführliche Rechenschaft geben.

Wenn philosophieren den Gründen der Dinge nachdenken heißt, so werde ich mich deshalb noch nicht einen geborenen Philosophen nennen dürfen, aber auch nicht in Abrede stellen können, daß der Hang zum philosophieren mir eingeboren war. Das fortwährende Fragen nach dem Warum? hatte, wie sich der Leser erinnert, den Knaben ein paar Jahre zu früh in die Schule gebracht. Die Schule war kein Heilmittel für die Fragesucht gewesen. Der Schüler hatte immer so weiter gefragt, freilich nicht mehr seine Lehrer. Auf unseren Schulen von heute steht das Fragen nur dem Lehrer zu. Versucht der Schüler den Spieß umzukehren und seinerseits zum Frager zu werden, so wird er bedeutet, daß ein solches Abweichen von der Regel nur ausnahmsweise zu dulden sei, was denn für einen feinfühlenden Knaben gerade ausreicht, ihm das Fragen ein für allemal zu verleiden, oder, wenn er es denn durchaus nicht lassen kann, mit seinen Skrupeln wenigstens niemand zu behelligen als sich selbst. Das war mein Fall gewesen. In welchem schier überschwenglichen Maße, davon haben diese Blätter mehr zu erzählen gehabt, als vielleicht einem und dem anderen Leser lieb war, der nicht bedachte, daß die Geschichte der geistigen Entwickelung eines Menschen kein gleichmäßiges Fortschreiten sein kann, sondern jenen wunderlichen Prozessionen gleicht, bei denen auf zwei Schritte vorwärts immer erst einer zurück gethan werden muß.

Freilich trifft das Bild nur den Schein der Sache, nicht ihr Wesen. In Wirklichkeit ist jenes Rückschreiten nur ein sich zusammenziehen der geistigen

Kräfte, um dem demnächstigen Vorstoß eine größere Energie und einen mächtigeren Erfolg zu geben.

Die Novelle, die ich während der letzten Wochen meines Universitätslebens so schnell auf das Papier geworfen, mochte als ein solcher Vorstoß in der Richtung gelten, von der ich jetzt nicht mehr zweifelhaft war, daß mein Streben, sollte es Erfolg haben, sich in ihr weiter bewegen müsse.

An dieser letzteren Überzeugung war nicht mehr zu rühren, wohl aber die Frage aufzuwerfen, welches denn nun der zureichende Grund sei, weshalb ich mit solcher Hartnäckigkeit in einem Streben verharrte, dessen Erfolg mir doch keineswegs gewiß, im Gegenteil in trüben Stunden immer wieder als ein problematischer erschien. In einem Streben, das mit der Tendenz der Welt, wie sie sich um mich her bewegte, so gar nicht in Einklang zu bringen war, sich der Zustimmung eigentlich niemandes rühmen durfte, dafür aber von der offenen oder heimlichen Mißbilligung so mancher verehrter und geliebter Personen getroffen wurde.

Zu diesen hatte sich denn jetzt auch die geliebteste von allen: mein Bernhard gesellt, und selbstverständlich mit der Offenheit, die seiner reinen Seele ein unabweisliches Bedürfnis war.

Diese Wendung konnte für mich nichts Überraschendes haben. Ich hatte sie kommen sehen in den Briefen, die er mir nach Greifswald schrieb und in denen er mit sicherer Hand die Summe unseres geistigen Zusammenlebens zog. Sie war in seinen Augen keineswegs gering. Dankbar pries er die Schönheit einer Verbindung, in welcher die Freunde,

so weit ihre Ansichten auch oft voneinander abgewichen waren, doch im Grunde immer dasselbe gewollt hätten: einer den anderen fördern und heben zu immer reineren und höheren Regionen des seelischen Lebens. Mit einer Herzlichkeit, für die er im persönlichen Verkehr selten einen Ausdruck fand, rühmte er das viele, das er mir in dieser Beziehung schulde; und bekannte alles in allem, das Glück der gemeinsam verlebten Jahre für ein höchstes zu halten, welches dem Menschen einmal und niemals wieder gegönnt werde.

Das wäre ja nun eitel Wonne für mein Herz und Balsam für manche Kränkung gewesen, welche meine unersättliche Freundschaft im Laufe der Zeit erfahren zu haben glaubte, hätte es dabei sein Bewenden gehabt; hätte der Freund als Schluß dieser Ergießungen ein Weiterleben und Weiterstreben in demselben Sinne als etwas Selbstverständliches gefordert und in Aussicht genommen.

Das Gegenteil war der Fall. In unserer Trennung, an der ich so schwer trug, sah er eine Notwendigkeit. Er gestand, meine Übersiedelung nach Greifswald ganz wesentlich in der Überzeugung befürwortet zu haben, daß unsere Freundschaft zu einem gewissen Abschlusse gekommen sei und fortan, solle sie nicht in Trümmer gehen, auf einer neuen Basis aufgebaut werden müsse. Unser endloses Disputieren über alles Mögliche und Unmögliche sei eine vortreffliche Ringschule für den Geist gewesen. Aber auch aus der vortrefflichsten Schule müsse man einmal heraus, um, was man da gelernt und geübt, am und im Leben zu erproben. Hier sei Rhodus,

hier müßten wir tanzen. Er seinerseits habe sich entschieden, mit dem Leben, wie es nun eben sei, vollen Ernst zu machen. Er wisse im voraus, daß ihm das so manche, ihm und mir teure Illusion rauben werde. Er für sein Teil werde einen Verlust zu verschmerzen wissen, der, genau betrachtet, sich als ein nur scheinbarer ausweise. Denn das Leben sei kein Schein, sondern Wirklichkeit, und könne nicht mit Illusionen, sondern nur mit Wirklichkeiten rechnen.

Auf diesen Ton waren alle seine Briefe gestimmt gewesen, nur darin unterschieden, daß er seinem Caeterum censeo in den letzten einen immer schärferen Ausdruck gegeben und, so zu sagen, auf die einfachste Formel reduciert hatte. Damit stand denn durchaus in Einklang die Aufnahme, die meiner Novelle bei ihm zu teil geworden. Aus seiner nicht eben langen Besprechung der Arbeit ging hervor, daß er sie allenfalls für einen Versuch gelten ließ, an dem manches zu loben, aus dem aber sicher nicht der Schluß zu ziehen sei, ich werde mein erstrebtes Ziel nun auch wirklich erreichen. Die Weite der Entfernung, die mich noch von dem Ziele trennte, deuteten die letzten Zeilen des Briefes in einer für mich sehr verständlichen Weise an. Sie lauteten: „Kennen Sie Balzac? Ich meine, haben Sie viel von ihm gelesen? Wenn das, wie ich annehmen muß, nicht der Fall ist, suchen Sie das Versäumte so schnell als möglich nachzuholen.“

Nun hatte ich wahrlich in meiner Novelle keine Eroberung der Provinz gesehen; aber festen Fuß auf der Grenze glaubte ich doch gefaßt zu haben. Nach des Freundes Ansicht war auch nicht einmal das der

Fall, und damit trat in drohendste Nähe die schreckliche Frage: ob meine Aspirationen, dermaleinst ein tüchtiger Schriftsteller zu werden, nicht zu jenen Illusionen gehöre, welchen ein vernünftiger Mensch in gewissen Jahren den Laufpaß gebe: mit anderen Worten: ob mein ganzes bisheriges Leben und Streben nicht auf einen verhängnisvollen Irrtum hinauslaufe?

Zweiundzwanzig Jahre alt geworden, sich bewußt zu sein, Mühe und Fleiß nicht gespart zu haben, um das Ziel zu erreichen, und sich jene schreckliche Frage aufgedrängt zu sehen von einem, der jahrelang der intimste Zeuge dieses mühevollen Fleißes gewesen ist, uns zahllose Proben der ungewöhnlichen Stärke seiner Urteilskraft gegeben hat, an dessen herzlichem Wohlwollen schließlich ein Zweifel gar nicht stattfinden kann — das ist eine harte Prüfung.

An die ich denn auch mit aller Gewissenhaftigkeit ging, die sie erforderte.

Also mit „Wirklichkeiten" sollte fortan gerechnet werden! War denn aber dieser mein militärischer Dienst nicht bereits eine sehr reelle Wirklichkeit? Hatte mich diese Wirklichkeit unvorbereitet getroffen? War es mir nicht spielend leicht geworden, ihr gerecht zu werden, trotzdem sie mir in höchst anmutloser, nicht selten in geradezu abschreckender Gestalt entgegengetreten? Durfte ich nicht daraus schließen, daß ich vor anderen Seiten der Wirklichkeit ebensowenig zurückschrecken, ihren Anforderungen nicht minder leicht gerecht werden würde? So war denn augenscheinlich wenigstens noch nichts unwiederbringlich an mir verdorben; so konnte ich noch jeden Tag ein anderes Leben beginnen.

Aber vielleicht hatte ich ein Recht, auf meine Art zu leben, einfach deshalb, weil ich in der Tiefe meines Herzens spürte, daß keine andere Thätigkeit, mochte ich ihr auch gewachsen sein; kein anderer Beruf, mochte ich seinen Anforderungen auch vollauf genügen, mir eine volle Befriedigung gewähren würden: jene Lust am Leben, ohne die mir das Leben selbst ein wertloses Gut erschien. Daß die Probe, die ich zuletzt von meinem Können abgelegt, nach des Freundes Urteil so wenig glänzend ausgefallen war, durfte in der Frage nicht ausschlaggebend sein. Ich hatte seine Weisung sofort befolgt und ein paar Romane von Balzac, den ich in der That jetzt zum erstenmale kennen lernte, gelesen. Meine kindische Schwäche dem französischen Romancier gegenüber war mir dabei zum vollen Bewußtsein gekommen; entmutigt hatte mich die Wahrnehmung nicht. Meisterlich, wie der Mann ja offenbar war, — die Welt, die er so souverän beherrschte, war nicht meine Welt, nicht die, welche ich kannte, immer besser kennen zu lernen hoffen durfte, mit welcher besseren Erkenntnis mir denn auch wohl die entsprechenden Kräfte der Darstellung wachsen würden.

Die Frage war und blieb: umkehren oder weiterschreiten? anerkennen, daß der Weg, den ich bisher mit solcher Hartnäckigkeit verfolgt, ein Irrweg, eine Sackgasse; oder darauf bestehen, daß es der richtige für mich, das heißt: der einzige sei, den ich, wie ich nun einmal war, verfolgen könne, ohne mich selbst aufzugeben; mithin verfolgen müsse?

Ich hatte mir von der Philosophie bis dahin nur immer in ästhetischen Dingen Rat geholt mit einem,

wie mir schien, zweifelhaften Gewinn. Wo ich die gelehrten Herren verstand, hatte ich mich fast regelmäßig mit ihnen in Widerspruch befunden; wo ich sie nicht verstand — was recht häufig der Fall war — frischweg ihre abstruse Ausdrucksweise dafür verantwortlich gemacht, keineswegs meinen Mangel an Übung im systematischen Denken und den Umstand, daß ich die Ästhetik des Betreffenden nie aus dem Ganzen seines Systems heraus zu verstehen auch nur versucht. Diese meine philosophische Unbildung als einen beschämenden Mangel zu empfinden, war ich um so weniger geneigt, als ich zu Gefährten des Übels ziemlich meine sämtlichen Kommilitonen auf der Universität gehabt haben würde. Hegel war lange tot; Schopenhauers glänzendes Gestirn zur Zeit völlig verdunkelt. Dazu die leidenschaftliche politische Bewegung von achtundvierzig, von der ich sagen würde, daß sie der philosophischen Vertiefung die möglichst ungünstige gewesen sei, wäre sie nach dieser Seite von der ihr auf dem Fuße folgenden Reaktion nicht noch übertroffen worden. Galt es doch jetzt, die Greuel der Schwärmerei, deren man sich heimlich oder offen schuldig gemacht, abzubüßen! sich und der Welt zu beweisen, daß man ein völlig rationelles, durchaus nüchternes, im innersten Grunde staatsungefährliches Wesen sei, entschlossen, vor jeder Extravaganz drei Kreuze zu schlagen, das Brotstudium heilig zu halten und auf die Worte des Vorgesetzten unbedingt zu schwören! Ich hatte davon so manche tragikomische Erfahrung gemacht! Und wenn mir der Freund auch viel zu hoch stand, als daß ich nur einen Augenblick daran gedacht hätte, ihn jenen

Herdemenschen einzureihen, so war doch selbst ihm das Studium Spinozas, auf welches wir während des unvergeßlichen Berliner Semesters ziemlich viel Zeit verwandt hatten, schließlich nur als eine Gymnastik des Geistes erschienen, insoweit preiswürdig und nützlich, aber unvermögend, den Jünger über die Rätsel des Lebens aufzuklären, und folglich wertlos für die Praxis des Lebens.

Für diese Praxis aber einen Halt zu gewinnen und eine Erklärung, wenn nicht des Lebens, so doch meines Lebens — gerade darauf kam mir jetzt alles an. Und so griff ich denn wieder zu Spinoza, den ich damals, kaum minder verdrossen, als der Freund, aus der Hand gelegt, ob ich mir in ihm nicht vielleicht doch einen Helfer in meiner Not gewinnen möchte. In einer Not, die mit meinen früheren ästhetischen Hilflosigkeiten nichts gemein hatte, die rein ethisch war, in der es sich für mich wahrhaft um Sein oder Nichtsein handelte.

Ich erinnerte mich aber sehr wohl gewisser Sätze in der Ethik, die mich damals schon getroffen hatten und mir eine Bestätigung der Gedanken, mit denen ich mich trug, zu enthalten schienen. Indem ich die Ethik durchflog, suchte ich eigentlich nur nach ihnen, um sie denn auch alsbald zu finden mit der Freude des verschmachtenden Wanderers, der eine Quelle rieseln hört. Wer sich in meine Seelenlage versetzt, wird verstehen, mit welchem Entzücken ich Aussprüche begrüßte, wie die folgenden:

„Die Begierde ist die Wesenheit des Menschen selbst, d. h. das Bestreben, wodurch der Mensch in seinem Sein zu beharren strebt. —“

„Da die Vernunft nichts gegen die Natur verlangt, verlangt sie also selbst, daß ein jeder sich liebe, seinen Nutzen: das, was ihm wahrhaft nützlich ist, suche, und alles, was den Menschen wahrhaft zu größerer Vollkommenheit leitet, aufsuche und überhaupt, daß ein jeder sein Sein, so viel an ihm liegt, zu erhalten strebe.“ —

„Es giebt also vieles, was uns nützlich und was deshalb zu begehren ist. Unter diesen läßt nichts Vorzüglicheres sich denken, als das, was gänzlich mit unserer Natur übereinstimmt.“ —

„Je mehr Vollkommenheit ein Ding hat, um so mehr ist es thätig und um so minder leidet es; und andererseits: je mehr es thätig ist, um so vollkommener ist es.“ —

„Ein jeder ist nach dem höchsten Rechte der Natur da, und folglich thut ein jeder nach dem höchsten Rechte der Natur das, was aus der Notwendigkeit seiner Natur folgt; und daher beurteilt ein jeder nach dem höchsten Rechte der Natur was gut und was schlecht sei, und sorgt nach seinem Sinne für seinen Nutzen.“ — —

Es ist eine alte Erfahrung, daß der Leser, besonders der jugendliche, aus der Lektüre religiöser oder philosophischer Schriften im allgemeinen nur das davonträgt, was er bereits selber mitgebracht hat. In meinem Falle traf es völlig zu. Jene Sätze und ähnliche, den Inhalt derselben bestätigende und ergänzende, hatten in meiner Seele einen Aufruhr erregt, der es mir unmöglich machte, meinen eigentlichen Vorsatz auszuführen und Spinozas Werke, die ich in Berlin nur eben angeblättert, diesmal gründlich

zu studieren. Mir war, als hätte ich den festen Punkt gefunden, auf dem fußend, ich die Welt aus den Angeln heben könne. So weit kam es freilich nicht. Aber indem ich, alles, was sonst Spinoza gelehrt, bei Seite lassend, mich tief und tiefer in den Satz vom Suum esse conservare versenkte, allen Folgerungen, die sich daraus ziehen ließen, nachspürte, habe ich nicht bloß die Fundamentsteine zu dem gelegt, was ich meine Philosophie nenne, sondern auch das Gebäude so weit in die Höhe gebracht, daß meine späteren Bemühungen, ohne an dem ursprünglichen Plan zu rühren, nur noch dem Ausbau gelten konnten.

Eines, was ja auch in dem Satze des Meisters implicite liegt, nur daß er es verschmäht, sich des weiteren darüber auszulassen, war mir sofort klar: die allgemeine, ausnahmslose Gültigkeit des Princips über das Menschenwesen hinaus auf die ganze Natur, auf alles Seiende, es möge nun als Lebewesen sich darbieten, oder als sogenanntes Lebloses. Jedes sucht sich zu erhalten, strebt zu verharren in seiner ursprünglichen Eigenschaft; und eben dies Sichselbsterhalten mit aller Kraft, die nur durch eine andere größere (immer von außen, niemals aus ihm selbst stammende) gebrochen werden kann, ist sein Leben und sein souveränes Recht. So geht es durch alle Kreise der Natur in immer steigender Gradation des Seins, bis es im Menschen zum Sichbewußtsein wird. Darum aber, weil das Menschsein ein Sichbewußtsein (genauer: sich seines Seins Bewußtsein) ist, heißt das Suum esse conservare für ihn: sich dieses seines Bewußtseins in jeder Weise zu versichern, es zum

denkbar höchsten Grade zu steigern. Nun werden wir uns des Seins nur bewußt durch seine Äußerungen, von denen das Denken, auf das Descartes allen Wert legt, eine ist, aber jede Regung des Gemüts eine andere, und jede Thätigkeit des Leibes wieder eine andere, und jede Herausstellung unserer seelischen und leiblichen Thätigkeit in etwas, das außer uns ist, abermals eine andere und so fort in der Unendlichkeit der Objektivation unserer Kräfte. Mithin kommt alles darauf an, ist das A und O, Mittelpunkt und Peripherie, Kern und Baum, Inhalt und Umfang des Menschenseins: seine Kräfte frei spielen lassen, thätig sein zu können innerhalb der Grenze, aber auch bis an die Grenze seiner Kräfte.

Bedenkt man nun den unsäglichen Reichtum des menschlichen Vermögens, ferner die Verschiedenheit dieses Vermögens in jedem Individuum, und daß diese Vermögen im gesamten und einzelnen sich objektivieren wollen und müssen mit derselben Notwendigkeit, mit der die elektrische Wolke sich im Blitz entladet, das Wasser in die Horizontale, der geworfene Stein wieder zur Erde strebt; bedenkt man endlich, wie diese Vermögen in ihrem souveränen Recht der Äußerung in jedem Moment gegen die Äußerungen anderer Vermögen stoßen, die dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen und nehmen müssen, so kann man sich freilich kein Bild von dem menschlichen Leben in der Gesamtheit und im einzelnen machen, weil es alle und jede Vorstellung unermeßlich übersteigt. Wohl aber läßt sich sagen: nur wer sich jenen Grundgedanken klar, aber auch völlig klar gemacht hat, besitzt den Faden, an dem er durch das Menschendasein

finden kann, das sonst ein unentrinnbares Labyrinth wäre; besitzt den Schlüssel, der unbedingt passen wird, mag er ihn anwenden auf die Entwickelung der Menschheit, oder auf ihren augenblicklichen aktuellen Zustand, oder auf jedes beliebige Privatverhältnis und jede einzelnste Thätigkeitsäußerung des Individuums.

Man mache nur den Versuch, und er wird gelingen, vorausgesetzt, daß man sich nicht gleich durch den ersten Fehlgriff abschrecken läßt, sondern, indem man den Schlüssel bald hier, bald da ansetzt: — an komplizierte, an einfache Verhältnisse, an Thatsachen der Geschichte und Thatsachen des privaten Lebens — sich die nötige Übung in seinem Gebrauch aneignet.

Ich wurde nicht müde, dergleichen Versuchsproben anzustellen, die scheinbar ganz willkürlich bald dies, bald jenes Phänomen des Menschenseins herausgriffen, und aus denen doch, da sie stets von dem einen leitenden Gedanken ausgingen und wieder zu ihm zurückstrebten, sich für mich etwas entwickelte, das man wohl ein System nennen dürfte. Allerdings kein metaphysisches. Den Urgrund des Seins ließ ich als ein Unerforschliches dahingestellt; ich nahm es mit seinem Streben der Beharrung, d. h. in meine Sprache übersetzt: in seinem Streben, die ihm innewohnende (immerhin unendliche) Kraft zu entfalten, als eine Thatsache, an der man ebensowenig zweifeln könne wie an dem eigenen Dasein, das ja vielmehr in sich selbst die Bestätigung jener Thatsache war, und an der man sich genügen lassen konnte, weil sie, recht betrachtet, zur Erklärung, wenn nicht des Seins selbst, so doch aller seiner Erscheinungen vollkommen ausreichte.

Es war selbstverständlich, daß ich die Bestätigung des Princips, dem in der Natur, wohin sich auch meine Blicke wandten, nichts widersprach, in erster Linie vom Menschensein erwartete und forderte. Und hier machte mir wieder auf meinem materialistischen Standpunkte das Rätsel des Zusammenwirkens von Leib und Seele keine Skrupel. Ich war mit Spinoza durchaus der Meinung, daß „niemand bis jetzt festgestellt habe, was der Körper vermöge, d. h. niemanden bis jetzt die Erfahrung gelehrt habe, was der Körper nach den bloßen Gesetzen der Natur, insofern diese nur als körperliche betrachtet wird, thun könne und was er nicht könne, wenn er nicht von dem Geiste bestimmt wird.“ Ich glaubte zu erkennen, daß in diesem Satze, auf den er seltsamerweise nicht weiter zurückkommt, Spinozas ganz eigentliche Ansicht zu Tage trete: seine Überzeugung von der Allmacht der einen Materie, die das, was wir Geist nennen, nicht sowohl aus sich erzeuge, als mit demselben von Anbeginn bis in seine Atome hinein durchtränkt sei, so daß es nur entbunden zu werden braucht, was an jedem Punkte geschieht, auf dem sich die Bedingungen dazu versammelt haben. Diese Bedingungen, meinte ich, hätten sich, als die Materie sich zum Tierreich entwickelt hatte, aufsteigend zu ihren höchsten Leistungen innerhalb dieser Sphäre, bis auf ein kleines bereits zusammengefunden, das noch hinzukommen, vielmehr ebenfalls noch entwickelt werden mußte, und nun der Mensch dastand.

Selbstverständlich wiederum als ein der Weiterentwickelung ebenso bedürftiges als fähiges Wesen,

und das sich nur in der Gesellschaft von seinesgleichen entwickeln konnte.

Die letztere Bedingung war für mich durchaus eine sine qua non. Ich glaubte zu begreifen, daß, sobald man zur Erklärung der Menschennatur einen einzelnen fertigen Menschen nähme, dessen Kräfte und Eigenschaften nichts weiter sind als der in bestimmten festen Formen verhärtete Niederschlag eines tausend- und abertausendjährigen Kulturprozesses, der Erklärer stets entweder auf Unklärbarkeiten stoßen werde, oder auf Phänomene, die er nur mit Hilfe von Hypothesen erklären könne, welche in das metaphysische Gebiet hinüberragen, wenn sie nicht völlig in dasselbe gehören. Wogegen sich alles, nicht eben leicht, so doch sicher mache — so weit es sich überall machen läßt — wenn man, ohne den Nährboden des natürlich Gegebenen auch nur um eines Haares Breite zu verlassen, den Menschen stets sub specie der Menschheit betrachte, d. h. als aus dem fortwährenden und sich im Laufe der Zeit stets vervielfältigenden Kontakt mit seinesgleichen zu stande gekommenes Produkt.

Hier nun mündeten meine Betrachtungen in einen Strom von Erwägungen, die, wenn sie auf einer ausreichenden Kenntnis der einschlägigen Disciplinen basirt sind, man „Ideen zur Geschichte der Menschheit" oder ähnlich betitelt. Diesen großen und mächtigen Strom in allen seinen mannigfaltigen Windungen von der Quelle bis zur Mündung — oder doch zu dem Punkte, auf welchem die jetzige Menschheit eben hält — zu durchmessen, war ich freilich nicht im stande. Aber die Hauptetappen im Lauf des Stroms glaubte ich doch zu unterscheiden; und

über die Richtung, die er unter allen Umständen genommen haben müsse, durfte ich nicht in Zweifel sein. Die Menschheit, die mir als ein Wesen galt, konnte es ja nicht anders gemacht haben und machen, — nichts anderes im Laufe der Jahrtausende und in jedem gegebenen Moment, — als jedes andere Wesen, d. h. sie hatte nichts gethan als suum esse conservare, d. h. sie hatte jede Kraft spielen lassen und im Spiel und Widerspiel dieser Kräfte bis an die äußerste Peripherie ihrer Machtsphäre zu dringen versucht.

Hier nun fand für mich alles Platz und Erklärung was auch immer im Menschenbusen sich regen, im Menschenhirne sinnen, von Menschenhänden gestaltet werden mag, weil alles aus demselben Grunde hervorgehen mußte, alles unter demselben Gesichtswinkel betrachtet wurde: Erzeugen und morden, Liebe und Haß, Tugend und Laster, Städtebauen und Länderverwüstung, Krieg und Frieden, Ordnung und Anarchie, Freiheit und Knechtschaft; über oder hinter welchen Evolutionen und Modifikationen dann die Verbrüderung aller Menschen als letztes, nie völlig zu erreichendes, immer zu erstrebendes Ziel hochherrlich aufragte.

Und dies, ohne dem Princip die mindeste Gewalt anzuthun, vielmehr als ein Postulat, das mit Notwendigkeit aus dem Princip resultierte.

Denn wie ich mir das menschliche Denken (und Sprechen) nur als eine Fortsetzung und Erfüllung des tierischen Denkens (und Sprechens) erklärte, — das notwendige Resultat der Verfeinerung, welche die Materie im Menschen erfahren hatte und mit dieser Verfeinerung identisch; — wie ich mir jede Voll-

kommenheit des Menschen auf diesem rein natürlichen Wege zu stande gekommen dachte, so durfte ich mit meinem Princip vor der Moral nicht Halt machen, sondern in jeder, auch der höchsten ihrer Äußerungen: der Menschenliebe bis zum Opfertod für die Menschheit nichts anderes sehen, als die folgerichtige Konsequenz seines natürlichen, im Verlaufe der Kultur so weit gesteigerten Wesens.

Mochte ich es drehen und wenden, wie ich wollte, — ich kam darüber nicht hinaus: die Tugend war eine menschliche Fertigkeit wie andere auch, ein etwas, das er sich im Verkehr mit seinesgleichen angewöhnt hatte, hatte angewöhnen müssen, weil die Möglichkeit dieses Verkehrs selbst und im letzten Grunde seine eigene Existenz in jeder Bedeutung des Wortes auf dieser Fertigkeit, auf dieser Angewöhnung beruhten. Hier schien mir das Wort Spinozas von ewiger Geltung: „Nichts Besseres können sich die Menschen zur Erhaltung ihres Seins wünschen, als daß alle in allem so übereinstimmen, daß die Geister und Körper aller gleichsam einen Geist und einen Körper bilden, und alle zugleich, so viel sie vermögen, ihr Sein zu erhalten streben, und alle zugleich den gemeinschaftlichen Nutzen aller für sich suchen. Hieraus folgt, daß die Menschen, welche von der Vernunft geleitet werden, d. h. die Menschen, welche nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, nichts für sich begehren, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschen, und daß sie also gerecht, treu und ehrenhaft sind.“

Es ist also die Selbstsucht, d. h. die Einsicht des daraus resultierenden Vorteiles, welche dem Menschen

die Tugend gebietet mit derselben Notwendigkeit, mit welcher das neugeborene Kind die Mutterbrust sucht. Auch schien mir diese ihre Abstammung den Wert und die Würde der Tugend so wenig zu beeinträchtigen, als es die Schönheit der Rosenblume vermindert, daß die wirre Wurzel im dunklen, feuchten Erdreich steckt, oder die Schmackhaftigkeit einer Frucht, weil sie Kraft und Saft aus einem Düngerbeet zieht. Von einem besonderen Verdienst der Tugend konnte allerdings nicht mehr die Rede sein, da jeder genau so tugendhaft ist, als es in seinem Vermögen steht, was aber nicht ausschließt, daß dem Menschen seine Tugend und deren Gegenteil von den anderen Menschen angerechnet, will sagen belohnt, respektive bestraft wird. Mit Recht. Denn die Wohlfahrt der Gesamtheit beruht auf der Tugend der Individuen, und indem sie nach ihrem Wohl mit demselben Naturrecht wie das Individuum nach dem seinen strebt, ist die Tugend desselben für sie eine Förderung, für die sie erkenntlich ist, wie deren Gegensatz eine Beeinträchtigung, gegen die sie sich mit aller Macht, die ihr zu Gebote steht, wehrt. Daß sie bei diesem Stande der Dinge die höchste Richterin über das ist, was sie als Tugend schätzt und als deren Gegenteil verdammt, ergiebt sich von selbst. Woraus dann wieder folgt, daß diejenigen irren, welche in der Tugend eine konstante Größe sehen und nicht vielmehr eine, die mit dem Bildungsstand der Menschen fortwährend wechselt, also in jedem gegebenen Moment nur der höchste Ausdruck des jedesmaligen Bildungsstandes der betreffenden Menschheit, genauer des betreffenden Volkes ist. Verhielte es sich anders, und hätten die dog=

matischen Philosophen recht, welche einen apriorischen Tugendbegriff annehmen und die Tugend ein Postulat der Vernunft nennen, — nicht in dem obigen Sinne, sondern in dem kantischen des sich immer gleichbleibenden kategorischen Imperativs eines stets identischen, schlechterdings infallibeln Gewissens, — so wäre nicht abzusehen, woher es denn kommt, daß die verschiedenen Rassen und Nationen zu allen Zeiten die verschiedenartigsten Codices der Moral gehabt haben und haben bis auf den heutigen Tag.

In diesem System ist selbstverständlich die Freiheit des Willens eine Fabel. Es kann in ihm nur von einem Müssen geredet werden, das an die unzerreißbare Kette der Notwendigkeit, mit welcher der Ursache die Wirkung folgt, von Ewigkeit zu Ewigkeit gebunden ist. Der Tugendhafte ist also nicht tugendhaft, weil er es sein will, sondern weil sein Vermögen so weit reicht, ihn tugendhaft sein zu lassen, mithin: weil er tugendhaft sein muß. Der Lasterhafte ist lasterhaft, nicht, weil er es sein will, sondern weil sein Vermögen nicht zur Tugend reicht, mithin: er nicht tugendhaft sein kann. Das scheinen furchtbare Sätze, die nach der Meinung des guten Bürgers keine Geltung gewinnen dürfen, oder alle Mächte, in deren Schutz er sein Leben behaglich dehnt: Religion, Moral, gesetzliche Ordnung fliehen verhüllten Antlitzes aus der Welt, die hinter ihnen, ein sich selbst zerwütendes Chaos, zurückbleibt. Aber die höhere Mathematik operiert mit Größen, mit denen die Feldmeßkunst nicht rechnen darf; und unsere Religion, Moral und Gesetzesordnungen sind auch nur solche Feldmeßkünste, eingerichtet auf den augenblicklichen

moralischen Besitzstand der Menschen, und insoweit nützlich und notwendig. Aber wer mit ernstem Fleiß die Natur des Menschen studiert und die Resultate, die er so erzielt, mit denen verglichen hat, die ihm aus dem Studium der Geschichte der Menschheit geworden — um zu finden, daß jene durch diese und vice versa nur immer erläutert, aufgeklärt und bestätigt werden — wer, sage ich, möchte da behaupten, daß jener Besitzstand bleiben wird, bleiben kann, wie er heute ist? Wer nicht vielmehr eine Zukunft für möglich, für wahrscheinlich, vielleicht für gewiß und unausbleiblich halten, in welcher die Menschheit auf den heutigen Stand der Religion, Moral und Gesetzgebung zurückblicken wird, wie wir auf die analogen Zustände des christlichen Mittelalters, oder gar diejenigen götzendienerischer primitiver Völker? Ist es nicht schon mehr als bloße Ahnung dieser Zukunft, wenn heute alle denkenden Menschen mit aller Macht dem öffentlichen und privaten Laster, dem schweren und dem leichteren Verbrechen den Nährboden abzuringen suchen, indem sie an der Schaffung von socialen menschenwürdigen Verhältnissen arbeiten, d. h. solchen, in denen der Mensch sich seiner Würde bewußt wird und in diesem Bewußtsein nicht mehr sündigen mag, vielmehr: nicht mehr sündigen kann? Und die Menschheit sich somit jenem idealen Stande, von dem Spinoza oben spricht, immer mehr nähert, ohne ihn freilich jemals vollkommen erreichen zu können? Daß diese zugegebene Unerreichbarkeit für die Faulen und Schwachen ein Grund mehr ist, die Hände in den Schoß zu legen und die Welt, die ihnen die beste scheint, auch für die beste auszugeben,

liegt auf der Hand. Aber sie würden das auch sonst thun, weil sie eben von Natur faul und schwach sind, gerade wie andere fleißig und stark, und insofern, gerade wie jene auch, nach den Gesetzen ihrer Natur leben. Es wird also darauf ankommen, ihre Natur, d. h. ihre Leistungsfähigkeit, und was damit identisch ist: ihren Thätigkeitstrieb zu erhöhen. Da kann denn die Erziehung viel thun, wenn sie nicht, wie heute nur zu oft, die eingeborenen Fähigkeiten lähmt und unterbindet, sondern löst und beflügelt. Die Hauptarbeit wird freilich immer der Not vorbehalten bleiben, die nicht nur beten lehrt, sondern von Anbeginn, indem sie das menschliche Dasein einzwängte und ganz in Frage stellte, wie der Stahl aus dem Stein das Feuer, so aus der Menschheit jede latente Kraft herausgeschlagen und sie zu dem gemacht hat, was sie jetzt ist.

So weit war ich etwa in meinem Ausbau jener Spinozaschen Fundamentalsätze gelangt, als ich denn doch die Notwendigkeit fühlte, zum Meister zurückzukehren und, indem ich jetzt volle Kenntnis von seinen Werken nahm, zu erproben, ob ich in seinem Geiste weiter geschafft hatte, und wenn nicht: wie weit ich etwa von ihm abgewichen war. Ich durfte mit dem Resultat der Kontrolle zufrieden sein. Wo eine Differenz eingetreten zu sein schien, sah ich bei näherer Betrachtung, daß sie mehr im Ausdruck als im Gedanken bestand. Aber freilich fand diese schöne Übereinstimmung auch nur auf demjenigen Gebiete statt, das ich, so zu sagen, aus dem System losgelöst und speciell bearbeitet hatte: dem Satz vom Suum esse conservare und seinen Folgerungen. Das Übrige

des Systems wollte mir weniger einleuchten, ja, ich geriet nicht selten in die Lage, dem Meister direkt widersprechen zu müssen. Und das in Kardinalpunkten. So meinte ich, daß die Lehre von der Substanz nicht an den Anfang des Systems gehöre, sondern, wenn sie überall stichhaltig sei, an das Ende. Aber ich bezweifelte ihre Stichhaltigkeit. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß die Definition der Substanz etwas anderes sei als eben — eine Definition, als solche vortrefflich und scharfsinnig, nur leider nichts als Worte — Worte. Ja, wenn Worte Leben geben könnten! Und diese hier sollten der Inbegriff alles Lebens sein! Ich verlangte nach Brot, und ein Stein wurde mir gereicht. Ich war sehr traurig über diese Entdeckung, auf die ich dann doch später einigermaßen stolz war, als ich bei dem Studium Kants an die Lehre von dem „Ding an sich" gelangte und zu dem Satze, daß aus einer Definition niemals auf die Existenz des Definierten geschlossen werden könne. Auch die beiden Attribute des Denkens und der Ausdehnung verwirrten mich mehr als sie mich aufklärten. Wenn die Substanz unendlich viele Attribute hatte, warum war nur immer von diesen beiden die Rede? Oder wenn der menschlische Geist nur diese beiden wahrzunehmen vermochte, während ihm die anderen verhüllt blieben, so lag doch die Vermutung nahe, daß sie nur eben menschliche Anschauungsweisen seien, bei denen völlig unbestimmt blieb, wie weit sie zur Erklärung der Substanz reichten. Auch mit des Meisters Beweisführung „more geometrico" war ich gar nicht zufrieden. Es begegnete mir häufig, daß ich den Lehrsatz zwar vollkommen und sofort verstand, die Beweisführung

ihn mir aber wiederum verdunkelte und ich in leidige Zweifel geriet, ob ich ihn nicht etwa doch mißverstanden habe. So hielt ich mich denn, die sogenannten Beweise bei Seite lassend, an die Sätze, und ich möchte das jedem jüngeren Studenten der Spinozaschen Lehre anraten, er sei denn ein besonders gut veranlagter mathematischer Kopf, was ich leider von mir nicht rühmen kann.

Aber ich war ja eigentlich zu Spinoza gekommen, um mir von ihm bestätigen zu lassen, daß ich, indem ich mein geistiges Leben so und nicht anders führte, nach dem Satze vom Suum esse conservare mein gutes Recht geübt habe. Die Richtigkeit des Satzes im allgemeinen schien mir über jeden Zweifel erhaben und es stand zu vermuten, ich werde, wie jedes andere Wesen, gethan haben, wozu eben meine Natur mich trieb und was ich deshalb auch nicht lassen konnte. Betrachtete ich aber meine Natur auf das hin, was ihr etwa eigentümlich sein möchte und mithin ihr ganz eigenstes Wesen ausdrückte, so wußte ich ja längst, wie es damit stand und daß mich von jeher der Drang beseelt hatte, hinter der wirklichen Welt eine andere in der Phantasie aufzubauen. Indem ich nun Wesen und Wirken der Phantasie einer eingehenden Betrachtung unterzog, gelangte ich zu dem Resultat, daß sie in das System vom Suum esse conservare, wie ich es verstand, nicht nur hineingehöre, sondern in demselben eine ganz eminente Bedeutung habe. Hieß mir doch das: „Sich selbst behaupten“ nichts anderes als: sein Sein, d. i. seine Kraft, d. i. die Summe aller unserer Fähigkeiten, mithin jede einzelne Fähigkeit bis zu der uns erreich-

baren Grenze ausdehnen. Nun war freilich in der Lehre des Meisters von der Phantasie so gut wie nicht die Rede, und wenn auf sie die Rede kam, erging es ihr nicht gut: sie wurde mit den Träumen und Träumereien identifiziert, vor denen sich der Denker, der nur nach adäquaten Ideen verlange, sorgsam hüten müsse. Aber es war ja auch sonst in der Lehre von einer großen Zahl anderer menschlicher Fähigkeiten nicht die Rede, im Grunde nur immer von einer einzigen: der philosophischen. Die Philosophie in allen Ehren und zugegeben, daß sie die höchste Energie des Menschen sei; — zugegeben, daß die Liebe Gottes, d. h. die Betrachtung der Welt sub specie aeterni das menschliche Gemüt mit der höchsten Lust erfüllte — das menschliche Gemüt erfreut sich doch einer Unsumme anderer Energien und Quellen des Lustgefühls. Warum wurden sie in dem System des Meisters so stiefmütterlich behandelt? ja, schlimmer als das: so pariamäßig, so unwürdig der Aufmerksamkeit und wohlwollenden Teilnahme des Brahminen der adäquaten Ideen? Von einer leidenschaftlichen Parteinahme, die ihm, dem Manne der Entsagung, auch übel gestanden haben würde, gar nicht zu reden!

Eine bekannte schöne Stelle in Wahrheit und Dichtung über Spinoza könnte zu der Annahme verführen, als habe Goethe die Lehre des Meisters wesentlich vom moralischen Gesichtspunkt betrachtet, wo dann die Entsagung wohl als der Weisheit letzter Schluß erscheinen mag. Ich war auch schon damals der Meinung, daß es Goethe mit dieser Entsagungstheorie voller Ernst nicht gewesen sein könne, einfach

deshalb, weil er in der Praxis seines Lebens das Suum esse conservare nicht in dem scheinbar, sondern in dem wahrhaft spinozistischen Sinne geübt hat: in dem Sinne, daß der Mensch — und kein Wesen mit ihm — zum Entsagen da ist, sondern dazu, sein Dasein zu erschöpfen, d. h. jede Fähigkeit, die in ihm liegt, zur höchstmöglichen Perfektion auszubilden, d. h. zum höchstmöglichen Genuß seines Daseins zu gelangen. Wenn Spinoza auf die möglich gleichseitige Ausbildung und Ausnutzung aller seiner Fähigkeiten verzichtete, so wird man das begreiflich finden bei dem armen Juden, den seine Stammes- und Glaubensgenossen aus ihrer Gemeinschaft verstoßen hatten; den seine Überzeugung verhinderte, die nötigen Zugeständnisse zu machen, welche ihm eine andere Gemeinschaft erschlossen hätten; der sich infolgedessen von dem Leben in der Familie, dem Schaffen und Wirken in der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen sah; schließlich aus dieser seiner Not eine Tugend und — nach Menschenweise — aus der einzigen Tugend, die er frei üben durfte, die höchste machte. Möglich, ja wahrscheinlich, daß seiner specifisch spiritualistischen Natur dieser Verzicht nicht so schwer wurde, wie er uns anderen erscheint, die das Sinnenleben wohl einmal als eine Last empfinden, aber in ihm auch den Nährboden millionenfacher Leistungen sehen, auf die wir um keinen Preis verzichten möchten, weil uns mit ihnen und durch sie das Leben erst lebenswert wird. Auch wüßte ich keinen Menschen, an dessen Lebenspraxis man die Theorie vom Suum esse conservare, wie ich es verstehe, so augenfällig und so vollständig demonstrieren könnte, wie Goethe.

Oder welcher Mensch hätte mit rastloserem Fleiß jede in ihm liegende Fähigkeit genährt und gepflegt auf die Gefahr hin, daß Mit- und Nachwelt über so manche dieser Strebungen, weil sie ohne äquivalenten Erfolg blieben, die Achseln zuckten? wer konnte je mit größerem Rechte das faustische Wort auf sich anwenden:

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt —

Und wenn es zuletzt weise und bedächtig ging, so braucht man dazu die Lehre von der Entsagung nicht zu bemühen; so waren eben die Kräfte erschöpft, mit denen er das Leben durchstürmt, und hatten anderen Platz gemacht: der bedächtigen Weisheit, die doch auch wieder nur ein „Gelüst" ist, oder, wenn man an dem Worte Anstoß nimmt: eine Lust: die Lust des Erkennens; die Lust, sich tief und tiefer in das geheimnisvolle Wie der Dinge zu versenken, so tief, wie eben die Kraft des Denkens dringt, die, wie jede andere Kraft, ihre Schranke hat und, was nicht genügt, fahren lassen, was ihr entwischt, ziehen lassen muß.

Gerade nun an dieser Schranke, die der Denkkraft gesetzt ist, wird die Kraft entbunden, welche der glänzendste Beweis für die Richtigkeit des Satzes vom Suum esse conservare in meiner Fassung ist: die Phantasie. Die Phantasie, das Aschenbrödel Spinozas und das Lieblingskind Goethes, der aus tief-

stem Herzensgrunde die graue Schwiegermutter Weisheit anfleht, das zarte Seelchen ja nicht zu beleidigen. Desselben Goethes, der alles hatte, was sonst dem Menschen begehrenswert erscheint: Auskömmlichkeit des Besitzes, Wohlgestalt des Leibes, eine Physis von einer Kraft und Ausgiebigkeit, daß mein lieber Berthold Auerbach zu sagen pflegte: in dem Kerl steckten sechs Kerle; mechanisches Geschick genug, daß er jedem bürgerlichen Gewerbe gerecht geworden wäre; Verstand so regelrecht, daß er nicht erst auf das Amt zu warten brauchte, sondern ihn zu jedwedem Amt völlig ausreichend mitbrachte; Vernunft so kraftvoll, daß er sich mühelos im Kern der Dinge fand, an deren Schale die Schulphilosophen verzweifelt nagen — und der doch in dieser schier unermeßlichen Breite der ihm erschlossenen Welt ein Gefängnis sah, dessen erdrückende Wände fallen mußten und nur fallen konnten, fallen können vor dem Anhauch der Phantasie. Sie erschloß ihm, erschließt dem Ärmsten, der sie besitzt, ein Reich, weiter, herrlicher, als es die Alexander und Cäsar und Napoleon erobern können, — eine Welt, erfüllt mit „gesteigerten Gestalten“; mit Zaubergärten, in deren dunklen Laub Früchte glühen, die nie verwelken, Blumen, die nie verblühen; mit Palästen, deren Dächer von Säulen getragen werden, die nie zerbröckeln, deren Säle und Gemächer von einem Glanz und Schimmer erfüllt sind, der nie verlischt. Das ist das „weltliche Evangelium“ der Poesie und aller Kunst. Die frohe Botschaft, daß der Mensch aus sich selbst heraus die sinnenfällige Welt, in die er gebannt ist, um ein Unermeßliches erweitern kann. Um eine neue Welt, in welcher

der arme syrische Küstenfischer zum Odysseus wird, der kühn über alle Meere schweift und in Zaubergrotten Götterweiber in die Heldenarme schließt; der athenische Schuhflicker, der sich mit Alltagssorgen plagt, zum Prometheus, den der Geier des Zeus zerfleischt und zu dessen Labung die Okeaniden sich der erbarmungslosen Flut entwinden; der Londoner Spießbürger zu einem Prospero mit dem Zauberstabe in der segenspendenden Hand; der deutsche Student, der über seinen Büchern schwitzt, zum Faust, dessen Ruf der Geist der Erde Folge leisten muß. Wir können uns nicht mehr denken ohne diese Gestalten, die doch nichts sind als unser über die Enge des natürlichen Daseins gesteigertes Selbst — gesteigert nach dem Rechte der Natur, nach dem Rechte jedes Wesens in der Beharrung seines Seins, d. h. im Selbstgenuß seines Seins, der nichts anderes ist als die Verwertung aller seiner Kräfte bis an die Grenze des Vermögens.

Dahin hatte ich gewollt. Ich hatte mir aus der Philosophie das Recht erobern wollen, zu sein, wie ich war. Das Recht, die Kraft, welche ich als die dominierende in meinem Geiste spürte, frei walten zu lassen. Ich hatte mir einen Freibrief schaffen wollen für die ruling passion meiner Seele: mir neben der Welt, in der ich lebte, eine andere aufbauen zu dürfen, ohne damit etwas zu thun, was gegen die Natur sei, gegen die Wirklichkeit der Dinge und ihre strengen Forderungen. Ich hatte mir eine starke Wehr und unzerbrechliche Waffe schmieden wollen gegen die ehrwürdige Autorität des Vaters, die warnende Stimme des geliebten Freundes, das un-

heilverkündende Kopfschütteln der Verwandten und Bekannten. Ich hatte einen tödlichen Streich führen wollen gegen den schlimmsten meiner Feinde: den nagenden Zweifel, der sich dann doch in dem eigenen Innern immer wieder regte: ob ich die Kraft haben werde, mein gutes Recht, geltend zu machen durch Leistungen, die der Vater und der Freund und alle Welt anerkennen müßten.

Inzwischen, wenn ich der Lösung der Frage in diesem Kardinalpunkte auch um keinen Schritt näher gekommen zu sein schien, auf dem langen Wege, der mich bis hierher geführt, war doch viel, sehr viel gewonnen. Ich hatte, um meine Stellung in der Welt bestimmen und sie vor mir selbst zu rechtfertigen, die ganze Welt in Gedanken durchschweifen; mich in die Ordnung der Dinge eingereiht zu sehen, die Dinge auf eben diese Ordnung prüfen müssen. Dabei nun war es mir ähnlich ergangen wie vor einem Jahr, als ich in Berlin mir die Stellung, die der Humor im Reiche der Dichtkunst einnehme, klar machen wollte und bei diesem Studium mit Hilfe der ästhetischen Versuche Wilhelms von Humboldt zu einem Punkte gelangte, von dem aus ich das ganze Gebiet der Kunst übersehen zu können glaubte. So vermeinte ich jetzt, das wirkliche Leben in seiner Wurzel erfaßt zu haben, von der seine millionenfachen Erscheinungen in absoluter Regelrechtigkeit ausstrahlen. Jetzt, wie damals, war ich weit davon entfernt, anzunehmen, ich habe die Inseln nun mit einem Ansturm erobert. Jetzt, wie damals, war ich überzeugt, es müßten noch Jahre und Jahre vergehen, bis ich die klaffenden Lücken des Systems gefüllt. Aber jetzt, wie damals,

wußte ich, daß ich Anker geworfen; hoffte ich, daß der Anker halten werde, und — darf ich jetzt hinzufügen: meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Es wäre ja wunderlich, wenn sich im Lauf der langen Zeit meine Einblicke in die Kunst und das Leben nicht vertieft hätten; aber mein Standpunkt ist dort und hier derselbe geblieben. Ich werde später noch vielfach Gelegenheit haben, diesen Standpunkt genauer zu präcisieren und nach den verschiedensten Seiten klar zu legen. Vorläufig müssen wir die obigen Betrachtungen abbrechen, schon aus dem Grunde, weil ich selbst sie damals nur bis hierher führte. Wie ich mich denn auch bemüht habe, sie genau so zu geben, wie ich sie jener Zeit anstellte, oft in den identischen Worten der Aufzeichnungen, mit denen ich so manches Blatt füllte, das sich gerettet hat und mir mit seinen hastig hingeworfenen, bereits vergilbten Schriftzügen wundersam längst vergangene, für mich so folgereiche Tage in die Erinnerung ruft.

Die Leidenschaft, mit welcher der philosophische Autodidakt seine Studien trieb, konnte der Sache, um die er sie eigentlich trieb, vor der Hand nicht günstig sein. Seitdem meine Novelle, versehen mit den kritischen Randglossen des Freundes, zu mir zurückgewandert war, hatte ich sie nicht wieder zur Hand genommen. Ich that es jetzt. Sie erschien mir nun nicht gerade wertlos, aber doch sehr viel minderwertig als in den ersten freudigen Tagen nach ihrer schnellen Entstehung, wo sie mir ein Gottes-

geschenk gewesen war. Dazu mochte denn eine seltsame Entdeckung beitragen, die ich in meinem Herzen machte. Die Entdeckung, wie wenig tief jene heiße Liebe, die mich so manche bittersüße Thräne gekostet, doch eigentlich gegangen war. Als ob ich sie mir mit der Novelle, die ihr Ausdruck sein sollte, aus dem Herzen geschrieben! Und nun fand ich es erklärlich, daß ein Eindruck, der offenbar nur die Oberfläche meines Gemütes berührt, auch nur einen schwächlichen, oberflächlichen Ausdruck gefunden hatte. Diese Konklusion war, wenn nicht gänzlich falsch, doch mindestens schief, da ich mit ihr die Poesie in eine Abhängigkeit von der Wirklichkeit brachte, die ich in einem Disput mit Freund Bernhard auf das lebhafteste bestritten haben würde und gegen die gerade meine Novelle, in welcher ich mit der Wirklichkeit völlig frei geschaltet, den drastischsten Beweis lieferte. Aber so klar übersah ich die Lage der Dinge keineswegs, und die arme Arbeit mußte in meinen kritischen Augen die Leichtfertigkeit des Herzens büßen, der ich mich schuldig gemacht zu haben glaubte.

Dazu kam ein anderes. Die Erinnerung jener merkwürdigen Stelle über Spinoza in Wahrheit und Dichtung hatte mich wieder zu Goethe geführt, der in letzter Zeit über meinen Studien der englischen Novellisten und Humoristen ein wenig vernachlässigt worden war. Ich las jetzt die Autobiographie zum anderen Mal mit dem Eindruck, ein mir völlig neues Buch in der Hand zu halten. Das war kein Wunder in Anbetracht, daß sich bei jeder wiederholten Lektüre diese Empfindung, wenn auch nicht mehr in der ganzen Stärke, wiederholt hat, als ein

Zeugnis für den unermeßlichen Reichtum an Beobachtungen, Ideen und dichterischen Schönheiten, die in dem einzigen Werke aufgespeichert sind. Ich mußte befürchten, es werde mir bei der erneuten Lektüre seiner Romane nicht viel anders und besser ergehen. Das war nun allerdings nicht der Fall: ich kam doch in Gegenden, die, bereits einmal durchschweift zu haben ich mich wohl erinnerte, wenn auch vieles meinem Gedächtnis entschwunden war, oder einer Auffrischung wohl bedurfte. Nichtsdestoweniger las ich auch diese Werke mit neuen, erhöhten Sinnen, ja, ich darf sagen: ich las sie zum erstenmal als Dichtwerke auf ihren künstlerischen Wert hin mit dem Bestreben, mir möglichst klar zu machen, was der Dichter gewollt und mit welchen Mitteln er seine Absicht erreicht. Und indem ich nun von den Prosadichtungen zu den Gedichten, die ich halb auswendig wußte, zu Faust, Iphigenie und Tasso, die ich wenigstens Vers für Vers kannte, zurückgriff, mußte ich abermals zu meiner Genugthuung bemerken, wie kräftig indessen mein Kunstverständnis sich entwickelt hatte. Das war ja so weit für mich ganz erfreulich. Aber in dem Maße, in welchem meine Einsicht in die Vortrefflichkeit dieser Werke wuchs, schien sich mir auch der Abstand zu vergrößern, der zwischen meinen Produktionen und denen des Meisters klaffte. Dies Gefühl war um so nagender, als ich mir immer sagen mußte: es sei hier nicht, wie in den Romanen Balzacs, eine Welt, die ich nicht kannte, niemals kennen lernen, also auch niemals darzustellen haben würde, sondern der Boden, auf dem auch ich mich einst zu bewegen und zu bewähren habe.

Fühlte ich mich nun so in meinem dichterischen Selbstgefühl, das sich nach der Abfassung von Clara Vere für kurze Zeit mächtig gehoben hatte, durch die Vergleichung meiner Versuche mit den Musterbildern auf das frühere Niveau, ja unter dasselbe herabgedrückt, so war doch dafür gesorgt, daß ich deswegen keineswegs an mir verzweifelte. Zu der wohligen Überzeugung, trotz alledem in meiner ästhetischen Bildung fortgeschritten zu sein, gesellte sich die Lust, welche es mir gewährte, die so mühsam erkämpften philosophischen Principien auf die Dichterwerke anwenden zu können und sie überall bestätigt zu finden. Natürlich! Wenn jene Principien aus dem Leben geschöpft waren und die Quintessenz des Lebens enthielten, mußten sie auch die Regulative für die poetische Welt sein, die ja doch nur ein erhöhtes Abbild der Wirklichkeit ist. Das bestätigte sich dann auf Tritt und Schritt. Jetzt erst — unter dem Gesichtswinkel des Gesetzes vom Suum esse conservare glaubte ich zu verstehen, vielmehr: ich muß sagen: verstand ich den Faust, den „Unmensch ohne Rast und Ruh'", und der doch in dieser Unrast der echte Mensch, der Typ des Menschen ist, dessen tiefbewegte Brust keine Nähe und keine Ferne befriedigt, weil immer noch ein unaufgelöster Rest von Kraft in ihm bleibt, der nach Erfüllung drängt, und weil er sich keine schaffen kann, als Qual empfunden wird. War aber im Faust dies Urwesen des Menschen, so zu sagen, auf den reinsten Ausdruck gebracht, mußten doch jene anderen Gestalten, mußten alle übrigen Gestalten, weil sie Menschen waren, Fleisch und Bein von seinem Fleisch und

Bein sein: die Tasso, Egmont, Werther, Wilhelm Meister, Eduard und wie sie hießen. Und die nur dadurch zu den Helden der Dichtwerke wurden, weil der Lebensdrang in ihnen stärker war, als in den anderen und sie sich infolgedessen zur Herausstellung der Hauptregel — worauf es überall ankam — ganz besonders qualifizierten, während diese Hauptregel in ihrer unfehlbaren Geltung zu erhärten, sich die anderen niederen Menschen nach Kräften ebenfalls angelegen sein ließen, indem auch sie leben, sich ausleben, aus sich machen wollten, was sie vermochten mit dem Recht, das für alle gilt. Daraus nun aber, daß alle vor der Natur das gleiche Recht haben; die menschliche Gesellschaft nur zu stande kommt und bestehen kann, wenn jeder zu Gunsten oder doch zum Vorteil des anderen einen Teil seiner Rechte freiwillig oder gezwungen fahren läßt, erwächst das Drama des Menschenlebens in seinem unsäglichen Reichtum des Streites und Widerstreites, der Liebe und des Hasses, des Heroismus und der Feigheit, der Herrschgier und des Sklavensinnes mit seinen vielgestaltigen Rollen von Alexander bis Diogenes, der Messalina bis zur heiligen Elisabeth, von Columbus bis zum Peter in der Fremde, von Christus, der die Kindlein zu sich kommen heißt, bis zu Herodes, der sie morden läßt.

Solche Betrachtungen, welche in den Dichtwerken ihre Bestätigung fanden, wenn sie nicht erst durch die Lektüre derselben geweckt wurden, mußten dann, immer wiederholt, zu der Einsicht führen, daß jener allmächtige Trieb des Menschen, sich auszugeben und auszuleben, wie er die Wurzel alles Menschenwesens

und, als solche, jeder Ehrfurcht wert ist, so auch seine furchtbare Seite habe und den, der ihn nicht zu bändigen vermag, zum Zerstörer seiner selbst oder der Welt mache. Es war gewiß kein bloßer Zufall, was Napoleon und Byron Zeitgenossen sein ließ: den Gefangenen von St. Helena und den Ausgestoßenen der englischen Gesellschaft, den Zerstörer Moskaus und den Dichter des Don Juan.

Ich hatte Byron schon auf der Schule kennen gelernt, soweit diesen wunderlichen Dichter ein siebzehnjähriger Jüngling aus einer flüchtigen, fehlerhaften und geschmacklosen Übertragung kennen lernen kann. Als ich in Berlin meine Untersuchungen über den Humor anstellte, war ich eben in Begriff gewesen, an den Don Juan zu gehen, den ich hier und da als ein Meisterwerk in diesem Genre hatte rühmen hören. Während meines Greifswalder Aufenthaltes waren jene Studien ins Stocken, aber nicht in Vergessenheit geraten und so hatte ich in Erinnerung ihrer Byrons Werke wieder vorgenommen, die ich ja nun im Original lesen durfte.

Wie anders wirkte der englische Dichter auf mich ein, als jener französische, den ich kurz vorher aus der Hand gelegt! Die Schauplätze, auf denen er seine Menschen handeln ließ, waren mir doch mindestens so fremd, wie Paris oder eine französische Provinzialstadt. Die Menschen, für deren Schicksal ich mich interessieren sollte, waren mir sogar noch viel weniger meßbar, als die, für welche der Franzose meine Teilnahme verlangte. Dennoch, wie viel mehr Mühe gab sich der letztere, den Leser mit seinem Theater und den agierenden Akteurs bekannt zu

machen! Wie sorgsam schilderte er die Scene bis auf das letzte unbedeutende Versatzstück! wie seine Menschen bis in ihre geringfügigsten Eigenheiten, die kleinsten Einzelheiten ihrer äußeren Erscheinung! Und wie lässig benahm sich der Engländer allen diesen Dingen gegenüber — dem Prätor gleich, der sich um Kleinigkeiten ex officio nicht zu kümmern hat; oder wie ein großer Herr, der sich grundsätzlich nicht darum kümmert. Und that er es doch, ließ er sich wirklich herbei, den deskriptiven Pinsel zu führen — den er freilich in Childe Harold und anderen Pièecen kaum aus der Hand legt — so war es eine ganz andere Manier; so malte er stets mit breiten Strichen, von denen wenige genügten, und der Dogenpalast in seiner Pracht, oder die Ruinen der Akropolis, die schimmernden Firnen der Alpenkette, oder die blaue Flut des Mittelmeeres, und, wenn es Menschen galt: der düstere Manfred, der prächtige Sardanapal, der wilde Seeräuberkapitän, sein sanftes Kind — alles und alle stand und standen da: groß und gewaltig, schreckbar und anmutig, grauenhaft und bestrickend, wie es eben die Phantasie des Dichters wollte, die mit der Phantasie des Lesers allmächtig schaltete.

So war der erste überwältigende Eindruck. Indem ich mich demselben völlig hingab, mußte ich mich erinnern, wie schwer es mir geworden, zu Shakespeare Stellung zu nehmen, ja, wie mir das trotz der unendlichen Bewunderung, die ich vor ihm empfand, bis auf den Tag noch nicht gelungen, der Dichter mir bis auf den Tag ein so unfaßbar-inkommensurables Wesen geblieben war, wie am ersten. War-

um war das hier so ganz anders? Weshalb erschien mir dieser stolze englische Lord, der seinen angestammten Sitz in der Pairskammer, Gräfinnen zu Geliebten hatte, der der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen durfte und zuletzt die Hand nach einer Königskrone ausstreckte, trotz alledem und alledem nur wie ein älterer angebeteter Freund, ein geliebter Bruder, den ich um seine Abenteuer beneidete, während ich an seinen Erzählerlippen hing und mit ihm liebte und haßte, jubelte und weinte, schwelgte und büßte, bewunderte und höhnte?

Von allen seinen Werken hatte mich keines auch nur annähernd so gepackt und gefesselt, wie der Don Juan. Ich las ihn in jeder freien Stunde; las ihn wieder und wieder, bis ich, meiner Gewohnheit gemäß, nicht bloß einzelne Strophen, sondern halbe Gesänge auswendig wußte.

Dann kam die Reaktion. Keine ästhetische — denn meine Bewunderung der grenzenlosen Genialität des Dichters, wenigstens in diesem seinen Werke, blieb dieselbe und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag — sondern eine moralische. Ich glaubte herauszufinden, daß der Held der zaubermächtigen Dichtung, der aus Frauenarmen in Frauenarme taumelt, um die heißen Thränen, die er bei der Trennung von der einen geweint, flugs in dem duftenden Haar der anderen zu trocknen; der nie einen gesunden Gedanken in seinen krausen Lockenkopf nimmt; dessen Bravourstücke selbst einen starken Stich in das Komödiantenhafte, ja Circusreitermäßige haben, — daß dieser unwiderstehliche junge Mann ein unausstehlicher Fant sein würde, wenn man ihn mit-

sammt seinen galanten Abenteuern nicht glücklicherweise über dem Dichter vergäße. Der denn in seiner unersättlichen Lebensgier und seinem titanenhaften Trotz der eigentliche Held dieses Gedichtes ist, wie aller seiner Gedichte; der einzige interessante Mensch, der sich in seinen Werken produziert, und dessen dämonisches Bild in unserer Seele haften bleibt, wenn die Werke selbst in der Erinnerung verblassen und verschwinden. Darin wiederum der konträre Gegensatz von Shakespeare, den wir so völlig über seinen Werken vergessen, daß wir die Magerkeit der paar verbürgten Nachrichten von seinem Leben mit großer Resignation hinnehmen, und wenn Tieck in „Dichter und seine Gesellen" den Schemen, der uns der Mensch Shakespeare ist, vom poetischen Lebensblut kosten lassen will, ungläubig den Kopf schütteln und dem Dichter zurufen möchten: du sollst nicht zaubern!

Indem so von meiner Byron-Lektüre mir nur der Mensch Byron in den Händen blieb, mußte er mir bei der moralisch-philosophischen Stimmung, die jetzt bei mir obwaltete, zu einem Gegenstand der Analyse werden. Da lag denn der Vergleich mit dem Menschen Spinoza nahe genug. Sie erschienen mir als die äußersten Pole gebildeten Menschentums bei aller auffallenden Ähnlichkeit. Beide höchstbegabte, sublimiert feine Naturen, voll unwiderstehlichen Dranges, sich auszuleben, entschlossen und fähig, ihr alles an dies alles zu setzen; lieber sich von der Gemeinschaft ihresgleichen ausgeschlossen zu sehen, als ein Titelchen von dem zu vergeben, was ihnen als ihr höchstes unantastbares Recht erscheint. In diesem Drange wird der eine ein Ascet, der andere ein

Wollüstling; der eine der größte Philosoph, der andere einer der größten Dichter; versenkt der eine die Welt in den Abgrund der Substanz, möchte der andere am liebsten die Welt in die Unersättlichkeit seines Ich hineinstrudeln; der eine der Prophet der himmlischen Liebe, die keiner Wiederliebe bedarf, um immer heißer zu entbrennen; der andere der Sänger der irdischen, die ohne Erwiderung alsbald verlischt; der eine, in den Banden der Armut, der Gebrechlichkeit seines Körpers, homo liber, wenn es je einen gab; der andere, im Schoße des Reichtums als der Freieste der Freien geboren, Zeit seines Lebens der Sklave seiner Leidenschaften, aus deren Fesseln ihn nur der Tod erlöst.

Nun fand ich, die beiden wunderbaren Menschen beständig vergleichend, mein Herz in seltsamer Weise getheilt. Ich war zu jung und sinnenfreudig, nicht aufs innigste mit dem Manne zu sympathisieren, der so viel schöne Weiber geküßt, der durch den Hellespont geschwommen war und mein geliebtes Meer besungen hatte, wie keiner vor ihm; und auch wieder zu alt und wahrheitsdurstig, mich nicht ehrfurchtsvoll vor dem zu neigen, der, wie ich meinte, tiefer in das Herz der Dinge geschaut hatte, als je ein Mensch vor ihm, und dem ich, seiner Weisung folgend, die höchste intellektuelle Freude, die ich je genossen, verdankte.

So zwiespältig in meiner Liebe zu den beiden, mußte ich mir sagen, daß dies nicht sein könnte, wenn ich nicht in gewisser Weise an der Natur beider participierte; nicht, so zu sagen, ein Stück von beiden wäre. Zusammengestückt mithin, in der Gefahr, Stückwerk

zu bleiben. Ich war zu dem Philosophen gekommen, mir von ihm bestätigen zu lassen, daß ich das Recht habe, zu sein, wie ich war; das Recht, meiner Natur zu folgen, die mich anders gemacht hatte als meine Umgebung; anderes von mir wollte, als sie von mir verlangte. Ich hatte die Bestätigung in dem Satze erhalten, daß jedwedes Ding nur immer das und genau das sei, was es sein könne. So weit war alles gut. Aber wenn man nun seiner Natur nach ein fragmentarisches Etwas war und bleiben mußte, so war das schlimm, sehr schlimm für den, der doch so gern ein Ganzes gewesen wäre. Ganz zweifellos, daß es in der unendlichen Reihe der Möglichkeiten auch solche fragmentarische, aus verschiedenen und ungleichartigen Teilen zusammengesetzte Naturen geben mußte, die, bald nach dieser, bald nach jener Seite gravitierend, von einem Extrem in das andere schwankend, nie das Gleichgewicht finden und behaupten können. Man mißverstehe mich nicht! Es handelte sich für mich gar nicht darum, ob es mir gelingen werde, den Ruhm eines Spinoza oder Byron zu erringen. Die Frage war eine rein moralische. Wie hoch jene auch die Pyramide ihres Daseins gegipfelt hatten, keiner von beiden hatte, meiner Meinung nach, die seine auf der richtigen Basis aufgebaut. Sie hatten so groß werden können, weil sie keine volle runde Menschen waren, sich nur des einen Triebs bewußt, diesen auf Kosten aller anderen befriedigen konnten. Das hieß nicht: Suum esse conservare in meinem Sinne; hieß nicht: sein Sein ausleben nach allen Richtungen mit Ausbildung und Ausnutzung aller seiner Fähigkeiten. Wie hätten sie

das auch vermocht, sie, die — gleichviel ob schuldig, oder nicht — die Gemeinschaft der Menschen hatten meiden müssen, in der doch einzig und allein ein Sichausleben in jenem Sinne denkbar ist? Was aber sollte wohl aus der Welt werden, wenn alle, wie Spinoza, in der Liebe Gottes, d. h. in der Lust des spekulativen Lebens aufgingen? oder, wie Byron, nichts auf der Welt wirklich liebten als das eitle, ruhmsüchtige, unersättliche Selbst? Wo blieb der Gatte, der Vater, der Bürger? Wer säete und erntete? baute Kanäle und Brücken? durchschiffte die Meere? dränge in der Erde Schoß? Welche Bedeutung hätte dann noch jene unendliche Vielseitigkeit, die der Mensch im Laufe der Jahrtausende an sich herausgebildet und mittelst der er das Leben zu einem so reichen, bunten, schönen trotz alledem und alledem lebenswerten gemacht hat?

„Tagelöhner und Poet! Eine beider Würden Kränze!“ hatte ich in meinem Freiligrath gelesen. Das war das Problem; war es für mich, der ich nicht, wie es der Freund zu wünschen schien, die Poesie lassen konnte und doch zu innigen Respekt vor der Wirklichkeit des Lebens hatte, um ihm nicht gern nach besten Kräften dienen zu wollen. Mochten andere ihr Glück auf anderem Wege finden; für mich gab es nur diesen. So weit freilich hatten mich der Zuspruch des Freundes, das Studium Spinozas und der Einblick in den Charakter des großen englischen Dichters ernüchtert, daß ich mir sagte: muß doch einer der Kränze geopfert werden, so kann es nur der des Poeten sein. Denn die Poesie, wie ich sie faßte, ist wohl eine schöne Erweiterung des Lebens, aber nicht

das Leben selbst, das auch ohne sie, wenn gleich dürftig und kümmerlich besteht, während man in den herrlichen Prospekten, mit denen man die Wände seines Kerkers bemalt, nicht leben kann. Und nur um Gotteswillen nicht eines von den unglückseligen Geschöpfen, die, so zu sagen, nicht zum leben und nicht zum sterben die Kraft haben! vor dem Thor des Paradieses, aus dem sie Ohnmacht und Mißerfolg gewiesen, weinend herumlungern, anstatt die Zähne zusammenzubeißen und sich in die Welt zu stürzen, die offen vor ihnen liegt! Mochte da aus mir werden, was wollte — ich war bereit: zu der heiligen Entsagung eines Spinoza, so heftig sich, was vom Künstler in mir war, dagegen sträubte; zu einem Ende mit Schrecken nach dem kurzen Rausche der Sinnlichkeit, den Byron als das Höchste des Lebens preist, — zu allem: nur nicht zu der Elendigkeit jener ewig unentschlossenen, zwischen Sein und Nichtsein schwankenden Gesellen.

Man sieht, wie nahe ich hier dem Thema gekommen war, das ich später in den „Problematischen Naturen“ behandelte. Und ich weiß nicht, ob ich es nicht bereits jetzt in Angriff genommen hätte, wäre die Neigung zu einer philosophischen Betrachtung der Dinge in dieser Zeit bei mir weniger vorherrschend, meine äußere Lage der Muße, welcher der Dichter doch nicht entraten kann, der Produktion günstiger gewesen, und hätte mir nicht vor allem das Goethesche Zauberwort gefehlt, das später das Siegel löste. Wohl mir, daß es sich so verhielt; daß mir noch Zeit blieb, das Thema zu vertiefen, die Enge meines Lebenshorizontes auszuweiten! Hätte ich jetzt die

Arbeit in Angriff genommen, so würde einer jener Anfängerromane mehr entstanden sein, die besten Falles einen kleinen Kreis gleichgestimmter, jugendlich unreifer Gemüter ergötzen, dem reiferen Leser aber nichts bringen, ihm höchstens das Lob entlocken, daß der Verfasser „nicht ohne Talent sei". Womit denn im Grunde herzlich wenig gesagt ist, und wobei es nur zu oft bleibt, wenn der junge Streber auf dem unsicheren Fundamente seine zerbröckelnden Schlösser weiter baut. Er kann darüber ein alter Mann werden und wegsterben, ohne sich eine andere Grabschrift erworben zu haben als jenes Schreckliche: daß er „nicht ohne Talent" gewesen.

Stand ich aber klüglicherweise von einem Vorhaben ab, zu dessen Ausführung ich die Kraft nicht gehabt hätte, schwand das Thema doch von der Zeit an nie gänzlich aus meiner Seele. Schien es sich auch einmal zu verdunkeln, so trat es ein andermal wieder um so klarer hervor und gab mir die Empfindung, als sei, was ich da gerade erlebe, nur eine Variation der Grundmelodie. So daß ich, alles in allem, während der folgenden Jahre mich wohl jenem George Brown in der Weißen Dame vergleichen darf, der träumend durch die Hallen schweift und sich tastend in die Melodie hineinsingt, die ihm endlich, nachdem er sie gefunden, die tröstliche Gewißheit giebt, daß er nach langer Irrfahrt in dem Schloß seiner Ahnen angekommen sei.

Soll ich nun das Resultat des komplizierten geistigen Prozesses, den ich hier zu schildern versucht, in wenigen Worten zusammenfassen, möchte etwa folgendes sich ergeben: der moral-philosophische

Kursus, welchen ich an der Hand Spinozas durchgemacht, hatte mir einen Gewinn abgeworfen, dessen für meine ganze Folgezeit maßgebende Bedeutung ich freilich damals kaum ahnte, geschweige denn zu würdigen vermochte, der sich aber doch schon jetzt wohlthätig äußerte. Ich war ruhiger, war bescheidener geworden. Ich gab die Möglichkeit zu, daß der Freund recht und ich mich über die Tragweite meiner Fähigkeiten geirrt haben könnte; daß es mir vielleicht nicht beschieden sei, ein Ganzes zu werden, wo mir denn freilich nichts übrig blieb, als an ein Ganzes mich anzuschließen. Aus der Allgemeinheit des Gedankens in das Besondere meiner Verhältnisse übersetzt: ich war entschlossen, wenn sich meine Hoffnung, in der Litteratur einen Königsbau zu errichten, nicht verwirklichen sollte, mich mit der bescheidenen Rolle eines ehrbaren Kustos zu begnügen, der die Leute in dem Palast herumführt und ihnen die Wunderwerke, die er selber nicht machen kann, gewissenhaft nennt und sinnig erklärt.

Mich in einem so nützlichen und würdigen Metier zu üben, bot sich gerade jetzt die anmutigste Gelegenheit.

Ich habe den Leser in einem früheren Abschnitt bereits in der Kürze mit meiner Schwester bekannt gemacht, die ich, als ich zur Universität ging, als ein halbes Kind verlassen und, heimgekehrt, zur Jungfrau herangeblüht wiedergefunden hatte. Flüchtig und durch manches, was sich verstimmend herzudrängte, getrübt, wie unser erstes Wiedersehen ge-

wesen, hatte mich doch das liebe Bild treulich nach Greifswald in mein stilles Zimmer begleitet und, als ich „Clara Vere“ schrieb, so lebhaft vor meiner Seele gestanden, daß ich der heitergemuteten Försterstochter, welche zuletzt über das stolze Edelfräulein den Sieg davonträgt, ihre Züge geben mußte. Nun war mir das Glück geworden, auf längere Zeit mit ihr unter dem väterlichen Dache verleben zu dürfen, und wie stark mich, besonders im Beginn, der Dienst in Anspruch nahm und wie viel Zeit ich auch über meinen Büchern verbrachte, ich konnte ihr doch eine und die andere Stunde des Tages um so freier widmen, als ich noch immer, wie in den letzten Schuljahren, ein schlechter Schläfer war und es leider bis heute geblieben bin.

Solche Stunden aber waren mir ein Hochgenuß. Und welcher Genuß möchte auch höher und reiner sein, als, selbst noch jung und lebensdurstig, ohne Leidenschaft in eine junge Mädchenseele zu blicken, die, wie sich eine Blumenknospe Blatt für Blatt der Sonne, so Tag für Tag reicher, voller dem Leben entfaltet. Ich sage: „ohne Leidenschaft,“ wenn es gleich für mich nicht ganz zutrifft, bei dem, wie damals so ziemlich alles, so auch diese reine Liebe bald zu einer Leidenschaft wurde, ohne daß ich sie als solche übel empfunden hätte. Denn der Vergleich mit jener, die ich eben erst durchgemacht, lag zu nahe, um nicht gar herrlich zu Gunsten der neuen auszufallen. Hier war kein Hangen und Bangen in schwebender Pein, kein stürmisches Herzklopfen, kein bittersüßes Weinen, kein himmelhohes Jauchzen, keine abgrundtiefe Verzweiflung. Hier war Friede und Freude, herzlichste gleichmäßige Zuneigung von beiden Seiten, Überein-

stimmung der Denkungsart und des Geschmackes bis auf den notwendigen Rest. Ich meine bis auf die kleinen Abweichungen, die da sein müssen, soll das Verhältnis nicht zuletzt in eine Linie verlaufen, auf welcher sich die Betreffenden in monotoner, die Kräfte einschläfernder, unweigerlich in Apathie endender Gleichförmigkeit weiter bewegen. Dem war für uns vorgesorgt. Schon durch die Differenz der vollen sechs Jahre, die ich vor meiner Schwester voraus hatte, und die mich ihr gegenüber ohne Anmaßlichkeit die Stelle eines Lehrers einnehmen ließen. Wobei denn keineswegs ausgeschlossen war, daß der Lehrer von seiner Schülerin mindestens ebensoviel lernte als sie von ihm. Ich kann das Glück dieses Beisammenseins, gemeinschaftlichen Lernens und Strebens und die nachhaltige Bedeutung, die ein so schönes Bündnis für mich gehabt hat, nicht besser schildern, als durch ein paar Verse, welche mir Jahre später die Erinnerung jener köstlichen Zeit diktierte:

Durch Bluts- und Wahlverwandtschaft fest verbunden,
Hat eins des andern liebend stets gedacht:
Mir warst du hellster Stern in trüber Nacht,
Du hast in mir den treusten Freund gefunden.

Was ich nur Gutes, Schönes mocht' erkunden,
Ich hab' es alles, Teure, Dir gebracht;
Da ward gelernt, geschwärmt, gescherzt, gelacht;
Und so vergingen uns die holden Stunden.

Das ist nicht mehr. Längst trennte uns das Leben;
Allein muß tragen ich so Glück, wie Leid.
Doch was ich sinnen mag und was erstreben,
Es schaut Dein Auge klar zu jeder Zeit
In meiner Seele tiefgeheimstes Weben;
Und was ich schaffe — Dir bleibt es geweiht.

Bei dem allen darf man nun an nichts weniger als an einen systematischen Unterricht denken, den ich der Schwester in regelmäßig bestimmten Stunden erteilt hätte. Es war ein freies, mehr oder weniger vertieftes Sprechen und Disputieren, das sich an keinen Ort und keine Zeit band: auf Spaziergängen, dem Hinweg zu, dem Heimweg aus einer Gesellschaft vielleicht am lebhaftesten entbrannte und sich über alles verbreitete, was innerhalb meines Bildungs- und Wissenshorizontes lag und manchmal auch ein wenig weiter. Zum Beispiel über weibliche Erziehung, Frauenemancipation und andere Dinge, die mir möglichst fern gelegen hatten, und die ich jetzt eifrig heranzog, weil sie mir zur Sache zu gehören schienen. Was den Reiz dieser Unterhaltungen immer aufs neue belebte, war der Umstand, daß ich, lehrbegierig und voll Überzeugungseifer, es mit einem Geiste zu thun hatte, der, wie er gern und leicht lernte, sich doch keineswegs ebenso leicht überzeugen ließ: einem Geiste, der mit der Logik einen für Frauen ungewöhnlich festen Bund geschlossen, vor dem nichts Falsches oder auch nur Halbwahres Bestand hatte: den aller Schein anwiderte, dessen Wahrheitsliebe nichts ins Schwanken brachte, und dessen Wahrhaftigkeit in der Unbefangenheit ihrer Äußerung ängstliche Gemüter manchmal in Schrecken setzen konnte. Sie in diesem allen das echte Kind ihrer Mutter, wenn sie auch in den Gesichtszügen mehr dem Vater ähnelte, von dem sie gleichfalls den praktisch-häuslichen Sinn geerbt hatte. Da hatte denn der jugendliche Lehrer nicht selten einen schweren Stand, um so mehr, als er, in pädagogischem Un-

geschick, die Dinge oft genug beim falschen Ende anfassen mochte, oder auch solche in Angriff nahm, die er besser nicht berührt hätte: unter anderen seinen Spinozismus. Die Stirn noch glühend von dem beseligenden Trank, war es mein Erstes gewesen, die geliebte Schwester aus der Wunderquelle schöpfen zu lassen. Sie mundete ihr wenig. Was ich ihr von der Substanz und ihren Attributen mitteilte und den Ideen, die ausnahmslos in Gott adäquat seien, wie inadäquat sie auch in dem menschlichen Gehirn herumstöberten, wollte ihr keineswegs einleuchten. Ich legte darauf um so weniger Gewicht, als ich selbst über diese tiefsinnige Materie keineswegs im klaren war; aber mit dem praktisch-moralischen Stoff der Ethik, den ich mir völlig zu eigen gemacht, ja nicht unwesentlich vertieft und erweitert zu haben glaubte, erging es mir nicht besser. Der Mensch solle des freien Willens ermangeln? demselben Gesetz der Notwendigkeit unterliegen, wie Fels und Baum und etwa auch die Tiere? Thorheit! da jeder sich in jedem Augenblick vom Gegenteil überzeugen könne! Und wo, wenn es keinen freien Willen gebe, blieben denn die Zurechnungsfähigkeit und mit dieser die Unterschiede von gut und schlecht, Tugend und Sünde, Lohn und Strafe und so weiter? Vergebens mein Mühen, darzuthun, daß von allen diesen schönen sieben Sachen kein einziges verloren ginge, kein einziges seine Geltung für das Menschenleben einbüße; sie nur in eine andere Beleuchtung rückten, die sie uns in ihrer wahren Wesenheit erkennen ließen, woraus für die menschliche Gesellschaft nicht nur kein Schaden, sondern im Gegenteil der ungeheuerste Nutzen resul-

tieren müsse. Wie die Sache jetzt liege, seien die auf schiefen Begriffen gegründeten menschlichen Einrichtungen in Staat, Kirche, Schule und wo immer dem Schlendrian vergleichbar, mit dem der pommersche Landmann, ohne von Meteorologie, Chemie, Botanik, Zoologie eine Ahnung zu haben, sein Gewerbe treibe, wie und weil es seine nicht minder unwissenden Väter seit unvordenklichen Zeiten so getrieben hatten. Selbstverständlich auf diese banausische Weise mit viertel und halbem Nutzen, der ein voller und ganzer werden würde, sobald sie zur wissenschaftlichen Einsicht durchgedrungen wären und nach dieser handelten.

Die Innigkeit meiner Überzeugung von der Wahrheit der Sache, für die ich plädierte, war zu augenscheinlich, und der Kopf, mit dem ich es zu thun hatte, zu klar, als daß meine Argumentationen ohne allen Eindruck hätten bleiben sollen. Aber ich konnte mich doch nicht rühmen, dem Meister eine mir so werte und seiner so würdige Adeptin zugeführt zu haben. Wenigstens nicht hinsichtlich der theoretischen Einsicht in seine Lehre. Während mir freilich später die Genugthuung wurde, zu beobachten, wie sie in der Erziehung ihrer Kinder, die sie mit nimmer müder Sorgfalt überwachte, praktisch nach spinozistischen Grundsätzen urteilte und handelte: immer darauf bedacht, die jungen Gemüter so zu kräftigen, daß ihnen das Gute und Rechte möglich ward, während andere Mütter (und Väter) beständig mit ihrem öden „Du sollst!“ dareinfahren und damit nicht verständiger handeln als jene klugen Leute, die dem Ertrinkenden den Rat geben, sich an dem eigenen Schopfe aus dem Wasser zu ziehen. Wobei mir denn

die weitere Bemerkung verstattet sein mag, welche große stille Freude es dem Spinozisten gewährt, daß, wenn seine Lehre auch ein esoterisches Geheimnis für die Menge vielleicht immer bleiben und selbst von denen, die es besser wissen sollten, verketzert werden wird, die Logik der Dinge, deren geistiges Spiegelbild sie ist, die Menschen mit machtvoll steigender Gewalt zwingt, was sie theoretisch nicht einsehen, dennoch praktisch zu üben. —

Je augenscheinlicher so mein Mißerfolg als Lehrer auf dem philosophischen Gebiete war, desto heißer entbrannte mein Wunsch, der geliebten Schülerin das Reich der Poesie zu erschließen, in welches sie bis jetzt kaum einen und den anderen flüchtigen Blick gethan hatte. Man erinnere sich, wie wenig günstig nach dieser Seite die Verhältnisse in der guten Stadt und in meinem elterlichen Hause lagen. Von einer lebhaften Teilnahme der Stralsunder Gesellschaft an der Litteratur konnte heute so wenig als vor vier Jahren die Rede sein. Bei meiner Heimkehr hatte ich melancholisch gelächelt, als ich fand, daß jenes von mir zerlesene Exemplar der Schillerschen Werke nach wie vor in meiner Familie die gesamte poetische Litteratur repräsentierte. Wie schmerzlich hatte ich seiner Zeit unter diesen trübseligen Verhältnissen gelitten! Meine Schwester sollte es besser haben; sollte sich nicht, wie ich, einsam und mühselig ihren Weg zu jenen Gefilden tasten müssen, die mir als die einzig elysischen galten. In meiner ausschließlichen Vorliebe für die Poesie bedachte ich kaum, daß es außer ihr noch andere Künste gebe. Die Plastik, für die mir in Bonn der Sinn aufgegangen, war mir eigent-

lich nur als eine Erläuterung jener erschienen — eine verzeihliche Täuschung, wenn man erwägt, daß ich frisch von dem Studium Homers und der griechischen Tragiker in eine Sammlung trat, die ausschließlich Götter- und Heroenbilder enthielt. Ich hatte da nur mit meinem leiblichen Auge in schönsten Formen ausgeprägt gesehen, was die vom Dichter erregte Phantasie längst ihr Eigentum nennen durfte. Bei dem Zusammenklang der antiken Poesie und Plastik kein Wunder. Erzählt man von Phidias, er habe seinen Zeus nach den bekannten Versen des Homer geformt, so hätte ebensowohl ein genialer Epigrammendichter sich von dem hoheitsvollen Bild zu jenen Versen begeistern lassen können; und so nennt Wilhelm von Humboldt einmal treffend die Gestalten der griechischen Tragödie von ihren Piedestalen herabgestiegene Götter. Ich hatte gemeint, daß es im Kopfe eines Bildhauers ziemlich ebenso aussehe, wie in dem eines Dichters; und hätte jemand die Behauptung aufgestellt, ein Dichter, habe er nur Zeit und sonst Lust, könne ohne weitere Vorbereitung jene Gestalten schaffen, würde er bei mir auf keinen Widerspruch gestoßen sein. — Mit den Werken der Malerei war ich noch immer wenig bekannt, trotzdem ich bei meinem zweiten Berliner Aufenthalt das Museum doch eifriger besucht hatte. Ich vermute, ich empfand ihnen gegenüber nicht viel anders als vor denen der Bildhauerkunst. Eine Landschaft — wenn ich die Augen schloß, konnte ich mir jeder Zeit meine heimischen pommerschen Gefilde, eine Strandpartie, das bewegte Meer oder was ich wollte in bestimmtesten Umrissen und deutlichsten Farben vorstellen; und vor

dem Einschlafen sah ich oft lieblichste Gesichter und häßlichste Fratzen — mehr als mir lieb war. Also auch daran konnte etwas Besonderes kaum sein; nicht mehr, als was der Dichter in seinem Metier fortwährend ausübt mit dem geringfügigen Unterschied, daß der Maler mühsam auf die Leinwand bringt, was jenem ein müheloses Geschenk der Götter ist.

Aber die Musik!

Sie war mir bis dahin eigentlich völlig fremd gewesen; auch hatte ich, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, nicht eben viel Gelegenheit gehabt. Meine Mutter hatte in den letzten Jahren kaum noch ein und das andere Mal das Klavier geöffnet; in den mir bekannten Familien wurde wenig musiziert; die unisonen Kneiplieder der Kommilitonen auf der Universität konnte man nicht wohl als Musik gelten lassen; und wenn ich in Bernhards Zimmer getreten war, hatte er sofort die schlanken Finger von den Tasten genommen, da ich ihm ein für allemal in der Musik ein Barbar war.

War ich das wirklich? Die Frage hatte mich bis jetzt sehr ruhig gelassen. Nun mußte sie beantwortet werden. War die Musik ein Etwas, das ich nie verstehen würde, stand es schlimm um den Seelenbund mit der geliebten Schwester, von dem ich träumte; mußte ich von vornherein befürchten, daß mir eine weite Region ihres Gemütslebens verschlossen blieb.

Sie lebte und webte in der Musik, für deren Ausübung sie ein nicht gewöhnliches Talent besaß. Die technischen Schwierigkeiten des Klavierspiels hatte sie in wenig Jahren so bemeistert, daß der beste

Lehrer der Stadt ihr nach dieser Seite nichts mehr bieten konnte und sich begnügen mußte, mit ihr Generalbaß zu studieren. Dafür konzertierte denn nicht leicht ein Geigen- oder sonstiger Virtuos von auswärts in dem für solche Zwecke geweihten Saale der ersten Hotels der Stadt, der nicht auch in unser Haus gekommen wäre, um sich seine Bravourstücke von meiner Schwester begleiten zu lassen und ihr zu versichern, daß sie eine Künstlerin sei. Dergleichen, meistens in der, musikalischen Menschen eigenen, Überschwenglichkeit vorgebrachte Huldigungen erfüllten mich mit sehr gemischten Empfindungen. Ich war stolz auf die begabte Schwester und grollte einer Begabung, deren geräuschvolle und zeitraubende Ausübung mir meine Kreise so grausam störte. Und dann: war denn dies wirklich eine Kunst, bei dem sich nichts denken ließ, ich mir wenigstens nichts zu denken vermochte und die nicht selten von Leuten ausgeübt wurde, die nur über Musik sprechen konnten (wenn sie es konnten) und in allem übrigen als unbedeutende, unwissende, ungebildete Menschen erschienen? Ich hielt mit diesen meinen Zweifeln und Beobachtungen gegen die Schwester nicht zurück. Sie nahm sich selbstverändlich ihrer Kollegen eifrigst an. Das seien Leute, die eben nur die Musik zum Ausdrucksmittel ihrer inneren Welt hätten, und über deren innere Welt man folglich kein Urteil habe, wenn man das Ausdrucksmittel nicht verstehe. Übrigens existiere allerdings in der Musik ein Unterschied zwischen dem ausübenden Virtuosen und dem Künstler, der durchaus kein Virtuos zu sein brauche, wie jener möglicherweise auf einer verhältnismäßigen

niederen Stufe der Kunst stehe. Das berühre in nichts den Wert und die Würde der Musik, die sich mit jeder anderen Kunst messen dürfe. Oder ob ich etwa glaube, daß Mozart und Beethoven nicht Goethe und Schiller ebenbürtig seien?

Nach meiner Überzeugung waren sie es nicht; aber ich scheute mich, es auszusprechen. Mußte ich mir doch sagen, daß man nur bekannte Größen vergleichen könne, und Mozart war mir eine kaum und Beethoven eine völlig unbekannte Größe. Den Don Juan hatte ich einmal in meiner früheren Jugend gehört; das Stück hatte einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht, aber nur als Drama, nur, weil mir der Charakter des Helden in seiner vor dem Äußersten nicht zurückschreckenden Konsequenz höchlichst imponierte. Die Musik mußte mir wohl etwas Nebensächliches gewesen sein, wenigstens war mir nichts davon im Gedächtnis geblieben. Besser war es mir in dieser Hinsicht mit einigen Singspielen ergangen, die ich auch wohl häufiger gehört haben mochte: der Schweizerfamilie, Fanchon, den komischen Opern Lortzings, die dann in Mode kamen: Wildschütz, Czar und Zimmermann, aus denen ich manche Melodie behalten hatte und gern vor mich hin trällerte. Wie mir denn auch sonst gesungene Lieder leicht im Gedächtnisse hafteten. Nun mußte ich mich aber belehren lassen, daß Opern- und Liedermusik zwar Provinzen der Kunst, doch nicht die vornehmste Region seien, als welche man die reine Instrumentalmusik zu betrachten habe, in der sie, frei von jeder Fessel, zu ihrem höchsten Ausdruck gelange. Es hieß nun also, in diese Region eindringen. Ich versuchte es

an der Hand der Schwester, die mir nun nach und nach, ich glaube, so ziemlich sämtliche, sicher die bedeutendsten und charakteristischsten Sonaten von Haydn, Mozart, Beethoven vorspielte, von denen sie einen nicht kleinen Teil auswendig wußte. Diesem Kursus habe ich mehr zu verdanken als allen Konzerten, die ich später gehört. Es ist nicht Schuld der geistvollen Lehrerin und auch nicht die meine, der ich mit treuer Ausdauer zu folgen versuchte, wenn das Resultat schließlich doch nur ein dürftiges geblieben ist. Die Instrumentalmusik, selbst die vollendetste, ermüdet mich leicht und versetzt mich besten Falls in ein Träumen, dessen Bilder wohl mit der gehörten Musik in einem sehr entfernten Zusammenhang stehen, bis auch sie schwinden und ich eigentlich gar nichts mehr höre. Dafür ich denn einer Opernmusik bis zu einem gewissen Punkte wohl zu folgen vermag und mich an dem ein- oder mehrstimmigen Vortrag von Liedern stundenlang auf das höchste ergötzen kann. Indessen bleibt mir in diesen Fällen immer zweifelhaft, inwieweit hier von einem musikalischen Verstehen zu reden ist, und ob der Schwerpunkt des ästhetischen Genusses für mich nicht doch in die dramatische Handlung und das poetische Wort fällt, durch welche mir die Musik erst begreiflich und erfreulich wird. Wogegen dann freilich zu sprechen scheint, daß ich dem Musik-Drama Richard Wagners, welches, wenn wir die Wagnerianer hören, die restlose Durchdringung und sublime Vermählung der beiden beteiligten Künste ist, — ich will nicht sagen: das Recht der Existenz abspreche, aber jedenfalls: das zu sein, was es zu sein behauptet: die zur Wirklichkeit gewordene Kunst der Künste

Im Gegenteil hat gerade Wagners Wirken, von welchem unermeßlichen Erfolge es auch begleitet gewesen ist, mich erst recht in der Ansicht bestärkt, daß, soll eine Kunst ihr Höchstes leisten, sie sich auf ihre eigenen Mittel ausschließlich verlassen muß und ihre Association mit einer anderen Kunst oder mehreren anderen Künsten zwar an und für sich eine hohe Gesamt-Wirkung erzielen kann, aber immer auf Kosten der vollen Kraftentfaltung der einzelnen partizipierenden Künste. Gegen diesen meinen Glaubenssatz möchte ich die Vereinigung der Dichtkunst und der Schauspielkunst im aufgeführten Drama nicht als berechtigten Einwand gelten lassen, da mir die letztere nur eine Hilfskunst der ersteren zu sein scheint und freilich, zumal wenn sie sich dieser ihrer wahrlich noch hinreichend ehrenvollen Stellung bewußt bleibt, jener erst den vollen Triumph ermöglicht, von dem dann meistens auf sie so viel zurückstrahlt, daß man sich über die Selbstherrlichkeit, in der sie sich wiegt, nicht wundern darf. Einzelne Fälle, in denen durch das Zusammenwirken zweier gleichwertigen Künste momentan ein höchster Höhepunkt ästhetischer Wirkung erreicht zu werden scheint, wie in der neunten Beethovenschen Symphonie durch das Eingreifen des Chors in die musikalische Aktion, verfangen dagegen nicht. Für mich persönlich hat jener gefeierte Moment immer etwas Befremdendes gehabt. Das mag Sache des subjektiven Geschmackes sein. Aber tritt denn die Dichtkunst hier in ihrer Vollkraft auf? Ist das Schillersche g e s u n g e n e Gedicht an dieser Stelle etwas anderes als ein Vehikel zur Fortführung, meinetwegen Vollendung des musikalischen Gedankens?

der Text nicht bis zu einem gewissen Grade gleichgiltig, sodaß z. B. ein Ausländer, der ihn nicht verstände und nicht wüßte, um was es sich hier handelte, eine Abminderung des musikalischen Genusses keineswegs verspüren, sondern den Chor nehmen würde als das, was er in Wirklichkeit ist: ein Instrument mehr in dem Orchester? So dürfte es sich in allen ähnlichen Fällen verhalten; es immer darauf hinauslaufen, daß die eine Kunst zur Steigerung ihrer eigenen Wirkung (auf die ihr alles ankommt) eine andere Kunst ausnutzt, wie die Architektur, wenn sie an ihr passend scheinenden Stellen die Plastik verwertet; diese, wenn sie für ein bedeutendes Werk sich als Relief einen architektonischen Hintergrund schafft; das Drama, wenn es — wie die Musik gelegentlich ein Gedicht — so ein gesungenes Lied einfügt oder auch ein paar Instrumente frei ertönen läßt. Das antike Drama mit dem ausgiebigen Gebrauch, den es von der Musik gemacht zu haben scheint, kann ich nicht als Gegenbeweis gelten lassen, denn, hoch wie es steht, es ist nicht das Höchste in seiner Art, das wir erst in Shakspeares Kunst zu verehren haben. Und wenn auch zwischen gewissen Künsten, z. B. der Architektur, der Bildhauer- und Malerkunst eine Wahlverwandtschaft obwalten mag, die ihnen ein gleichwertiges Zusammenwirken ermöglicht, so stelle ich doch diese Möglichkeit für Dichtkunst und Musik in die entschiedenste Abrede. Gerade so wie ich einräume (was ich ja muß), daß jene Künste gleichartig in einem und demselben Künstler ausnahmsweise leben können — wie in Leonardo, Michel Angelo, Raphael — aber wohl mit Sicherheit behaupten

darf, daß noch nie ein großer Dichter ein ebenso großer Musiker gewesen ist und umgekehrt. Im Gegenteil, unsere Dichterheroen waren im besten Falle musikalische Laien und vice versa. Aus gutem Grunde. Denn das Wort und der Ton sind, jedes für sich, Ausdrucksmittel von nahezu universalem Wert. Wer das eine voll besitzt, bedarf des andern nicht. Und da jedes, damit man es voll besitze, den ganzen Mann erfordert, muß er selbst eben ganz bleiben; kann er nicht einen Teil seiner Seele an die eine, den anderen an die andere Kunst geben.

In solchen Betrachtungen ergingen die Schwester und ich uns wieder und wieder, indem wir uns das Wesen der beiden Künste, auf die es uns hauptsächlich ankam, und das Verhältnis, in welchem die eine zu der anderen stehen möchte, klar zu machen suchten. Ja, ich darf sagen, was ich da eben niedergeschrieben, ist, wenn ich von der Form absehe und einigem wenigen, was — wie das über Wagner — mir hier unwillkürlich aus der Feder geflossen, das genaue Resumé der zahllosen zwischen uns über diese Materien geführten Debatten.

So hatte ich nun bereits zum dritten Male in meinem Leben das seltene Glück, nach dem reiferen Verständnis dessen, was mir die höchste Angelegenheit war, gemeinschaftlich mit einer befreundeten, mir im tiefsten Herzensgrunde symphatischen Seele ringen zu dürfen, diesmal noch mit ganz besonderem Gewinn für mich, da ich hier auf ein ästhetisches Gebiet geführt wurde, das mir bis zur Stunde ein völlig fremdes geblieben war.

Nachdem wir so gewissermaßen die Grenze zwischen unseren beiderseitigen Künsten reguliert, war erst ein erfreulicher und ersprießlicher Verkehr hinüber und herüber möglich geworden. Wie ich mich ehrlich bemühte, drüben so weit zu kommen, als mich meine Kräfte irgend tragen wollten, wanderte die Schwester in guter Gesellenschaft mit mir durch die Gefilde der Dichtung, unter der Bedingung, Halt machen zu dürfen, wo ihr der Weg allzu beschwerlich oder reizlos, am Ende gar widerwärtig wurde. Zwar hütete ich mich sorgsam, sie an so bedenkliche Stellen zu führen; aber wenn auch eine Beleidigung ihrer jungfräulichen Empfindung immer glücklich vermieden wurde, und ich andererseits wohlweislich von unseren poetischen Studien Werke ausschloß, die, wie „die Wanderjahre", oder der zweite Teil des Faust, sie vielmehr abgeschreckt als angezogen haben würden, stieß ich doch bei ihr nicht selten auf eine Opposition, wo ich eine solche keineswegs erwartet hatte. So hatte ich vor allem gerade bei meinem Lieblingsdichter Goethe einen schweren Stand. Die Haltlosigkeit eines Werther, die wächserne Bestimmbarkeit eines Wilhelm Meister, die moralische Schlaffheit eines Eduard waren ihr im höchsten Grade anstößig. Das seien keine Männer. Wenn ich dann entgegnete, daß es leider welche seien, und der Dichter, wolle er seiner Aufgabe, uns ein Spiegelbild der Welt zu geben, gerecht werden, die Flecken des Bildes nicht vertuschen dürfe, an denen er gewiß ebensowenig seine Freude gehabt habe, meinte sie, die Anwendbarkeit des letzten Satzes wenigstens auf Goethe bezweifeln zu müssen, der seine Heldenschar fast ausschließlich aus diesen Schwäch-

lichen rekrutiere. Dergleichen mit Lebhaftigkeit vorgebrachte, mit Festigkeit behauptete Einwürfe, machten mich dann um so stutziger, als ich mir sagen mußte, daß der Dichter, der auf ein so reines, starkes, durch und durch gesundes Gemüt einen so üblen Eindruck mache, es doch augenscheinlich irgendwie versehen habe. Ich erinnerte mich, wie mir etwas ähnliches bei dem Byron'schen Don Juan begegnet war, und mir über den Widerwillen gegen den verächtlichen Helden nur die wunderbaren poetischen Qualitäten, welche der Dichter durch das ganze Werk entfaltete, weggeholfen hatten. Offenbar mußte nun auf jemand, der diese Qualitäten nicht in demselben Maße zu würdigen verstand, die vom Dichter geschilderte Unmoralität oder gar Niedertracht eine völlig abstoßende Wirkung üben, wenn er dieselbe nicht auf andere Weise zu kompensieren verstand. Und da meinte ich, daß es allerdings Sache des Dichters sei, dem mehr moralisch als ästhetisch veranlagten Leser entgegenzukommen, indem er sich zwar nicht scheue, das Laster zu schildern, wenn es seine Aufgabe mit sich brachte, dann aber auch nicht verschmähen dürfe, das beleidigte Gefühl des Lesers zu versöhnen, indem er in irgend einer Weise, die zu finden ihm überlassen bleibe, mit fester Hand darauf hinweise, daß in dem System der menschlichen Dinge der Sieg — nicht den Guten, wohl aber unweigerlich dem Guten gehöre. Ich hatte, wie gesagt, bis dahin dies ethische Moment ganz außer acht gelassen. Jetzt, da ich in so eindringlicher Weise darauf hingewiesen wurde und mein Gemüt auch sonst infolge meiner moralphilosophischen Studien dergleichen Betrachtungen zu-

gänglicher sein mochte, erkannte ich seine Berechtigung willig an. Als ich mich dann später an größere dichterische Aufgaben wagte, bin ich seiner eingedenk geblieben und habe die Sache immer so zu wenden gesucht, daß meine Leser, auch wenn ich die Guten und Braven untergehen lassen mußte, dadurch wohl schmerzlich berührt, aber nicht verstimmt wurden und mit dem Autor den Glauben an das unablässige Fortschreiten der Menschheit zu höherer Entfaltung ihrer Kräfte auch in Sitte und Sittlichkeit nicht verloren.

Seltsamer-, freilich auch erklärlicherweise gab Shakespeare, der doch wahrlich in der Darstellung verbrecherischer und lasterhafter Gemüter vor nichts zurückschreckt, zu Ausstellungen, wie sie der scheinbar nach dieser Seite so viel zahmere und bedächtigere Goethe so oft hervorrief, weit weniger Veranlassung. Genötigt, immer von neuem in dem kleinen Ausschnitte das Ganze zu geben; stets auf unmittelbare Wirkung bedacht; auf der Mensur gewissermaßen gegenüber einem Publikum, das der Zufall zusammengeführt hat und mit dem er auf der Stelle abrechnen muß, wie es mit ihm abrechnet, hat ja in der That der dramatische Dichter eine viel dringendere Veranlassung als der Epiker, den Einklang seiner Moral mit der Gesamtmoral herauszustellen. Wenn nicht gleichmäßig durch das ganze Stück, — was selten möglich sein wird — so doch mit unzweifelhafter Klarheit am Schluß, will er nicht riskiren, daß der Vorhang zum letztenmale unter den Mißfallbezeigungen des beleidigten Auditoriums fällt. Ich wüßte nicht, daß der kluge Shakespeare

jemals gewagt hätte, diesen Mißfall hervorzurufen, oder nicht wenigstens, hatte er ihn hervorrufen müssen, dem Ausbruch desselben durch eine geschickte Schlußwendung zuvorgekommen wäre. Und dann sind seine Verbrecher zwar sehr schlimm, aber sie sind, wie Macbeth, Richard III., Edmund Gloster, Kraftmenschen bis zum Übermaß. Selbst vor einem Jago wird man sicher Grauen empfinden; dennoch kann man ihn nicht wohl verachten, wenigstens nicht so wie ein junges kräftiges weibliches Gemüt die Clavigo e tutti quanti. Auch mochten der Glanz der Shakespeareschen Sprache, der Reichtum und die Pracht seiner Bilder, der hinreißende Schwung seiner Verse die musikalische Seele tiefer bewegen als die stille, plastische Schönheit der Goetheschen Diktion — jedenfalls gelang mir, was mir bei dem deutschen Dichter nur halb gelungen war, bei dem englischen vollkommen: die Schwester, welche bis dahin nur in der Musik gelebt hatte, für die Dichtkunst so weit zu gewinnen, daß sie jetzt und in Zukunft den Werken derselben mit Teilnahme und Verständnis folgen konnte.

Wie es der Brauch junger Damen ist, die der Schule unlängst entwachsen sind, hatten die Schwester und ihre Freundinnen ein Kränzchen. Es wanderte, wie ebenfalls gebräuchlich, von Haus zu Haus der Beteiligten, und so hatte ich denn wohl, wenn die Reihe an meine Schwester kam, ein und das andere Stündchen in dem reizenden Kreise verweilen dürfen. Da war denn die Rede selbstverständlich auch auf die Dinge gefallen, über die zwischen meiner Schwester und mir so viel verhandelt wurde und hatte die Neu- und Wißbegier der anderen Mädchen um so mehr

erweckt, als sie sämtlich strebsame junge Seelen waren und ein mangelhafter Schulunterricht ihren Wissensdurst mehr gereizt als befriedigt hatte. Es geschah dann wohl, daß ich meine Ansichten in einer Ausführlichkeit entwickelte, die meine Rede zu einem kleinen Vortrag machte, oder ein Citat, durch welches ich meine Meinung illustrieren wollte, sich auf allgemeinen Wunsch zu einer längeren Recitation oder zu einer Vorlesung erweiterte. Ich hatte das Glück, mit meinen Künsten zu gefallen. Man wollte mehr davon hören, und da das nicht gut anders zu machen war, als daß ich auch an den sonstigen Zusammenkünften der Freundinnen teilnahm, sah ich mich bald als Gast an den verschiedenen Kränzchentischen in mir bis dahin fremden Häusern, wohl aufgenommen von den Eltern und Verwandten, die, wenn sie unseren litterarischen Eifer belächeln mochten, uns doch freundlich gewähren ließen.

Diese Abende gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Hatte ich mich die Woche hindurch in der Gemeinschaft mit den bäuerlichen Kameraden redlich abmühen, ihren plumpen Reden und derben Scherzen zuhören müssen, empfand ich es als eine unaussprechliche Wohlthat, nun für ein paar Stunden in der Gesellschaft anmutiger junger Mädchen mich bewegen zu dürfen. Ihre wohllautenden Stimmen, ihr silbernes Lachen zu hören, war eine Wonne. Und wenn bei dem Beginn des Vortrags, oder der Vorlesung das holde Geschwirr verstummte, ich so viele ernste schöne Augen sinnend niederwärts, oder andächtig auf mich gerichtet sah, hätte ich meinen Platz am Theetisch mit keinem Königsthron vertauschen mögen.

Dabei war es für mich noch ein besonderes Glück, daß eine Gefahr, die doch so nahe zu liegen schien, nicht an mich herantrat. Von einer, wie ich meinte, thörichten Leidenschaft geheilt, kam mein Herz, das jetzt ganz von der Liebe zur Schwester erfüllt war, nicht aus seiner Ruhe, die dann auch, muß ich hinzufügen, von diesen jungen Damen gewissenhaft respektiert wurde. Ich gehörte für sie meiner Schwester; und wenn das jemals einer von ihnen als ein besonderer Vorzug erschienen sein sollte, bin ich gewiß, daß sie ihr diesen, wie jeden anderen, neidlos gegönnt hat. Auf keinen Fall machte ich auch nur den geringsten Anspruch auf eine andere Vergünstigung als die, in diesem anmutigen Kreise das bischen, was ich etwa an Geist und Verständnis der Poesie besaß, mit freiem Mute an Tag legen zu dürfen.

Dabei mochte denn wohl bezüglich des Vorteils, den die Beteiligten, jedes für sich, von diesen Zusammenkünften hatten, dasselbe Verhältnis obwalten, wie in dem Sekundanerkränzchen weiland. Ich hatte, wie damals, den Löwenanteil, weil ich meine Seele in die Sache legte, in der ich — damals in der Schülerzeit nur ahnend — jetzt längst mit vollem Bewußtsein die meine sah. Hatte sich doch um das, was uns hier beschäftigte, mein Sinnen und Denken nun schon seit Jahren bewegt! Glaubte ich doch erst jetzt, wo ich einem größeren Kreise mich mitteilen durfte, meines geistigen Besitzes froh zu werden! Fühlte ich doch, wie bei den erhöhten Anstrengungen, die ich machen mußte, diese weichen und doch verschieden gearteten Gemüter in einer Richtung nach meinem Sinne zu lenken, mir die Kräfte wuchsen;

und erprobte so an mir die Wahrheit des alten Satzes, daß wir lehrend am besten lernen! Ich hatte mir, um nicht Lehrer werden zu müssen, das Talent zum lehren abgesprochen. Es schien nun doch, als habe ich mir damit unrecht gethan — eine Entdeckung, die mir nicht unlieb sein konnte in Hinblick auf eine Zukunft, die mir bereits in unliebsamer Nähe stand. Aber noch war ich frei. Ich that, was ich that, aus Neigung mit voller Lust. Von der gehobenen Stimmung, in der ich mich zu jener Zeit befand, zeugt ein Aufsatz über Homer, den ich geschrieben, meine Hörerinnen in das Verständnis meines Lieblingsdichters einzuführen. Der Zufall wollte, daß diese kleine Arbeit das Erste sein sollte, was jemals von mir gedruckt wurde. Jetzt figuriert sie mit einigen nicht eben wesentlichen Abänderungen im zweiten Bande meiner „Vermischten Schriften" als ein „zum Besten der Bibliothek des Berliner Handwerkervereins" gehaltener Vortrag. Als ich an dem betreffenden Abend das Katheder bestieg und den großen Saal schwarz vor Menschen sah, mußte ich lächeln im Gedenken an Ort und Stunde, da ich diesen „Vortrag" zum erstenmal hielt: am Theetisch, im Licht einer Astrallampe und der Augen von einem halben Dutzend lieblicher Mädchengesichter.

Den kundigen Leser brauche ich nicht zu versichern, daß, wie ernsthaft sich unser Treiben in meiner Darstellung ausnehmen mag, demselben in Wirklichkeit der Scherz in reichlicher Dosis beigemischt war. Wie in jedem Kreise junger Leute, behauptete auch in dem unseren der Neckgeist sein gutes Recht. In welcher Ausdehnung und mit

welchem Behagen ersehe ich aus mehr als einem Spottgedicht, das von jener Zeit her in meinen Mappen sich findet und mich mit seinen vergilbten Lettern fragt, ob ein bekanntes Goethesches Wort in seiner Umkehr nicht noch richtiger dahin laute, daß man im Alter wünscht, wovon man in der Jugend die Fülle hatte.

So in Ernst und Scherz: mit philosophischen und litterarischen Studien; den Versuchen, das, was ich nur halb wußte, indem ich es anderen klar machen wollte, mir selbst zur Klarheit zu bringen; mit den Bemühungen, von den esoterischen Geheimnissen des militärischen Dienstes den letzten Schleier zu lüften, waren mir Winter, Frühling und Frühsommer in erfreulich buntem Wechsel hingegangen. Es kam der Spätsommer und mit ihm das obligate große Manöver, das in der Umgegend Stettins abgehalten werden sollte. Dorthin hatten wir uns also zu begeben, um uns mit den beiden anderen Bataillonen unseres Regiments zu vereinigen. Selbstverständlich wurde der lange Weg marschierend zurückgelegt. Es war während der sämtlichen Tage, die wir auf dem Marsch zubrachten, grausam heiß. Auf der Chaussee, auf der wir uns tagsüber zumeist bewegten, auf den Landwegen selbst des Abends zu unseren Quartieren, von diesen zu dem Rendezvous am nächsten Morgen — wenn nicht gerade ein Rasttag war — umhüllte uns oft der Staub so dicht, daß man bereits die vierten oder fünften Vorderleute in der Kolonne kaum erkennen konnte. Dazu die jetzt glücklicherweise längst

zu anderen überwundenen Dummheiten gehörige Maxime, den verschmachtenden Leuten unter keinen Umständen einen frischen Trunk zu gewähren! Ich ertrug diese natürlichen und menschlichen — oder unmenschlichen — Unbilden mit scheinbar unverhältnißmäßiger Leichtigkeit — will sagen: viel leichter, als mancher andere, der mir doch an Körperkraft weit überlegen schien. Es kam nicht selten vor, daß ich einem solchen Riesen, der „schlapp" geworden war, oder zu werden drohte, sein Gewehr — die schwere Miniébüchse von damals — abnahm und so mit zwei Gewehren halbe, ganze Stunden lang rüstig vor oder neben meinem Zuge marschierte. Ich hatte, wie der Kundige aus den letzten Worten ersieht, die Ehre, Unteroffizier zu sein — eine Vergünstigung, die damals den Freiwilligen, wenn sie sich bewährt hatten, bereits nach dem ersten halben Dienstjahr zu teil wurde. Mit dieser Auszeichnung stand freilich nicht im Widerspruch, daß man mit den Kameraden im Quartier die Suppe oder den Brei aus derselben Schüssel löffelte, mit ihnen die Strohschütten in der Scheune, oder das Lager auf dem Heuboden teilte; wie die Tressen denn auch sonst durch die Sorge, die man seinen Untergebenen angedeihen lassen mußte, durch die Verantwortung, welche man für sie zu tragen hatte, den Dienst eher erschwerten als erleichterten.

Von dem langen und beschwerlichen Marsche ist mir eine Episode in besonders lebhafter und für mich rührender Erinnerung geblieben.

Wir waren nach einem besonders heißen Tage am Frühabend in ein großes Dorf gelangt, wo wir

Rast machten. So ansehnlich der Ort war, mochte es doch schwer gehalten haben, die beiden ihm zugeteilten Kompagnien schicklich unterzubringen. Jedenfalls war ich mit noch ein paar Mann möglichst unschicklich untergebracht: am äußersten Ende des Dorfes in einem kleinsten, armseligsten Bauerngehöft, das von Schmutz in jeder schlimmsten Bedeutung des Wortes starrte. Die Wirte — verkommene alte Leute — waren das Gegenteil von Gastfreundlichkeit. Von dem schauerlichen Gemengsel, das sie uns nach langem Sperren als Abendbrot vorsetzten, hätte ich um keinen Preis der Welt einen Bissen nehmen mögen. Mit einem Worte: es fehlte nichts, auch ein philosophisches Gemüt auf eine harte Probe zu stellen.

An die Schrecken der herabsinkenden Nacht denkend, stand ich vor der Thür des Gehöftes, als mein Hauptmann, die Quartiere seiner Kompagnie revidierend, vorüber kam. Es entwickelte sich zwischen ihm und mir das folgende Gespräch. Nun, lieber S., zufrieden? — Müßte lügen, wenn ich ja sagen sollte, Herr Hauptmann. — Woran fehlt's? — An allem, Herr Hauptmann. — Es sieht in der That übel aus. — Zu Befehl, Herr Hauptmann. — Hm, hm! Wissen Sie, lieber S., ich möchte Ihnen gern ein besseres Quartier verschaffen; indessen — hm! hm! — also, guten Abend, lieber S. — Guten Abend, Herr Hauptmann.

Er ging seines Weges. Ich wußte, was sein „indessen" bedeutete. Der übrigens wohlwollende Herr hatte einen ganz unhauptmännischen Respekt vor seinem Fourier, einem hämischen, bissigen Menschen, der es sehr übel nahm, wenn man ihm seine

Kreise störte, und mit dem er es während des Manövers um so weniger verderben mochte, als er selber die Vorzüge eines guten Quartiers sehr wohl zu schätzen wußte.

Uber die Schwäche der menschlichen Natur im allgemeinen und der meines Hauptmanns im besonderen nachdenkend, schlenderte ich durch das Dorf und gelangte zu einem freien Platze, auf welchem die bescheidene Kirche lag, neben ihr das fast ganz mit Epheu übersponnene kleine Pfarrhaus, vor dem Hause ein durch ein grünes Stacket von der Dorfstraße abgeschlossenes Gärtchen mit einer Laube. Über die niedrige Stacketthür lehnte ein älterer schwarzgekleideter Herr mit einem Sammetkäppchen auf dem schon ergrauenden schlichten dünnen Haar — offenbar der Pfarrer. Es war ein so sanftes gutes Gesicht, daß der achtungsvolle Gruß, welchen ich ihm im Vorüberschreiten bot, mehr als bloße Höflichkeit war. Er hatte den Gruß freundlich erwidert, und ich bereits ein paar weitere Schritte gethan, als ich hinter mir eine Stimme hörte, die mich zurückrief. Ich wandte mich sofort um und sah den Pfarrer in der jetzt geöffneten Gartenthür stehen. — Wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten? sagte er mit einer Stimme, die, wie sein Gesicht, mild und gütig war. Und dann, als ob er eine so freundliche Einladung noch entschuldigen müsse: Ich dachte, es möchte Ihnen nach dem Marsche, der heute gewiß recht schlimm gewesen ist, ein kurzer Aufenthalt in meinem Gärtchen erquicklich sein. — Ich erwiderte ein paar höfliche Worte, in die ich ein Kompliment über die treffliche Pflege des Gartens ein-

fließen ließ, der in der That mit seinen wohlverteilten Beeten, auf denen Astern und Reseda in Fülle, auch noch einige Spätrosen blühten, seinen sauber geharkten Kieswegen, der Buchenlaube an der Seite und seinem grünen Hintergrunde der epheuübersponnenen Hausfront im weichen Lichte des Spätabends das Anmutigste war, was man sehen konnte.

Während wir in den schmalen Gängen langsam auf und nieder schritten, hatte sich bald ein behagliches Gespräch eingefunden, in welchem ich dem würdigen Manne auf seine diskreten Fragen nach meiner bürgerlichen Stellung, meinem Studiengange und dergleichen bereitwillige Auskunft gab. Darüber waren wir denn auf gelehrte Dinge geraten; das klassische Altertum, die Philosophie — in Sonderheit die Spinozas, die jetzt mein Steckenpferd war. Indem ich, jugendlich lebhaft, von dem Gegenstande erfüllt, meine Weisheit auskramte, war der alte Herr an meiner Seite nachdenklich, einsilbig, zuletzt still geworden. Das fiel mir endlich doch auf, und nun erschrak ich über die Unschicklichkeit, der ich mich schuldig gemacht. Da wir uns gerade der Ausgangsthür wieder genähert hatten, hielt ich den Augenblick für günstig, mich zu empfehlen. Ich dankte für die mir erwiesene Freundlichkeit und bat, nicht übel von mir denken zu wollen, wenn ich Gesinnungen geäußert haben sollte, von denen ich — nun leider zu spät — fühle, daß sie dem Theologen und Pfarrer anstößig gewesen sein müßten. Als ich dabei zögernd meine Hand ausgestreckt hatte, fühlte ich dieselbe fest gehalten. Die sanften Augen des Mannes ruhten mit stiller Klarheit auf mir und die

gütige Stimme sagte: Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, junger Mann. Nach der Wahrheit suchen wir ja alle, jeder auf seinem Wege. Möge Gott Sie auf den rechten lenken zu seinem himmlischen Hause, in welchem viele, viele Wohnungen sind. Wo liegen Sie in Quartier?

Ich mußte bei diesem seltsam plötzlichen Gedankensprung von den himmlichen Wohnungen zu meinem sehr irdischen Quartier innerlich lächeln, nannte aber ernsthaft den Namen meines unholden Wirts. Der gute Mann ließ vor Schrecken meine Hand fahren, um sie alsbald wieder zu ergreifen. — Das sollen Sie nicht, rief er mit einer Lebhaftigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Der — er wiederholte den Namen des Bauers — ist das räudigste Schaf in meiner Herde. Mein Gott, welche Not haben er und seine Frau, die nicht besser ist, mir schon geschafft! Aber das ist meine Sache. Sie sollen darunter nicht leiden. Nein, das sollen Sie nicht. Sie müssen morgen wieder frisch und rüstig sein, und in dem Schmutznest würden Sie keine Minute schlafen. Wissen Sie was? bleiben Sie bei mir. Ich kann Ihnen auch nicht viel bieten, aber ein reinliches Lager doch. Wollen Sie? — Mit tausend Freuden, erwiderte ich, nur daß es sich leider schwer machen lassen wird. Mein Hauptmann — und ich berichtete lachend die kurze Unterredung, die ich mit meinem Hauptmann gehabt hatte. — Ich werde selbst den Herrn Hauptmann bitten! sagte der Pastor, bereits in Begriff, sich in das Haus zu wenden, vermutlich, um sich Hut und Stock zu holen. Ich hielt ihn fest: Und ich bitte herzlich, Herr Pastor, thun Sie das nicht.

Offen gestanden: es würde mich in Verlegenheit setzen. Wenn Sie denn wirklich in Ihrer Güte darauf bestehen, ich kann es, ohne mich an den Hauptmann zu wenden, mit meinem Feldwebel ordnen. Ich hoffe, bereits in einer Viertelstunde mit Sack und Pack mich wieder vorzustellen.

Die Dorfgasse hinabeilend, hatte ich das Glück, bereits an der nächsten Ecke auf den Feldwebel zu treffen. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und da ich mit ihm auf dem besten Fuße stand, er auch sonst ein gefälliger Mann war, hielt es nicht schwer, seine Einwilligung zu erhalten. Er wolle ein Auge zudrücken, aber wenn ich morgen nicht rechtzeitig mit meinem Zuge antrete, so solle ein heiliges — Ich ließ ihn den letzten Teil der üblichen Phrase in den dicken Schnauzbart brummen, lief spornstreichs meinem Quartier zu, wo ich die fünf oder sechs Kameraden, unter denen sich auch mein Bursche befand, vor der Thür der Baracke ihre Pfeifen und Cigarren schmauchend antraf, durch die Schrecken ihrer Umgebung in der Behaglichkeit ihrer Laune offenbar keineswegs beeinträchtigt. Mein Bursche war flink zur Hand, das Nötige schnell gethan und besprochen; so mochte wenig über eine Viertelstunde vergangen sein, als ich mich zum zweitenmale dem Pastorhause näherte, schon von weitem des würdigen Mannes ansichtig, der wiederum in der Gartenthür stand. Diesmal war er nicht allein. Im Hintergrunde des Gartens, an dem Hause hin, bewegte sich eine weibliche Gestalt, die nun herantrat und mir von dem Pastor als seine Tochter vorgestellt wurde. Es war ein überschlankes, hochgewachsenes Mädchen, das mir, dem Dreiundzwanzig-

jährigen, nicht mehr jung erschien, das heißt, ein oder zwei Jahre älter sein mochte als ich selbst, und dessen blasse Wangen, während ich ihr die Hand reichte und ein paar Höflichkeiten vorbrachte, von einer jähen Röte gefärbt wurden, die ebenso schnell wieder verschwand. — Sie müssen mit uns vorlieb nehmen, sagte der Pastor. Meine Tochter und ich sind alles, was von einer einst zahlreicheren Familie übrig ist. — Ich verbeugte mich abermals, im Stillen denkend, es möchte nicht lange währen, bis er der einzig Übriggebliebene sei. Die blassen Wangen des Mädchens mit der fliegenden hektischen Röte deuteten zu schmerzlich klar auf das Verhängnis, das auf schwarzen Fittichen über der Familie schwebte und dem die übrigen Glieder bereits zum Opfer gefallen waren.

Doch blieb mir keine Zeit, so trüben Betrachtungen nachzuhängen. Der Pastor geleitete mich in das Haus, eine Treppe hinauf, über einen schmalen Korridor, der durch ein Lämpchen erhellt war, und von dem rechts und links mehrere Thüren wohl nur zu Bodenkammern führten, geradeaus in ein allerliebstes, einfach-schicklich ausgestattetes, vom letzten matten Schein der Abendsonne erfülltes Giebelstübchen. Er hieß mich freundlich, es mir bequem zu machen. Ich erwiderte, daß es dazu nur einer halben Minute bedürfe, lehnte das Gewehr in die Ecke, stellte den Helm auf die Kommode, legte den Tornister auf einen Stuhl, schnallte den Säbel ab und war bereit, ihm zu folgen. Wir gingen wieder hinab in ein größeres Gemach rechter Hand vom Hausflur, wo ein sauber gedeckter Tisch uns mit dem Abend-

brot erwartete, an dem wir uns, nachdem der Pfarrer ein kurzes Gebet gesprochen, alsbald niederließen. Es war ein frugales Mahl aus einfachen ländlichen Produkten: Eiern, Brot, Butter, Käse und Früchten, aber alles schmackhaft und reichlich; auch fehlte es nicht an einer Flasche nicht kostbaren, aber wohl trinkbaren Weines. Hungrig und durstig, wie ich war, sprach ich den guten Dingen herzhaft zu, zur augenscheinlichen Freude meiner Wirte, von denen wenigstens der alte Herr einen normalen Appetit entwickelte, während die Tochter die Speisen kaum berührte und nur wiederholt an ihrem Glase nippte, immer mit einer hastigen, nicht unschönen Bewegung. Ich hatte durchaus die Empfindung, daß sie eine nervöse Erregung, vielleicht einen körperlichen Schmerz zu überwinden habe. Dabei kam und ging von Zeit zu Zeit auf ihren Wangen jene verhängnisvolle Röte, während sie die Augen fast beständig niedergeschlagen hielt. Zu meinem Bedauern: sie waren das einzig Schöne in dem unregelmäßigen Gesicht: groß und so tief blau, wie ich es selten gesehen. Auch that es mir um das ungewöhnlich reiche aschblonde Haar leid, mit dem eine andere Dame großen Staat gemacht haben würde, und das sie, als ob sie sich des Schmuckes schäme, in eine wenig kleidsame Frisur gezwängt hatte. Nun aber kann wohl ein junger Mann nicht lange in der Gesellschaft eines weiblichen Wesens sein, ohne die holde Anziehungskraft zu spüren, die von ihm ausgeht. Ich hatte diesem kaum eine halbe Stunde gegenüber gesessen, als ich nicht mehr zu begreifen vermochte, daß ich das Mädchen im ersten Momente unschön gefunden,

und mir immer wieder sagte, ich habe auf jeden Fall selten oder nie ein so liebes, mir so sympathisches Gesicht gesehen.

In Erinnerung meiner Unbedachtsamkeit bei der ersten Begegnung mit dem geistlichen Herrn hatte ich mir vorgenommen, in der Folge desto vorsichtiger zu sein und vor allem jedes Wort zu meiden, das abermals von meiner Freidenkerei Zeugnis abgelegt hätte. Der würdige Mann machte es mir leicht, meinem Vorsatze getreu zu bleiben, indem er ein behagliches Gespräch über Soldatenleiden und Freuden, Ackerbau, Gartenkunst, Bienenzucht und was dergleichen unverfängliche Dinge mehr waren, nicht ohne Geschick in Gang erhielt. Das wäre nun so weit recht gut gewesen, wenn ich nicht das lebhafteste Verlangen verspürt hätte, die junge Dame — sie erschien mir jetzt völlig als solche — in das Gespräch zu ziehen, und das nicht hoffen durfte, so lange es bei diesen Thematen blieb. Wenigstens hatte sie während der ganzen Zeit nur hin und wieder ein gelegentliches Wort mit einer wohllautenden, wenn auch etwas verschleierten Stimme geäußert. So faßte ich mir denn ein Herz und begann mit einem kühnen Übergange von Kunst und Litteratur zu sprechen. Meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen. Das Mädchen, das so still und wie zerstreut dagesessen, wurde aufmerksam, hob öfter die großen Augen, fing an, sich an dem Gespräch zu beteiligen, sehr schüchtern freilich, aber doch hinreichend, um mir Mut zu machen, lebhafter fortzufahren, die Rede allmälig mehr ihr zuzuwenden, sie direkt nach ihrer Lektüre zu fragen und was man denn sonst in solchen Fällen

zu sagen und zu fragen pflegt. Sie gestand, daß sie gar gern ein gutes Buch lese, aber früher selten dazu gekommen sei, während ja freilich jetzt nur noch der gute Vater ihre Sorge in Anspruch nehme. — Ja, ja, fiel hier der Pastor ein, mein armes Mädchen hat in ihrem Leben wenig an sich denken können; und jetzt, wo sie es schon eher könnte, bleibt sie nun doch der alten Gewohnheit treu und sorgt, da unsere Lieben im Himmel es nicht mehr nötig haben, für die anderen armen gebresteten Menschenkinder, deren es ja überall auf Erden und in unserem Dorfe nicht zum wenigsten giebt.

Auf den Wangen des Mädchens brannten wieder die roten Flecke. Sie warf dem Alten, den der Wein gesprächiger gemacht haben mochte als wohl sonst seine Gewohnheit war, einen flehenden Blick zu, der ihr vollends mein Herz gewann. Der Blick sagte so deutlich, wie Blicke sagen können: Wie magst Du nur in der Gegenwart eines Fremden davon sprechen! — Ich aber fühlte mich gar nicht mehr als Fremder. Mir war, als hätte ich den freundlichen, treuherzigen Mann, das liebe, stille Mädchen bereits vor Jahren einmal gut gekannt; sie hätten mich nur ein wenig vergessen, und es liege nun an mir, mich ihnen voll in die Erinnerung zu rufen. — Sie lesen gern ein gutes Buch, sagte ich, mich zu ihr wendend; und ich lese für mein Leben gern vor. Darf ich Ihnen etwas vorlesen? — Das wäre herrlich, erwiderte sie rasch. — Ja, ja, rief der Pastor; aber was? — Vielleicht: Faust? fragte ich. — Hast Du ihn noch? sagte der Alte zu seiner Tochter. — Sie schüttelte den Kopf. — Schade! sagte der Alte,

schade, ich hätte wohl gern wieder einmal ein Stück daraus gehört. — Und dann, sich zu mir wendend: Die Sache ist: ich besitze den Goethe nicht. Aber gerade der Faust ist jetzt ein paar Wochen im Hause gewesen. Meine Tochter hatte sich ihn von einer Freundin geliehen. Nun, scheint es, hat sie ihn bereits wieder zurück gegeben. Schade! — So nehmen wir etwas anderes, sagte ich. Es wird sich da schon etwas finden. — Über der Kommode zwischen den beiden Fenstern war eins jener Bücher-Regale aus Brettern, die, mit Schnüren zusammengehalten, an der Wand schweben. Ich war herangetreten, bereits in der Sorge, daß ich denn doch hier schwerlich etwas nach meinem Geschmack finden würde. So war's denn auch: Klopstock, Gellert, Bunyans Pilgrim's progress und anderes ehrwürdig Schreckliches. In meiner Verzweiflung kam mir ein übermütiger Gedanke. — Aber hier steht ja der Faust! rief ich, auf gut Glück eines der Bücher herausnehmend. — Unmöglich! rief das Mädchen. — Kind, Kind! sagte der Vater, wie kann man so vergeßlich sein! — Ich war wieder an den Tisch getreten, von welchem eben die Magd die Sachen abräumte, nur die Flasche — es war bereits die zweite — mit den Gläsern stehen lassend. Meinen früheren Platz einnehmend, schlug ich das Buch auf — es war Tiedges Urania! — und fragte durch ein bescheidenes Räuspern an, ob ich mit meiner Vorlesung beginnen dürfe. Der alte Herr hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt mit halb geschlossenen Augen. Die der Tochter waren starr auf mich gerichtet mit einem verwunderten, ratlosen Blick, worauf dies hinaus-

laufen möchte. Ich hielt den Blick ruhig aus und begann: „Hab' nun, ach! Philosophie" — Mir schlug das Herz so heftig, daß die ersten Worte dumpf und beklommen genug herauskamen. Aber das war ja just der rechte Ton für jemand, der sich und der ganzen Welt grollt. Bis ich zu „O sähst Du, voller Mondenschein" kam, würde ich schon die Herrschaft über meine Stimme wiedergewonnen haben. So lange dauerte das nicht einmal. Noch ein paar Verse, und ich war voll in der Sache, schier übermütig in der Gewißheit, daß mir kein Vers, kein Wort fehlen würde; den Übermut so weit treibend, daß ich, als ich die Zeit für gekommen hielt, das Blatt umschlug, um scheinbar auf der nächsten Seite von oben weiter zu lesen. Dann konnte ich mich doch nicht enthalten, mein Gegenüber anzusehen mit einem Blick, der lächelnd bat, daß sie mir den Scherz verzeihen möge. Sie erwiderte mit einem Lächeln. Es war das erste an diesem Abend und verschönte das Gesicht in wunderbarer Weise. Dazu leuchteten jetzt die großen blauen Augen, die sie unverwandt auf mich gerichtet hielt, in einem herrlichen Glanz. Ich sprach nur für diese Augen, und mir war, als ob ich in ihrem Lichte das hundertmal Gelesene und Recitierte als etwas ganz Neues sähe, als eine Offenbarung, vor deren Wundern ich freudig erschrak. Das Spiel mit dem Umblättern hatte ich längst aufgegeben. Der alte Herr hatte den Kopf hintenübergelehnt und die Augen jetzt völlig geschlossen. Er mochte ebenso wohl schlummern als andächtig zuhören. Ich war allein mit dem Mädchen in dem feierlichen Dom, den die Dichtung um uns, über

uns wölbte: ich der Priester, sie die Gemeinde, eines in unserer Andacht, die doch vielleicht nicht ganz ohne einen irdischen Beigeschmack war, wenn man das erste Sichregen einer Neigung von Herz zu Herzen noch irdisch nennen kann.

Ich hatte ursprünglich das Gedicht besten Falles nur bis zur Erscheinung des Erdgeistes recitieren wollen. Dann mochte, konnte ich vielmehr nicht abbrechen; die großen blauen Augen hafteten so unverwandt an mir. So erschien und verschwand auch der Erdgeist; der trockne Schleicher kam und ging. Ich recitierte — wenn man, was ich wie im Traume sprach, so nennen kann — weiter, weiter bis zum „Euch ist er da!" des Engelchors.

Der Traum war zu Ende. Ich wagte nicht, sie anzublicken, weil ich wußte, daß sie weinte. Ich machte leise das Buch zu und trug es still zu der Etagère zurück, wo ich es wieder an seinen Platz stellte. Als ich fühlte, daß ich meiner Bewegung Herr geworden, wandte ich mich wieder um. Die plötzlich eingetretene Stille hatte nun doch den alten Herrn aus seinem Halbschlummer geweckt. Er hatte sich erhoben und kam mir, als ich mich dem Tisch abermals näherte, bereits entgegen, eine komisch-rührende Verlegenheit auf dem guten Gesicht. Ich ließ ihn nicht zu Worte kommen, bat um Entschuldigung, wenn ich seine Gastfreundschaft so arg gemißbraucht habe, meinerseits eine Müdigkeit fingierend, von der ich wahrlich nichts empfand. Es hielt nicht schwer, den einfachen Mann zu täuschen. Er glaube gern, daß ich müde sei! nach einem so anstrengenden Tage! Und morgen — wie früh werde ich denn

aufbrechen müssen? — Ich erwiderte: um vier Uhr, und daß ich auf das dringendste bäte, es möge sich niemand im Hause durch mein Fortgehen stören lassen. Nur wenn man mir das verspreche, würde ich ruhig schlafen können, gewiß, am nächsten Morgen zur rechten Zeit zu erwachen. — Es war nicht bloße Höflichkeit, was mich so eifrig darauf bestehen ließ, vielmehr der Wunsch, mir die Erinnerung dieses schönen Abends nicht durch eine morgenlich-graue Scene, wie ich sie deutlich vor Augen sah, zu stören. — Nun denn, sagte der alte Herr, man soll einem lieben Gaste überall zu Willen sein. So leben Sie wohl! und möge Sie der Herr beschirmen auf allen Wegen! — Er hatte mir beide Hände hingestreckt, die ich in tiefer Rührung drückte. Dann trat ich zu der Tochter, die halb abgewendet gestanden hatte und mir jetzt das Gesicht zukehrte. Es war zum Erschrecken blaß, und die Hand, die sie mir reichte, eiskalt. Ich wollte ihr sagen, daß ich überglücklich sein würde, wenn ich sie morgen auch nur auf eine Sekunde sehen könnte. Aber das durfte ich jetzt nicht mehr; ich brachte nichts weiter hervor als: leben Sie wohl! — Dann war ich zum Zimmer hinaus und fand mich auf dem Flur mit einem brennenden Lichte, von dem ich nicht wußte, wie es in meine Hand gekommen. Nun stand ich in meinem Zimmer.

Ich setzte das Licht auf den Tisch und lehnte mich in das offene Fenster. Der beinahe volle Mond hing bereits tief am Horizonte glanzlos zwischen Schleierwölkchen. Von dem Dorfe her ertönte nur noch seltenes dumpfes Geräusch; sonst war die

Nacht so still, daß ich das Knarren der Uhr in dem Kirchturm, der seitwärts von mir, aber von dem Giebel des Hauses verdeckt, stand, deutlich hörte. Aus dem Garten — einer Abzweigung jedenfalls des Vordergartens um den Giebel herum — wallte der Duft der Reseda und der Levkojen in schier berauschender Fülle zu mir empor. Über mich war eine seltsame Traurigkeit gekommen. Meine Faustrecitation, in der ich mich so groß gedünkt, erschien mir mit einemmale wie ein unpassender Scherz. Mußte mich das kluge Mädchen nicht für einen eitlen, prahlsüchtigen Fant halten? Wäre es nicht tausendmal ziemlicher gewesen, das ruhige Gespräch fortzuführen, an dem sie ja bereits angefangen hatte, teil zu nehmen, sicher weiter teil genommen haben würde? Und ich hätte dann, anstatt die eigene Stimme nur zu hören, ihre sanfte Stimme weiter vernommen; hätte von ihrem inneren Leben, das ganz gewiß ein reiches, tiefes war, ihrem Denken und Empfinden mehr erfahren als jetzt. Als jetzt? wo ich nichts, rein gar nichts von dem allen wußte! ihre Seele mir ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war! und nun für immer bleiben würde! Ich war doch wieder einmal ein kompletter Narr gewesen.

Ärgerlich mit mir selbst, wollte ich eben das Fenster schließen, um mein Lager aufzusuchen, als ich um die Giebelecke von der Hinterseite des Hauses her eine weibliche Gestalt in den Garten kommen sah. Ich weiß nicht, welche Regung mich trieb, aber ich hatte mich sofort umgewandt, das Licht, das auf dem Tisch hinter mir in greifbarer Nähe stand, ausgelöscht und war dann wieder an das Fenster ge-

treten, seitwärts mich so tief in den Schatten drückend, daß ich von unten her nicht wohl gesehen werden konnte. Meine Ahnung, daß es niemand anders sei als das seltsame Mädchen, hatte mich nicht betrogen. Trotz der Dunkelheit erkannte ich sie deutlich an ihrer Gestalt und Bewegung. Ich glaubte sogar, ihre Gesichtszüge zu unterscheiden, doch war das nicht der Fall. Nur einmal, als sie, in größerer Nähe des Fensters, auf einen breiteren Gang kam, sah ich im Licht des Mondes, der jetzt klar über einem Nachbardache stand, für ein paar Momente ihre Augen schimmern. Hätte ich ihren Namen gewußt, den der Vater während des ganzen Abends nicht ein einziges Mal genannt hatte, ich würde ihn jetzt gerufen haben. Ich wollte wenigstens ein „Gute Nacht!“ hinabsagen, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Und bevor ich zu einem Entschluß gelangte, hatte sie sich gewandt und schwebte nach der Richtung, aus der sie in den Garten getreten war, wieder hinaus. Ich schloß das Fenster und warf mich auf das kleine Sofa. Es verlohnte sich nicht der Mühe, zu Bett zu gehen. An Schlaf war überdies nicht zu denken. Durch meine Seele schossen tausend wirre Gedanken, die sich alle um sie bewegten: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? und wie der Mann beschaffen sein möchte, sein müßte, sollte ein so eigen geartetes Wesen an seiner Seite glücklich werden? ob sie zu denen gehöre, denen kein Glück auf Erden blühe; deren Los es war, vor der Zeit dahin zu sterben, wie zweifellos ihre Mutter, ihre Geschwister? ob die wenigen Jahre, die ihr vielleicht nur noch beschieden waren, mit ihr verleben zu

dürfen, nicht eine paradiesische Ewigkeit aufwiege? — das schwirrte so fort, und dazwischen Plan auf Plan, wie ich es anzustellen hätte, sie wenigstens morgen früh noch einmal zu sehen, ihr zu sagen — ja, was? Und die Gedankenmeute jagte weiter, immer wilder, immer toller den Übermüden vor sich her, bis er sich in das Dunkel eines traumlosen Schlafes vor ihr retten durfte.

Ich erwachte von dem Lärm, den die Sperlinge in den Bäumen unter meinem Fenster vollführten. Es war erstes, schwaches Morgengrauen, daß ich kaum die Ziffer auf meiner Uhr erkennen konnte: ein Viertel auf vier. Noch zu früh zum Rendezvous. Indessen, was sollte ich hier? Mich fröstelte. Draußen würde es besser werden. So brachte ich meinen Anzug in Ordnung, zwischendurch denkend, ich müsse durchaus gestern Abend im Fieber gewesen sein, um ein Erlebnis, das, wenn auch ungewöhnlich, so doch wahrlich nicht so gar absonderlich war, in dieser Weise zu nehmen. Ein alter, guter, gastfreundlicher Mann, ein stilles, bescheidenes Mädchen, denen ich ein paar Scenen aus dem Faust vordeklamiert, wie ich es vor den Freunden in Bonn und meinen jungen Freundinnen in Stralsund so oft gethan — wo steckte denn da die Romantik? und nun gar die Tragik? Die Phantasie war mir wieder einmal durchgegangen und hatte das bischen Verstand hinter sich hergewirbelt.

Ich hatte meine sieben Sachen beisammen. Als ich vorsichtig die Thür öffnete, bemerkte ich draußen am Schlüssel einen dunkeln Gegenstand. Ich griff darnach; es war ein Blumenstrauß, von dem der

Duft der Reseden und Levkojen zu mir aufstieg. Ich eilte in das Zimmer zurück an das Fenster und suchte, wonach gesucht zu haben ich mich sofort aufs tiefste schämte. War dies denn nicht genug? Diese Blumen, die sie heute Nacht selbst gepflückt? auf denen noch der Tau der Nacht lag? Konnte sie ihren Dank, wenn sie mir denn wirklich danken zu müssen glaubte, sinniger, zarter ausdrücken? Aber nun fortgehen zu sollen, so reich beschenkt, ohne den Dank zu erwidern, das durfte ich nicht.

Ich hatte das Gewehr weggestellt, Bleifeder und ein Blatt aus meiner Brieftasche genommen und trat an das Fenster, wo es mittlerweile hell genug zum Schreiben war. Die frühe Gewohnheit, bei einer schicklichen Gelegenheit mit ein paar Versen aufzuwarten, kam mir jetzt zu statten. Ich hatte nach ein paar vergeblichen Ansätzen die folgenden auf das Papier gekritzelt:

Ihr habt den müden Wandrer gern empfangen
Nach guter Christen liebevoller Weise;
Habt ihn gehegt in eurem trauten Kreise,
Bis freudig ihm erglühten Herz und Wangen.

Ihr wußtet es: Nicht von dem Brot alleine —
Er lebt von jedem Wort aus Gottes Munde,
Von jeder dichtergeisterfüllten Stunde,
Die ihm verklärt die Welt in heil'ger Reine.

Und, ach! vor allem doch: von Frauengüte,
Von schöner Mädchenaugen holder Gnade,
Die duft'ge Blumen streut auf seine Pfade. —
Ich danke Euch! Und daß Euch Gott behüte!

Als ich die Verse überlas, sah ich wohl, sie waren nicht geworden, was ich gewollt hatte: nicht der volle

Ausdruck der Rührung, von der ich mich bewegt fühlte und die doch im Grunde die schnell entflammte Liebe zu dem Mädchen war, das mir durch ihre duftige Spende seinerseits mehr als bloße gastfreundschaftliche Empfindung an den Tag gelegt zu haben schien. Durch die Dämmerung, die mich umgab, sah ich die großen Augen, wie sie gestern Abend im Schimmer der beiden Kerzen auf dem Tisch zu mir herüber, aus dem nächtig dunklen Garten zu mir hinaufgeglänzt hatten. Aber das alles war ja gestern Abend, heute Nacht gewesen — für mich, für sie — ein ausgeträumter Traum. Es war besser so.

Ich schrieb in gefaßterer Stimmung, bei hellerem Licht die verkritzelten Verse noch einmal auf ein reines Blatt und stand nun da, das Gewehr in der einen, das Blatt in der anderen Hand, unschlüssig, wo ich damit bleiben sollte. Es auf den Tisch legen, wie eine quittierte Gasthofrechnung — unmöglich! So befestigte ich es an dem Schlüssel draußen, an dem ihr Strauß gehangen hatte, und schlich auf den Fußspitzen durch den Korridor, die Treppe hinab, von der nur die eine Stufe leise knarrte; unten über die Steinfliesen des Hausflurs, behutsam, daß der knirschende Sand mich nicht verrate; klinkte die unverschlossene Hausthür vorsichtig auf und eilte durch den Vorgarten auf die Dorfstraße; die Dorfstraße hinab bis an die Ecke, wo ich in eine andere Gasse einbiegen mußte. Da blieb ich stehen und blickte nach dem Hause zurück. Hatte ich doch gehofft, daß sie mir noch einmal zu begegnen wissen werde? Es mußte wohl sein. Dann, als ich das

Haus im grauen Morgenlichte so liegen sah und sie nicht heraus in den Garten trat, keine der grünen Jalousien, mit denen die Fenster des Erdgeschosses verschlossen waren, sich öffnete, wollte mich doch ein Gefühl der Enttäuschung überkommen, dessen ich mich sofort schämte. Nein, nein, sagte ich laut vor mich hin: das habt Ihr nicht um mich verdient, ihr guten Menschen. Ich danke euch! Und daß euch Gott behüte!

Da dieses Buch eine Beichte ist, darf ich nun das Folgende nicht verschweigen, obgleich es auszusprechen mir nicht leicht wird.

Wer möchte nicht annehmen, daß ich bereits in den nächsten Tagen, jedenfalls, nachdem ich aus dem Manöver heimgekehrt, an meine gütigen Wirte geschrieben, ihnen noch einmal für alles Liebe, das sie an mir gethan, aus vollem Herzen Dank zu sagen. Daß ich, wenn dieser Brief, wie doch zweifellos, beantwortet wurde, die Korrespondenz fortgesetzt, auf alle Fälle mich bemüht habe, von den weiteren Schicksalen der guten Menschen zu erfahren. Nichts von alledem. Ich habe nicht geschrieben, nie eine Erkundigung eingezogen — das epheuumrankte Haus mit seinen herzigen Bewohnern blieb für mich versunken, wenn auch nicht vergessen. Und schließlich auch vergessen, bis es jetzt nach so langer, langer Zeit mir wieder in Erinnerung kam. Wie das alles möglich war? Man wird es nicht verstehen, wenn man mein damaliges jugendliches Alter außer acht

läßt und die Verfassung meines romantischen, noch in Verworrenheiten aller Art befangenen Gemütes. Das aber fand eine seltsame Lust daran, den Schleier des Absonderlichen und Geheimnisvollen, der dann wirklich über dem Begebnis lag, nicht zu lüften, womöglich noch zu verdichten. Ich habe bereits erwähnt, daß ich den Vornamen des lieben Mädchens nicht erfahren hatte. Aber ich kannte auch nicht einmal den Namen des Vaters, so wenig, wie er den meinen. Ich war ihm ein Mensch gewesen, an dem er Nächstenliebe üben konnte. Das hatte der reinen Seele genügt. Und war meine Seele gewiß nicht so rein — das rein Menschliche hatte doch auch mir von jeher näher gelegen, als das D'rum und D'ran, das sein oder auch nicht sein mochte. Wunderlicherweise war mir auch der Name des Dorfes so fremd geblieben, wie der meisten, durch die uns unser Marsch geführt. Ihn nachträglich zu erfahren, hätte mich in der ersten Zeit ja nur ein Wort gekostet. Ich sprach das Wort nicht, wie denn sonst keines über meine Lippen kam, das auf mein liebes Abenteuer hingedeutet hätte. Dieser romantische Nachklang der von mir in dem epheuumrankten Hause verlebten Stunden blieb jahrelang in meiner Seele. Dann, als ich anders, vernunftgemäßer zu empfinden begann, war es zu spät. Bei wem sollte ich, der ich längst in der Fremde weilte, die nötigen Erkundigungen einziehen, für die mir jeder bestimmte Anhalt fehlte? Und hätte ich sie nun doch erfolgreich angestellt — eine ahnungsvolle Stimme, die sich nicht zum Schweigen bringen ließ, sagte mir, daß es zu spät sein würde — zu spät! Da mochte denn,

was in der Wirklichkeit traumgleich an mir vorübergeglitten war, vollends zu einem Traume werden.

Wir waren in Stettin eingerückt, wo wir in Quartier blieben. Es kamen die Regiments-, die Brigade-Exerzitien, endlich die eigentlichen Manövertage. Ein feindliches Corps, das gegen die Festung andrängte, sollte durch energische Ausfälle der Besatzung zurückgetrieben, womöglich vernichtet werden. Mit der Festung hinter uns, zu der wir uns nur die Rückzugslinie offen halten mußten, durften wir kühn sein. Wir waren es. Löwenkühn. Wir schlugen uns mit dem Feinde in dem hügeligen, wälderreichen Terrain in hitzigen Gefechten herum, vertrieben ihn aus Dörfern, in denen er sich bereits festgesetzt hatte und die wir tambour battant stürmten; wir boten ihm zuletzt eine offene Schlacht an, nachdem wir ihm in einem abendlichen Marsch so nahe auf den Leib gerückt waren, daß die beiderseitigen, in großen Bogen zur Nacht aufflammenden Biwakfeuer einen prächtigen Anblick boten, bis sie ein strömender Regen auslöschte. Eine unbehagliche Situation. Kein trockener Faden mehr am Leibe, die Feldflasche längst leer, an Schlafen nicht zu denken und morgen die Entscheidung auf Leben und Tod. Nichts konnte unseren Mut beugen. Und dann: wir hatten die Feinde im Sack; es blieb ihnen nur die bange Wahl, vernichtet zu werden, oder sich gefangen zu geben. So sagten unsere Offiziere. Die erste Hälfte des Tages, der für uns schon vor dem Morgengrauen

begonnen hatte, schien unsere kühnsten Hoffnungen krönen zu wollen. Wir trieben den Feind nur so vor uns her; er schien einen ernsten Widerstand gar nicht mehr zu versuchen; plötzlich gegen Mittag kam der Umschlag. Was wir für Flucht gehalten hatten, war ein kluges Manöver des verschlagenen Gegners gewesen, uns so weit als möglich von der Festung abzulocken bis dahin, wo er uns haben wollte, wo er uns fassen, vernichten konnte. In unabsehbaren Massen quoll es aus dem Wald, dessen dunkle Lisière sich rechts und links so weit streckte, als man im Regen zu sehen vermochte. Es schien, daß wir auf beiden Flügeln umgangen waren, daß unser Centrum nicht mehr Stand hielt, unsere Rettung einzig in einem wohlgeordneten Rückzuge zu suchen war. Wie schwer der auszuführen, stellte sich nur zu bald heraus. Der Feind war uns an Kavallerie fürchterlich überlegen; alle Augenblicke mußten wir Carré formieren, uns seiner wütenden Angriffe zu erwehren. Und wären doch verloren gewesen ohne unsere brave Artillerie. Sie bedeckte sich an diesem Tage mit Ruhm. Sie war überall, wo es not that, und wo that es das nicht? Wir hätten das Hügelland, durch das wir uns drängen mußten, gar nicht passieren können ohne sie, die wie auf Flügeln die dominierenden Höhen hinaufjagte, abprotzte, gegen die Verfolger losdonnerte, um sofort die Höhen hinab, an uns vorbei, zwischen uns hindurch, die nächsten zu gewinnen und so fort, bis wir aus den Defiléen heraus, nun schon in größerer Nähe der Festung, in verhältnismäßiger Sicherheit waren. Der wir uns denn doch zu früh hingegeben hatten, sodaß

unser Regiment, das sich mittlerweile zusammengefunden, auch zuguterletzt nur um Haaresbreite dem Schicksal, gefangen genommen oder massakriert zu werden, entrann. Ich sehe es, als wäre es gestern gewesen. Hinter uns der langgestreckte Hügelrücken, der letzte von den vielen, die wir zu überschreiten gehabt; vor uns die Ebene, die sich nach der Festung dehnte, deren tröstlichen Anblick uns die dicke Luft verschleierte. Man hatte jetzt, wo die Gefahr vorüber schien, den Leuten eine Rast gönnen zu dürfen geglaubt. In langer, unregelmäßiger Linie dehnten sich die Pyramiden der zusammengesetzten Gewehre, aus denen die Leute nach hinten herausgetreten waren, um sich, wie sie da gingen, auf die Erde zu werfen, in deren Furchen das Wasser handhoch stand, und — so groß war ihre Erschöpfung — zu einem nicht geringen Teil sofort in Schlaf zu fallen. Ich war in Betrachtung des sonderbaren Bildes versunken und dachte, so könnte es auf einem Schlachtfelde aussehen an einer Stelle, wo der Tod seine reichlichste Ernte gehalten. Und plötzlich wurde bei dem am weitesten nach links lagernden Bataillon Vergatterung geschlagen. War man dort aufmerksamer gewesen, oder die Position so, daß man die Annäherung des Feindes früher bemerken mußte — gleichviel, man hatte ihn bemerkt, und das Signal, das man dort gegeben, pflanzte sich mit Blitzesschnelle über die anderen Bataillone fort. Uberall rasselten die Trommeln; überall sah man die schlaftrunkenen Soldaten sich von ihrem nassen Lager aufraffen, an die Gewehre rennen, taumeln. Im Nu waren die Carrés formiert, und da krachte auch

schon auf dem linken Flügel die erste Salve gegen den Feind, von dem wir auf unserem Standpunkte noch immer nichts sahen, bis er nun auch für uns sichtbar wurde: eine kurze Linie Kavallerie, die von links her über der Hügelwelle auftauchte, um schon im nächsten Moment eine lange, wieder im nächsten eine schier unabsehbare zu werden: zwei Regimenter: Husaren und Kürassiere in voller Front. Sie kamen herab- und wären in uns hineingejagt, hätten sie uns als eine zerstreute Herde gefunden und nicht, wie jetzt, als drei feste Burgen, aus denen ihnen Salve auf Salve entgegenkrachte. Da blieb ihnen denn freilich nichts anderes übrig, als in halben Schwadronen links abzuschwenken und wieder hinter der Hügelwelle so schnell zu verschwinden, wie sie gekommen. So schnell in der That, daß man hätte glauben können, das Ganze sei nur eine Täuschung der überreizten Sinne gewesen. Das war es ja nun nicht; aber doch ein in seiner Art so vollendetes, großartiges Kriegsbild, daß es wohl jedem, der mit sehenden Augen dabei gewesen, unvergeßlich in der Erinnerung geblieben ist. Wie die Sache im Ernstfalle abgelaufen wäre, wüßte ich nicht zu sagen. Ich habe leider keinen unserer späteren Kriege mitgemacht, und, hätte ich es gethan, wüßte ich es vermutlich auch nicht. So nehme ich denn an, daß es in Wirklichkeit für die beiden Regimenter ein Todesritt gewesen wäre, und unsere drei wackeren Bataillone, wenn sie auch die Niederlage des Tages nicht in einen Sieg verwandeln konnten, doch durch die Bravour, mit der sie einen fürchterlichen Angriff so nachhaltig abschlugen, die Ehre unseres Corps glän-

zend gerettet hatten. — Die Soldaten freilich schienen von dieser Ehre wenig zu empfinden. Es ist mir immer psychologisch merkwürdig gewesen, daß sie, die sich bis dahin so brav gehalten, plötzlich physisch und moralisch zusammenbrachen. Nicht wenige wurden ohnmächtig; die anderen schleppten sich eben noch so fort, verdrossen, verbissen, ja, laut murrend und fluchend. Schließlich war doch alles nur ein Spiel gewesen; aber das Spiel hatte sie interessiert, daß sie darüber Hunger, Durst und Müdigkeit vergaßen. Nun es sie nicht mehr interessierte, kam die gewaltsame Reaktion. Und was gewiß noch merkwürdiger war und mir höchlich auffiel: bei den Offizieren stand es nicht viel anders und besser. Auch sie hatten plötzlich ein ganz anderes Aussehen bekommen und schienen zu finden, daß die murrenden Soldaten vollkommen recht hätten. Jedenfalls machten sie gegenüber den anzüglichen Äußerungen, die nicht selten in ihrer unmittelbaren Nähe fielen, von der menschlichen Fähigkeit, nicht zu hören, was man nicht hören will, den ausgedehntesten und verständigsten Gebrauch. Die Sache war ja mit heute zu Ende; morgen kam man wieder in das alte gewohnte Geleis, und da hatte man reichlich Gelegenheit, zugleich mit den schadhaft gewordenen Monturstücken auch die Moral der Soldaten, wo es not that, auszubessern und den Zügel der Autorität, den man klüglicherweise momentan ein wenig auf dem Boden hatte schleifen lassen, zu der bewährten Straffheit wieder anzuziehen.

Das war denn jedenfalls geschehen, wenigstens fiel die obligate große Schlußparade, zu welcher der König eigens von Berlin herübergekommen war,

glänzend aus. Ich habe bei der Gelegenheit Friedrich Wilhelm IV. zum ersten- und letztenmal als Kriegsherrn gesehen. Er hielt ein paar Schritte vor der glänzenden Suite auf einer unbedeutenden Terrainerhöhung und sah — wenn ich mich recht besinne, durch ein Monocle — die Truppen an sich vorüberdefilieren. Er mußte wohl sehr gnädig gewesen sein, denn bei den Offizieren herrschte hinterher eitel Freude, von der auch der strenge Sinn unseres Majors soweit erweicht wurde, daß er uns Freiwilligen, ohne daß wir darum nachgesucht, die Erlaubnis erteilte, den Heimweg in unsere Garnison mittelst der Post machen zu dürfen. Oder aber, was wahrscheinlicher ist, es war das ein Regiments-, vielleicht sogar Corpsbefehl, dem sich der gestrenge Herr unwilligen Herzens beugen mußte. Da das Dorf meines Abenteuers abseits von der Chaussee lag, bin ich auf jener Rückfahrt nicht wieder durch dasselbe gekommen.

Das Manöver war zu Ende und mit ihm für mich ein interessantes und lehrreiches Stückchen Leben. Das Skizzenbuch meines Gedächtnisses — ein anderes führte ich nicht — war um so manches mir wertvolle Blatt bereichert worden: Landschaftsbilder, Marsch- und Biwakscenen, Gestalten- und Porträtstudien, Charakterskizzen — alles Dinge, die ich, meiner Gewohnheit gemäß, gesammelt und bewahrt hatte ohne jede Nebenabsicht, am allerwenigsten mit der, sie später einmal litterarisch verwerten zu wollen. Und dann war mir ein für die bescheidenen Verhältnisse des Unteroffiziers ganz respektabler Einblick in das militärische Handwerk im höheren Sinne ge-

worden. Von vornherein und besonders während der eigentlichen Manövertage hatte ich mich durchaus auf den Standpunkt des Offiziers zu stellen gesucht; mich bemüht, mir von den Vorgängen ein klares Bild zu machen; zu verstehen, warum man die Sache so und nicht anders anfing; mit einem Worte: in der Truppe einen Organismus zu sehen, der wohlüberlegte Zwecke nach den ihm immanenten Gesetzen erreichen will. Das hatte dann meinen Verstand und meine Phantasie in die angenehmste Thätigkeit versetzt; und da auch meiner körperlichen Leistungsfähigkeit keine an sie gestellte Forderung zu schwer oder auch nur schwer erschienen war, so durfte ich mir ohne Anmaßlichkeit sagen, daß, wenn das Schicksal es so gewollt, es mich auch zu einem guten und eifrigen Berufssoldaten hätte machen können.

Die Mitglieder der Kommission zur Prüfung der Freiwilligen auf ihre Qualifikation zum Landwehroffizier schienen wenigstens nicht gegenteiliger Meinung zu sein, als sie mir nach wohlbestandenem Examen das betreffende Fähigkeitszeugnis ausstellten. Damit war denn meine militärische Laufbahn fürs erste vollendet.

Lange bevor es soweit kam, hatte ich über meine demnächstige Zukunft einen Beschluß gefaßt. Der leitende Gesichtspunkt dabei war gewesen, daß dieses mein Militärjahr das letzte ökonomischer Abhängigkeit von meinem Vater sein müsse. Ich war jetzt dreiundzwanzig Jahre, in einem Alter mithin, in welchem für junge Leute, die einen gelehrten Beruf erwählt haben, eine derartige Abhängigkeit gemeiniglich nicht für schimpflich, vielmehr als etwas Selbst-

verständliches angesehen wird. Zweifellos würde es das auch für mich gewesen sein, wäre ich Mediziner geworden, oder, nach dem Wunsche des Vaters, Jurist geblieben, ja, hätte ich mich wenigstens jetzt ernsthaft für das Lehrfach entschieden. So aber lag die Sache nun nicht. Ich wollte frei sein und bleiben. Ich hatte zu zeigen, daß ich das könne; daß ich, ganz abgesehen von meinen eigentlichen, niemals ausgesprochenen Zielen, meine Universitätsjahre hinreichend genutzt habe, mir in dem bürgerlichen Alltagsdasein irgend eine, wenn auch bescheidene Stellung zu sichern. Junge Leute von meinem Bildungsstande und meinen Neigungen, welche heute in eine ähnliche Lage geraten, pflegen sich nicht lange zu besinnen, sondern werfen sich frischweg in die Journalistik, selbst wenn sie sich zur Zeit in einem litterarischen Centrum nicht befinden, sondern ein solches erst auf einem mehr oder weniger langen Umwege erreichen müssen. Es ist wohl charakteristisch für mich, daß ich an eine derartige Verwertung meiner etwaigen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht einmal dachte. Jener schüchterne dramaturgisch-kritische Versuch zu Ende des Berliner Semesters war der erste und letzte seiner Art gewesen; und auch damals hatte mir nichts ferner gelegen, als der Wunsch und die Absicht, mir durch dieses Debüt einen Zutritt zur Tagespresse zu verschaffen, eine dauernde Verbindung mit ihr zu ermöglichen. Ich hatte eben nur über eine Angelegenheit, die mich interessierte, meine Meinung sagen wollen, und mich am Ende wenig gegrämt, als ich sie, wie so viel anderes, was mir die Seele bewegte, für mich behalten mußte. Es lag derartiges noch

genug in meinen Mappen in friedlichem Verein mit der Novelle, die ich ja, wie es schien, auch nur für mich allein geschrieben. Nachdem sie vor den Augen des Freundes so wenig Gnade gefunden, hatte ich sie nicht einmal der Schwester zu lesen geben mögen. Das Gefühl, daß meine Zeit, sollte sie überall einmal kommen, jetzt ganz sicher noch nicht gekommen sei, beherrschte mich ganz und ließ mir, was ich nun that, als etwas erscheinen, das ich freiwillig gethan haben würde, wenn es mir auch durch die aktuellen Verhältnisse, wie ich sie nahm, nicht so nahe gelegt, vielmehr: aufgedrängt worden wäre.

Ich hatte mich aber im stillen nach einer Hauslehrerstelle umgesehen, die ich antreten könnte, sobald ich den militärischen Rock ausgezogen. In jener Gegend, wo so viele Kinder von Gutsbesitzern und Pächtern, bevor sie zur Stadt geschickt wurden, in dem elterlichen Hause auf dem Lande zu unterrichten waren, fehlte es an solchen Stellen niemals. Ich hatte von mehreren, die mir offen standen, eine engere Auswahl getroffen, in der ich mich zuletzt für eine entschied, welche mir den Vorteil gewährte, wenigstens einige Wintermonate des Jahres in der Stadt verleben zu dürfen. Dem Vater teilte ich meinen Entschluß erst mit, als alles entschieden war. Er zeigte keine Überraschung; vermutlich hatte er etwas der Art geahnt. Er konnte, nachdem er so große Hoffnungen auf mich gesetzt, in dem, was ich ihm jetzt bot, kaum eine ärmlichste Abschlagszahlung sehen; aber er hatte sich der Einrede, deren Nutzlosigkeit ihm freilich mittlerweile zu trauriger Klarheit geworden sein mußte, begeben. Er ließ mich

jetzt gewähren, wie er es während des ganzen verflossenen Jahres ausnahmslos gethan, und sein Abschied von mir war, wenn auch ernst, doch freundlich, als ob zwischen uns alles in bester Ordnung sei. Er wünschte mir sogar Glück zu der Wahl, die ich getroffen, und die er als die den Umständen am meisten gemäße bezeichnete.

So schied ich aus dem Vaterhause — für immer, wenn ich auch während der folgenden zwei Jahre besuchsweise oft genug über seine Schwelle gegangen bin. Dem jungen Vogel mochten die Schwingen noch lange wachsen, bevor er den selbständigen Flug in die weite Welt wagen durfte; aber in der Enge des elterlichen Nestes war für ihn der rechte Platz nicht mehr.

Sechstes Buch.

War der Platz, den ich mir erwählt, der rechte? Ich habe später wohl manchmal gemeint, er sei es nicht gewesen; und daß ich die anderthalb Jahre, die ich mich auf ihm festhalten ließ, an meiner schriftstellerischen Laufbahn eingebüßt. Indessen pflegen sich dergleichen nachträgliche Kalkulationen nicht durch Richtigkeit auszuzeichnen. Man läßt da gewisse Momente, die vorhanden waren und die Situation bestimmen halfen, einfach weg, setzt an ihre Stelle Möglichkeiten, die es noch weit bis zu Wirklichkeiten hatten, und kommt auf diese bequeme Weise zu einem allerdings viel glänzenderen Resultat. Aber wäre es denn nun wirklich ein so glänzendes, wenn ich zwei oder drei Jahre früher als Schriftsteller hätte hervortreten können? Die Welt würde nichts dabei gewonnen haben; und daß mir die so viel längere Vorbereitung ein Schaden gewesen sein sollte, kann ich ebensowenig annehmen in Hinblick auf die vielen, welche ich sich allzu jung in die litterarische Arena wagen und während ihres ganzen späteren Wirkens die mangelhafte Vorbereitung als ein unheilbares Übel mit sich herumschleppen sah. Auf alle Fälle habe ich

hier nicht mit dem zu thun, was hätte sein können, sondern mit dem, was gewesen ist.

Ich war also Hauslehrer und — muß lächeln, indem ich die Worte niederschreibe in der gewiß zutreffenden Vermutung, nicht wenige meiner Leser werden die bloße Konstatierung dieser Thatsache als ein halbes Zugeständnis dafür nehmen, daß ich in jener meiner Eigenschaft, wenn nicht die ganzen, so doch einen guten Teil der „Problematischen Naturen“ erlebt habe. Ist das der Fall gewesen? Ja und nein. Ja: denn ich würde, hätte ich eine derartige Stellung nicht inne gehabt, eine andere Fabel haben ersinnen müssen; nein: denn ich würde, wäre ich nie Hauslehrer gewesen, den Roman ganz gewiß doch und nur eben anders geschrieben haben. Wie ich das aber verstehe, kann ich erst in der Folge dieser Blätter allmälig erklären.

Ich war also Hauslehrer und will gleich hier beim Eingang sagen, daß von der mannigfachen Misère, welche mit dieser Zwitterstellung verbunden zu sein pflegt, schlechterdings nichts an mich herangetreten ist. Wie sich der Unteroffizier sofort als Offizier gefühlt hatte, so betrachtete ich meine Stellung vom ersten Augenblick als die jemandes, der von einer befreundeten Familie gebeten worden ist, ihr in einer wichtigen Angelegenheit seinen Beistand zu leisten und der Einladung folgt in dem fröhlichen Vertrauen, daß man sich an den Rechten gewandt hat. Diese innerlich freie Auffassung der von mir übernommenen Pflichten schienen die äußeren Umstände durchaus zu rechtfertigen. Zwar eine befreundete Familie war es nicht, in die ich getreten war;

aber sie hätte es sein können, wie so manche andere adlige in Stadt und Land, mit der die Eltern gastlich verkehrt hatten, oder mit deren Kindern ich in guter Beziehung stand. Schon daß der Sohn eines höheren Regierungsbeamten sich zu einer derartigen Dienstleistung herbeiließ, mußte als etwas Besonderes gelten, dem besondere Ursachen zu Grunde lagen, die man denn auch — wie das in einer kleinen Stadt zu sein pflegt — bald genug herausgefunden hatte, oder herausgefunden haben wollte. Man munkelte von Differenzen, die ich mit meinem Vater gehabt und die mich in eine Art von anständiger Selbstverbannung getrieben. Dies Gerücht, das immerhin nicht ganz aus der Luft gegriffen war, gab meiner im übrigen doch herzlich prosaischen Lage einen kleinen Stich in's Romantische, wenn nicht in meinen, so doch in den Augen der anderen. Glücklicherweise bedurfte es der romantischen Zuthat nicht, um die Familie, in die ich getreten war, zu einer Auffassung des beiderseitigen Verhältnisses zu leiten, welche mit der meinigen darin übereinstimmte, daß die Basis, auf die wir uns zu stellen, auf der wir uns unverbrüchlich zu bewegen hätten, einzig und allein die der reinen Menschlichkeit und der völlig gleichen gesellschaftlichen Berechtigung sein könne.

Damit ist denn gesagt, daß ich es mit sittlichen Personen zu thun hatte. Der Herr des Hauses, ein bereits älterer Mann, früher Offizier in schwedischen Diensten und Schwede von Geburt, war der Typ eines Gentleman. Aus den Zügen seines nicht eben bedeutenden, bereits stark verwitterten Gesichtes, aus den freundlichen Augen, die ihren Glanz verloren

hatten, sprach das reinste, herzlichste Wohlwollen gegen alle Welt. Seine wissenschaftliche Bildung hielt sich in bescheidenen Grenzen; aber er machte keinerlei Anspruch auf Geist oder Gelehrsamkeit, wie er denn auch sonst in jeder Beziehung der anspruchsloseste Mensch war. Er mochte erst in späteren Jahren nach einer vielleicht in wenig günstigen Verhältnissen verlebten Jugend und in offizierlich-knappen Umständen hingebrachtem Mannesalter in das Majorat und zu seinem jetzigen Reichtum gekommen sein, zu spät, um sich noch in denselben einleben zu können und in ihm etwas anderes zu sehen als ein Gut, das er wohl zu verwalten, aber nicht mehr zu genießen habe. Diese anständige, seinen Jahren und seiner natürlichen Neigung entsprechende Sparsamkeit harmonierte aufs beste mit der ökonomischen Situation der Familie. Wenn er die guten alten Augen schloß — und seine Kränklichkeit war ihm ein beständiges memento mori — fiel das Majorat an den jungen einzigen Sohn, meinen Zögling; die Gattin und die beiden Töchter sahen sich ausschließlich auf das angewiesen, was während der Lebzeit des Gatten und Vaters etwa zurückgelegt war. Unter dem Zeichen dieser Zukunft, die man mit stiller Resignation klar in's Auge faßte, stand die Gegenwart — ich darf sagen: für mich zum Glück. Hätte man hier in dem glänzenden und verschwenderischen Stil so mancher anderer adligen Häuser gelebt, oder hätte man auch nur einfach den Reichtum entfaltet, über den man gebot — ich würde mich nicht glücklich gefühlt, vielmehr: ich würde es nicht anderthalb Tage, geschweige denn anderthalb Jahre ausgehalten haben.

Aber von Prunk irgend welcher Art war hier keine Rede. Der ganze Zuschnitt deutete auf gediegenen Wohlstand, keineswegs auf ungewöhnlich großen Besitz; die Ausstattung der Zimmer, die Toilette der Eltern und der Kinder, Mahlzeiten, Dienerschaft — alles war höchst anständig, durchaus würdig — nirgends ein geringstes Zuviel, aber auch niemals das mindeste Zuwenig. Ich hätte glauben können, in dem elterlichen Hause zu sein zur Zeit, als die Mutter noch mit sicherer Klarheit desselben waltete. Der Zufall wollte, daß ich sogar unmittelbar an diese liebe Vergangenheit erinnert wurde durch eine ältere Person, die hier im Hause als Stubenmädchen diente und in derselben Eigenschaft mehrere Jahre bei meinen Eltern gedient hatte. Auch die Dame des Hauses mochte, wenigstens in der Sicherheit ihrer Haltung und der Klarheit ihres Verstandes an meine Mutter, wie sie damals war, erinnern. Wohl zwanzig Jahre jünger als ihr Gemahl, mußte sie in ihrer früheren Jugend auffallend schön gewesen sein und gewährte noch mit ihrer hohen schlanken Gestalt, dem Glanz ihrer großen Augen eine stattlichste Erscheinung, die der schönen Vergangenheit ganz entsprochen haben würde, hätte eine größere Freundlichkeit die strengen Züge belebt und wäre nicht auch die unschuldigste Nachhilfe der Toilettenkunst so grundsätzlich von ihr verschmäht worden. So erschien sie für gewöhnlich um zehn Jahre älter, als sie in Wirklichkeit war, um dann gelegentlich, wenn sie den gewohnten Ernst einmal ablegte, was immer nur für Momente geschah, um ebenso viel jünger auszusehen. Ich habe stets gemeint, daß diese Frau, hätte sie das Schick-

sal in große Verhältnisse gebracht, eine bedeutende Stelle gespielt haben würde. Nun war sie, wie jemand, der die Kraft hat, mit Eisengewichten zu hantieren, und mit Federbällen spielen soll. Indem sie auch das Leichteste schwer nahm und in der Ökonomie ihres seelischen Lebens dem Humor nicht die mindeste Geltung einräumte, hatte ihre Haltung etwas von der einer obersten Ceremoniemeisterin angenommen, und sie verbreitete um sich her eine Kühle, die mir nicht um meinetwillen, der ich nicht darunter litt, aber um ihrer selbst willen wehe that. Sie gehörte zu den Menschen, die scheinbar alles haben, um glücklich zu sein, und es doch nicht sind um ein paar Tropfen leichten Blutes, die ihnen fehlen. Ihre Mutter, eine auffallend schöne alte Dame, die mit im Hause lebte, zeigte denselben puritanermäßigen Ernst des Wesens, der denn auch schon ein wenig auf die Kinder übergegangen war, wo er dann glücklicherweise mit der Lebenslust der Jugend in einen für ihn zur Zeit noch aussichtslosen Kampf geriet.

Es waren der Kinder drei: das älteste ein Knabe von zwölf Jahren und zwei Mädchen von etwa zehn und acht, alle mehr oder weniger gut veranlagte, liebenswürdige Naturen. Nur der Knabe war mir speciell anvertraut; die Erziehung der Mädchen, wenn sie auch an einigen meiner Lehrstunden teilnahmen, leitete eine französische Gouvernante. Ich hatte sie sämtlich schnell lieb gewonnen, besonders das jüngste, ein freilich ungewöhnlich liebenswürdiges Geschöpf, aus deren braunen Augen die Schelmerei blitzte, während sich das reizende Mündchen Mühe gab, dem Familienernst die gebührende Rechnung zu tragen.

So herrschte denn zwischen meinen Zöglingen und mir bald das freundlichste Einvernehmen, das ich so viel als möglich auch in den Schulstunden festzuhalten suchte in Erinnerung der Sehnsucht, die ich in meiner Schulzeit nach einem Lehrer empfunden, den ich von Herzen lieb haben könnte, und der mich wieder ein wenig lieb hätte. Denn ich war immer der Meinung, daß auf dem Verhältnis des Lehrers zum Schüler und umgekehrt nur dann der rechte Segen ruhe, wenn es hinüber und herüber eine Herzensangelegenheit sei, unbeschadet einer kräftigen Disciplin und der exakten Methode, denen nichts abgebrochen werden darf. Aber freilich, woher die Herzen nehmen, die nicht da sind! und, wenn sie da sind, fast immer die gegründetste Veranlassung haben, von ihrem verschämten, unverstandenen Dasein möglichst wenig merken zu lassen!

Wurde ich von dieser Seite vom Glück begünstigt, so durfte ich mich auch nach kurzer Frist einer Sorge entschlagen, die mich ernstlich bekümmert hatte: ob ich im stande sein werde, einen wirklich guten Unterricht zu erteilen. War ich doch ohne alle und jede Vorübung an diesen wichtigsten und schwierigsten Teil meiner Aufgabe herangetreten! Und war es doch offenbar hier mit improvisierten und durch die schönen Augen junger Zuhörerinnen inspirierten Vorträgen, wie an den Theetischen meiner Schwester und ihrer Freundinnen, nicht gethan! Mußte doch die Sache hier in eine bestimmte Methode gebracht werden, von der ich kaum eine Ahnung hatte, über die ich in den paar pädagogischen Büchern, die ich in der Eile nachgelesen, so gut wie nichts Brauchbares ge-

funden, und deren Geheimnisse ich nun durch eigenes Nachdenken enträtseln sollte! Da glaubte ich denn bald entdeckt zu haben, worauf es ankam. Auf zweierlei. Einmal darauf, den Punkt zu fixieren, wo das Verständnis des Schülers stockte; sodann: sich den Grund oder die Gründe klar zu machen, warum es gerade hier in's Stocken geraten war. Das herauszubringen, meinte ich aber, könne nur der Phantasie gelingen, die uns befähigt, uns in die Seele eines anderen zu versetzen, mit dieser Seele zu denken, aus ihr heraus zu empfinden. Also auch mit ihr nach Bedürfnis und Umständen dumm zu sein; den Strohhalm, der ihr auf dem Wege zum Verständnis liegt, nicht als Strohhalm, sondern als den fürchterlichen Balken zu sehen, als welchen die kleine, verschüchterte Seele ihn sieht und über den sie nicht wegkommen zu können glaubt, vielmehr: in der That nicht weg kann. Die Praxis dieser theoretisch gewonnenen Einsicht, deren Richtigkeit sich mir auf Tritt und Schritt bewährte, bereitete mir eine unendliche Freude. Ich glaubte, indem ich die kleinen Gedankenkomplexe in den Gehirnen der Kinder zusammenstellen half, mich wieder in der Kinderstube zu befinden, grübelnd über irgend ein Spielproblem: einem aus Borke geschnitzten Kahn das rechte Gleichgewicht zu geben; den Saal der Philister aus den Bauklötzen so zu konstruieren, daß, wenn Simson an den beiden Säulen, die ihn trugen, rüttelte, er einstürzen mußte. Nein! ich hatte mich geirrt: das Lehren war kein rein prosaisches Geschäft; die Phantasie spielte dabei eine bedeutsame Rolle; und wenn es so viele schlechte Lehrer auf der Welt gab, kam es nicht zum geringsten Teil daher, daß

es so wenig phantasiereiche Menschen giebt. Folglich, da ich die Phantasie für meine Stärke hielt, hätte ich mich sehr wohl zu einem Lehrer, will sagen: einem guten Lehrer qualifiziert und in dem Beruf mein volles Genügen gefunden. Wirklich? Aber was dann mit dem Phantasierest anfangen, der nicht in dem Beruf zur Verwertung kam und kommen konnte? Und wenn er nicht verwertet wurde, sein Wesen so weiter trieb, wie ein Geist, der keine Ruhe im Grabe findet, weil er noch ein wichtiges Geschäft unerledigt auf Erden zurückgelassen hat und darüber zu einem greulichen, sich und andere ängstigenden Gespenst wird? Wie dann? Es war schon besser so. Ich hatte mich nicht für's Leben, nur für eine unbestimmte Zeit gebunden. Ich durfte diese Zeit zu den Lehrjahren rechnen, in denen ich mich weiter auf meinen eigentlichen Beruf vorzubereiten hatte. Mit dem großen Vorteil, daß mir eine Rückzugslinie in das praktische Leben blieb, im Falle die geplante Hauptschlacht denn doch verloren ging. Das aber war eine Frage, auf welche die rechte Antwort zu geben ich der Zukunft überließ. Noch war ich jung genug, um in der Gegenwart leben zu können; und die Gegenwart zeigte mir ein freundliches Gesicht.

Sie sollte mir bald ein noch freundlicheres zeigen, eines von denen, an welche man sich über viele, viele Jahre sehnsuchtsvoll erinnert, meinend, es sei das doch der eigentliche, auch von dem scheinbar größeren Glanz späterer Tage nicht überstrahlte Silberblick des Lebens gewesen.

Wir waren bereits im frühen Frühjahr aufs Land gezogen. Die fünf oder sechs aneinander gereihten Güter, welche den Hauptbesitz des Majorats bildeten, bedeckten ein so großes Areal, daß man, um es von einem bis zum anderen Ende zu durchmessen, über eine Stunde in schlankem Trabe fahren mochte. Die Familie wohnte auf dem Hauptgute, das, wie alle anderen, verpachtet war. Der Pächter bewirtschaftete es von einem zweiten aus, sodaß Haus, Garten und Park zu unserer ausschließlichen Benutzung blieben. Das Haus hielt, wie es sich für den bescheidenen Sinn der Bewohner zu schicken schien, die rechte Mitte zwischen einem Schlosse und einer jener gutsherrlichen Sitze, wie ich sie zu Dutzenden hatte kennen lernen. Zweistöckig, mit einem etwas höher geführten Mittelbau, gewährte es kein prächtiges, aber ein behaglich-stattliches Ansehen. Dem entsprach genau die Einrichtung der vielen, nur zum kleineren Teil bewohnten Zimmer. Die Familie wohnte in einem Flügel des Erdgeschosses, mit Ausnahme des Hauslehrers und seines Zöglings, denen man es in der oberen Etage, wo auch das Schulzimmer sich befand, bequem gemacht hatte. Unsere Fenster gingen nach dem Garten, der sich hinter dem Hause dehnte und wieder mit diesem in seiner prunklosen Vornehmheit auf's trefflichste harmonierte. Wie dort die Möbel in den Staatszimmern: Schränke und Kommoden mit ihren geschweiften Formen und Messingbeschlägen, Sofas und Sitze mit ihren brokatenen, seidenen und gestickten Überzügen — an eine Zeit

mahnten, die vergangen war, so hier die hohen Taxus- und Buchsbaumwände und verschnittenen Hecken, die Buchengänge, durch deren gewölbtes Dach kein Sonnenstrahl drang, die Sandsteinfiguren mit ihren unmöglichen Gliedmaßen und dem gezierten Lächeln auf den verwitterten Gesichtern. Auch fehlte es nicht an einer von Fichten und Buchen rings umdüsterten, wohl erhaltenen Kapelle, in welcher sich einmal in jedem Monat die Familie, die Dienerschaft und die Dorfbewohner quantum satis zum Gottesdienst versammelten. An den eigentlichen Haus- und Ziergarten schloß sich ein sehr ausgedehnter, trefflich gepflegter Obst- und Gemüsegarten, aus dem man endlich in eine Terrainmulde gelangte, die tief und ausgedehnt genug war, ein paar bescheidenen, mit Entengrün bedeckten, binsenumzischelten Teichen Raum zu gewähren. Dann war man mit wenigen Schritten im Park. Kein eigentlicher Park, sondern der Wald, der so bis beinahe unmittelbar an Hof und Garten herantrat und auf eine gewisse Strecke mit Parkwegen durchzogen war. Gerade diese schüchterne Kultur, die alsbald der mächtigeren Natur Platz machte, berührte mich besonders sympathisch, um so mehr, als das Terrain, im Gegensatz zu der Art des pommerschen Plattlandes, sehr hügelig war und es im Innern an pittoresken Schluchten und kühlen Waldesgründen so wenig fehlte, wie am Rande an hübschen Fernblicken in die Ebene. Alles in allem einer der malerischsten Landsitze, deren sich Neuvorpommern rühmen kann, und auf dem nun weilen zu dürfen, mir zum glücklichen Lose gefallen war.

Ich genoß mein Glück in vollen Zügen. Mich erfüllte das stolze Bewußtsein, zum erstenmale auf eigenen Füßen zu stehen; mir eine gesellschaftliche Situation, die mir behagte und vor der Hand genügte, selbst geschaffen, mich in ein mir bis dahin fremdes Metier mit so großer Leichtigkeit hineingearbeitet zu haben. Mich berauschte die Wonne, in der schönsten Jahreszeit in der geliebten Stille des Landes leben zu dürfen. Ich habe bereits auf einem früheren dieser Blätter gerade die Stille des pommerschen Landlebens rühmend hervorgehoben, und dabei hat mir wohl besonders das liebliche Stück Erde vorgeschwebt, das jetzt mein Revier war, und das ich, meiner Gewohnheit gemäß, bald nach allen Seiten durchschweifte. Hier in diesen Wäldern, in denen ich kaum jemals einem Menschen begegnete; zwischen diesen Feldern, die sich in schier endloser Breite streckten und nur den unabläßig im Korn schwirrenden Cikaden und den Lerchen zu gehören schienen, die aus dem Himmel selbst, in dem sie verloren waren, herab sangen, oder den Krähen, deren schwarzes Gewimmel allabendlich von den Äckern und Wiesen zu Holze zog — hier hätte man der Göttin der Einsamkeit einen Tempel errichten müssen, wenn das alles: Felder, Wiesen und Wälder nicht eben ihr Tempel gewesen wäre. Und still, wie draußen, war es drinnen im Hause, wo nie ein lautes Wort gesprochen wurde, alles seinen ihm zugemessenen Gang ging, einen Tag wie alle Tage, Wochen, Monate hindurch. Die beiden schweren braunen Kutschpferde im Stalle führten ein beschauliches Dasein; ich erinnere mich kaum eines Falles, daß man zur Abstat-

tung eines Besuches auf einem Nachbargute ihre Dienste in Anspruch genommen hätte. Sehr selten sah man selber eine Gesellschaft bei sich. Sie führte dann eine Stunde lang ein wenig aufregendes Gespräch bei Tische, das sie im Garten beim Kaffee noch ein Weilchen fortsetzte, um dann in ihren stattlichen Equipagen still, wie sie gekommen war, wieder davon zu rollen. Etwas häufiger stellte sich der Pastor des Nachbardorfes, zu dessen Kirchspiele wir gehörten, mit seiner Gattin ein. Ich kannte beide schon von meiner frühesten Jugend her, wo er der Lehrer und sie, eine Französin, die Erzieherin der Kinder unseres Präsidenten gewesen waren, mit denen wir fast allsonntäglich zusammenkamen. Man könnte nicht behaupten, daß diese schweigsamen Leute, die allem, was gesagt wurde, beipflichteten, die alltägliche Konservation bereichert, oder auch nur die gewohnte häusliche Stille unterbrochen hätten. Ich aber war in diese Stille vernarrt, von ihr bezaubert, genoß, schlürfte sie wie einen köstlichen Wein, der mich in den angenehmsten Rausch versetzte, mir ein reges Leben in Kopf und Herzen weckend, daß ich, ohne doch eigentlich etwas vor mich zu bringen, nie produktiver gewesen zu sein glaubte. Besonders überkam mich diese glückselige Stimmung des Nachts, wenn es im stillen Hause nicht stiller geworden war — das konnte es nicht werden — aber ich sicher sein durfte, daß niemand mich mehr stören würde. Ich saß am Schreibtische in der Nähe des offenen Fensters, durch das ich in den dunklen oder vom Mondlicht sanft erhellten Garten blicken konnte. Kein Ton als das leise Rauschen in den ehrwürdigen Bäumen,

das ferne Quaken der Frösche in den Teichen hinter den Gärten, oder der schrille Ruf eines Käuzchens von der benachbarten Kapelle. Ich schrieb und las, und las und schrieb.

Was?

Vor mir liegt ein großer Haufen halb vergilbter Blätter — zum größeren Teil lose, zum kleineren in Heftform, — bedeckt mit meiner Handschrift aus jener Zeit. Was sie enthalten? Excerpte aus Büchern, Eigenes: Aphorismen, Gedankensplitter, Ansätze zu Essays, die über die ersten Seiten nicht hinauskommen — ein Bergwerk mit vielen tauben Gängen, oder solchen, die kaum angeschlagen, wieder verlassen wurden und zusammenstürzten; aber auch Stellen, aus denen mir entgegenblinkt, was ich noch heute für wertvolles Metall halte, das ganz heraus zu schürfen, zu reinigen und zu sondern, sich wohl der Mühe verlohnte. Wie als entschuldigendes Motto zu diesem bunten Allerlei steht auf dem ersten der Blätter ein Ausspruch Friedrich Schlegels in seiner Vorrede zu Novalis: „Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mitteilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist, und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat." Sodann zur Hindeutung auf das zu erstrebende Ganze und den Weg, der dahin führen möchte, das bekannte Spinozasche: „Actiones humanas neque ridere neque lugere neque detestari sed intelligere". Schließlich, wie als Gebet des Neophyten auf der Schwelle des Tempels, jener köstliche Hymnus zum Lobe des Meisters in der ersten der Schleiermacherschen Reden

über die Religion: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke der Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

Es hätte für mich jener Schlegelschen Empfehlung der fragmentarischen Mitteilung nicht bedurft, da mein geistiger Zustand: noch nicht im ganzen fertig und doch zu unablässiger Gedankenarbeit angeregt zu sein, mit Notwendigkeit in diese Richtung drängte. Nur daß ich statt: Mitteilung sagen müßte: Ausdrucksweise. Ich wollte ja nur dem, was in mir arbeitete, Ausdruck geben; an Mitteilung, die stets ein Publikum voraussetzt, dachte ich nicht, konnte ich nicht denken in meiner ländlichen Einsamkeit, in der ich, wie Wallenstein nach dem Regensburger Reichstage, nichts hatte als „mich selbst". Auch habe ich die fragmentarische Ausdrucksweise nur in der Zeit, von der ich spreche, mit unermüdlichem Eifer gepflegt, und sie gänzlich fallen lassen, als sie mir kein notwendiges Vehikel mehr war, das heißt: als ich meiner inneren Welt in geschlossenen Arbeiten den adäquaten Ausdruck zu geben vermochte. Beobachtungen, die ich machte; Gedanken, die mir durch den Kopf schossen; Erlebnisse jeder Art — von da an waren es nur Metallstückchen, die sofort in das kochende Erz ge-

worfen wurden, um mit ihm zu verschmelzen und in die bereite Form des Kunstwerkes einzugehen. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß der Weg, den ich gezogen, ein für alle empfehlenswerter sei. Es muß eben jeder den seinen auf seine Weise zurücklegen, und es ist wohl nur charakteristisch für mich, daß der meine wieder und wieder von der geraden Linie in Curven abbog, die überall hin und nur nicht zum Ziel zu führen schienen.

Indessen, ich verlor es doch niemals ganz aus dem Auge, auch nicht in dieser fragmentarischen Periode. Die Sommerlüfte waren zu weich, die alten Linden in der Allee, die von dem Herrenhause nach dem Hofthor führte, dufteten zu stark, als daß ich nicht der Zeit vor zwei Jahren hätte denken sollen, da ich, ebenfalls in ländlicher Umgebung und unter denselben Zeichen der Natur, meine Novelle erlebte. Ich nahm die Arbeit wieder vor, um mit Verwunderung wahrzunehmen, was ich denn nun eigentlich aus dem Erlebnisse gemacht, das heißt, wie weit ich mich in der Dichtung von der Wirklichkeit entfernt hatte. Als sei es meine hauptsächliche Aufgabe gewesen, diese durch jene so zu verschleiern, daß auch ein Eingeweihter sie nicht wiedererkennen möchte. Nicht bloß durch völlige Andersstellung des Milieu, des Lokals, der gesellschaftlichen Zustände u. s. w., wobei mir die englische Dichtung Wege gewiesen hatte, denen ich blindlings gefolgt war, sondern auch durch die Metamorphose, die ich mit den handelnden Menschen vorgenommen. Nur die kluge, klare Försterstochter trug so ungefähr die seelischen Züge ihres Urbilds, meiner jungen Schwester, allerdings ein

wenig ins sentimentalische übersetzt; aber Georg, in dem ich mich hatte abkonterfeien wollen, sah mir nicht ähnlicher als ein Salontyroler einem echten. Das Äußerste von Entstellung hatte ich in der Heldin geleistet, der ich von dem Original nichts gelassen hatte als jene bedenkliche Lili-Gabe, anziehen zu können, ohne die entsprechende Absicht, festzuhalten, aus dem Spielerischen ins Dämonische übertragen, wie es der vornehmen englischen Weltdame, in welche ich das kleine, eben der Pension entwachsene pommersche Landfräulein verwandelt hatte, zuzukommen schien. Erst jetzt sah ich, wie verhängnisvoll mir die Anlehnung an die fremde Dichtung geworden war; wie sehr sie dazu beigetragen, mein bischen Selbständigkeit noch mehr abzumindern und meinen natürlichen Hang, mit dem Gefundenen erfinderisch zu schalten, ins Ungemessene zu steigern. Ich schwor mir zu, mich niemals wieder auf ein so unsolides Contameta-Geschäft mit einem andern Poeten einzulassen, und habe meinen Schwur, fortan in meiner Erfindung selbständig zu sein und zu bleiben, treulich gehalten. Dennoch konnte ich der wunderlichen Arbeit nicht gram sein. Es war doch auch viel Selbsterlebtes, Selbstgedachtes, Selbstempfundenes, im besten Sinne Eigenes darin, und ich meinte, daß dieser reale und — um mich eines heutigen Schlagworts zu bedienen — realistische Charakter der kleinen Dichtung durch geschickte Nachhilfe wohl noch verstärkt werden könnte. Sofort machte ich mich ans Werk. Ich überarbeitete das Landschaftliche, das recht verschwommen geraten war, jetzt mit der bestimmten Absicht, der Natur die Physiognomie zu geben,

die ich kannte, d. h. die deutsche, genauer: pommersche: modelte den Vater der Lady etwas nach dem Wesen des alten Herrn, den ich täglich beobachten durfte, und setzte dem Testament des verstorbenen Lord Vere noch einige spinozistische Lichter auf. So glaubte ich mich denn der Furcht, schließlich nichts mehr und nichts besseres geleistet zu haben als abermals eine Secundanernovelle (schrecklichen Angedenkens!) endgiltig entschlagen zu können; ließ das Ganze von einem ehemaligen Unteroffizier-Kameraden in Stralsund sauber abschreiben und schickte das Manuskript, als eine jetzt erst entstandene Arbeit, an meine Schwester. Ihr Urteil lautete weniger enthusiastisch als ich erwartet hatte, aber auch nicht ungünstig. Das gab mir den Mut, anderer von mir geehrter Personen Meinung über meine Arbeit einzuholen und zu diesem Zwecke mein Kind auf die Wanderschaft zu schicken. Zuerst nach Hamburg an die Adresse zweier Damen, deren werte Bekanntschaft ich während meiner Bonner Tage gemacht hatte: der Mutter und der Schwester meines Freundes Johannes Overbeck. Auch bei ihnen fand ich ein freundliches Verständnis meiner dichterischen Absichten und erzielte, alles in allem, eine gute Censur, die durch die Autorität eines damals in Hamburg wohlangesehenen Kritikers bestätigt wurde, was freilich nicht verhinderte, daß derselbe Mann dieselbe Arbeit, die er privatim so warm gelobt, als er sich hernach öffentlich über sie zu äußern hatte, fürchterlich herunterriß. Vom Ufer der Elbe nahm nun das Manuskript seinen Weg zu dem der Pleiße nach Leipzig, wo der Sohn und Bruder der Freundinnen jetzt als Professor der

Archäologie wirkte. Man kann sich vorstellen, wie beglückt ich mich fühlte, als meine Arbeit auch dieses feinen Kenners Bewilligung erhielt, und wie dankbar ich dem Gütigen war, als er sich aus freien Stücken erbot, mir einen Verleger für dieselbe zu beschaffen. Er hat sich die redlichste Mühe gegeben — wie ich hier gleich hinzufügen will: ohne Erfolg. Doch daß dies das unerquickliche Ende sein würde, wußte ich, ahnte ich damals nicht. Mein Mut war gehoben, und ich wäre am liebsten sofort an eine neue poetische Produktion gegangen, um für so vieles, was in mir sich regte, einen Ausweg zu finden; aber es fehlte mir an dem besten: an dem Helden. Denn daß ein anderer als ich selbst dieser Held sein könne, war mir zu jener und blieb mir noch auf lange Zeit etwas Unfaßbares. Sind doch, glaube ich, alle ersten Romane verschämte Ich-Romane, das Ich in seiner eigensten Bedeutung genommen. Was hätte denn auch ein junger Mensch, der die Welt nicht kennt, anderes zu geben, als sich selbst, den er zwar ebenfalls nicht kennt, über den er aber fortwährend sinnt und grübelt, und der ihm nicht blos das Interessanteste, sondern das einzig Interessante zwischen Himmel und Erde ist? Mit mir aber ging zur Zeit nichts vor, das mich gepackt und erschüttert hätte. Ruhig und gleichmäßig floß mein Leben dahin, wie ein glatter Strom im wohlausgewölbten Bett zwischen friedlichen Ufern; und wenn es aus der Tiefe in Wirbeln aufstieg, so waren es Empfindungen, die ich kaum zu idyllischen Gedichten hätte verwerten können, oder schweifende Gedanken, für die ich ja den ihnen conformen Ausdruck der Aphorismen gefunden hatte.

So füllte ich denn meine losen Blätter weiter mit Bruchstücken, die trotz ihres philosophischen Anstrichs nichts anderes waren als disjecta membra poetae, und mit Excerpten aus den Tausend und ein Büchern, die ich in bunter Wahl las. Wahllos wäre der richtige Ausdruck. Wie ich jetzt jene Blätter durch die Hand laufen lasse und auf fast jedem derselben einen anderen Autornamen finde — deutsche, englische, französische — Philosophisches, Dichterisches, Historisches — alle und alles durcheinander, — erschrecke ich, wie jemand, der nachträglich sieht, daß er sich auf eine Sache eingelassen, die ihm leicht den Kopf hätte kosten können. In der That, welche gesunde Widerstandskraft, welch' dehnbare Empfänglichkeit muß so ein jugendliches Gehirn haben, das in solchem Wirrwarr Monate lang aushalten kann, ohne darüber verrückt zu werden, oder doch ernstlichen Schaden zu leiden! Nichts ist vielleicht so bezeichnend für den Unterschied unsrer reifen Jahre und der jugendlich unreifen als die zögernde Bedachtsamkeit, mit der wir später an unsre Lektüre gehen, um das betreffende Buch, sobald wir sehen, daß es uns keinen Nutzen bringen kann, aus der Hand zu legen, und die hungrige Gier, die uns früher Buch um Buch verschlingen ließ, ohne darauf Bedacht zu nehmen, ob wir die Zeit, deren Kostbarkeit wir noch nicht begriffen hatten, zweckmäßig anwendeten oder vergeudeten. Es schien die höchste Zeit, daß ich aus diesem ziellosen Schweifen durch die Ideenwelten anderer energisch an mich selbst erinnert wurde und eine jener Erfahrungen machte, die dem Dichter ersprießlicher sind als die Lektüre von tausend Büchern.

Unter den wenigen meiner Gedichte, die ich von den vielen habe drucken lassen, findet sich eines, „An eine alte Freundin“ überschrieben. Ich setze die ersten Strophen hierher, trotzdem die — nebenbei fünfundzwanzig Jahre später angesungene — Freundin nicht die Heldin des Erlebnisses war, das ich nun zu erzählen habe, sondern nur die liebe teilnehmende Zeugin. Aber ich wüßte die Stimmung, die mich damals erfüllte, nicht besser zu schildern, als es das aus der Erinnerung jener köstlichen Zeit herausgeschriebene Gedicht thut:

Es war zur schönsten Sommerzeit —
So just in diesen Tagen:
Am blauen Himmel hoch und breit
Die weißen Wolken ragen;
Auf heißen Feldern gold'ne Saat;
Da mäht man früh, da mäht man spat,
Und Erntewagen jagen.

Der rüst'ge Herr des Hauses muß
Mit den Minuten geizen;
Von seiner jungen Frau ein Kuß,
Er kann ihn jetzt nicht reizen:
„Da mag galant der Kuckuck sein!
Der Roggen noch nicht halb herein,
Und todreif schon der Weizen!

Die junge Frau! Du warst so jung,
Die jüngste gar von allen;
Und lebenslustig auch genung
Und hatt'st Dein Wohlgefallen
An unsrer Lust, an unserm Scherz;
Und gönntest uns aus vollem Herz
Der Herzen frei'stes Wallen.

Du warst so jung und warst so klug! —
Nach edler Frauen Weise,
Geblendet nicht vom Sinnentrug,
Unmerkbar, freundlich, leise —
So herrschtest Du mit klarstem Sinn
Zu unsrer aller Hochgewinn
In unserm bunten Kreise.

Denn voll von Gästen war das Haus,
Glich ganz dem Taubenschlage:
Sie fliegen ein, sie fliegen aus
Und nützen schönste Tage
Vom Frührot bis zum Abendlicht.
Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie leben sonder Plage.

Sie fliegen aus, sie fliegen ein,
Die Heitern, Sorgelosen:
Es lockt so kühl der Buchenhain
Und Gartenlüfte kosen;
Im Tannenwald des Falken Schrei —
O, Leben froh! o, Leben frei,
Umkränzt mit roten Rosen! — —

Es war aber die Zeit gekommen, da man in den öffentlichen Schulen die großen Sommerferien macht. Wir — der Lehrer und seine Zöglinge — hatten uns nicht so überarbeitet, daß uns eine Erholung wünschenswert oder gar notwendig gewesen wäre. Indessen man hielt es für schicklich, mir nicht vorzuenthalten, worauf ich meinesteils durchaus keinen Anspruch erhob; und eine vierwöchentliche Unterbrechung des gewohnten Lebens wurde beliebt. Herr und Dame, der Sohn und die ältere Tochter gingen in ein Seebad; die französische Gouvernante mit der jüngeren blieben zu Hause, und mir wurde anheimgestellt, von meiner Freiheit nach Gutdünken Gebrauch

zu machen. Ich hatte bereits meinen Entschluß gefaßt. Seit meiner Schülerzeit hatte ich das liebe Rügen nicht wieder besucht. Was auf der Welt konnte ich Besseres thun, als es zum andernmale mit dem Wanderstabe in der Hand zu durchmessen: Putbus, Mönchgut, Saßnitz, Stubbenkammer, Arkona — all die Plätze aufzusuchen, an die sich meine schönsten Erinnerungen knüpften? Eine Garderobe, wie sie dem Wanderer ziemt, war schnell zusammengestellt. Geld hatte ich von dem reichlichen Honorar, das ich anzugreifen kaum eine Gelegenheit gehabt, die Fülle im Beutel, Mut genug im Herzen, um auf die Eroberung einer Welt auszuziehen, und durchs Gemüt klang mir das Eichendorff'sche: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen." Wie ich jetzt bin, ist, mir ein Reiseziel setzen und es auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen, etwas Selbstverständliches. Damals dachte ich anders. Auf einen Umweg kam es mir nicht im mindesten an, und der über das Gut eines lieben Freundes erschien mir kaum als ein solcher, da es so ungefähr auf meinem Wege lag und man es mit Recht übel genommen haben würde, wäre ich einer wiederholten Einladung jetzt, wo ich auf Wochen mein freier Herr war, nicht gefolgt. Ein paar genußreiche Tage standen mir in sicherer Aussicht. Ich war immer gern in dem gastlichen Hause gewesen. Als ich zur Universität ging, hatte der Freund eben geheiratet. Als ich heimkehrte, waren bereits zwei Kinder geboren. Ich hatte während eines kurzen Besuches, den ich dann abstattete, die junge Gattin und Mutter kennen gelernt, flüchtig nur, aber hinreichend, um den dringenden Wunsch

zu haben, ihr näher treten zu dürfen. Dazu war ja nun die schönste Aussicht. So bog ich denn von der Straße nach Stralsund, wo ich die Meinen begrüßen und dann nach Rügen übersetzen wollte, vorläufig ab und gelangte, da ich früh aufgebrochen war, noch zu guter Zeit an mein erstes Reiseziel, aufs herzlichste begrüßt von meinen Wirten. Auf dem Podest der Freitreppe vor dem Hause hatte dem Empfang eine junge Dame beigewohnt, der ich nun alsbald vorgestellt wurde: ein mittelgroßes, schlankes, zierliches Figürchen mit dunkelklaren Augen in einem Gesicht, dessen etwas unregelmäßige Züge von Verstand und munterer Laune durchglänzt waren. Jugendfreundin der Frau vom Hause, stand sie mit dieser in demselben Alter und bildete zu der Großen, Blonden, Blauäugigen den angenehmsten Gegensatz. Nicht bloß in der Erscheinung. Auch die Gemüter der Freundinnen schienen in ihrer Verschiedenheit sich einander zu ergänzen. Die verheiratete: ernst, bedachtsam, in der Welt ihrer stillen Gedanken lebend und doch stets geneigt, die Lust der Lustigen gewähren zu lassen; die andere: heiter, unbedacht, ihr Herz gern auf der Zunge tragend, immer bereit, durch ihren schalkhaften Witz, ihre neckischen Einfälle, ihren geistreichen Humor die Lust der Gesellschaft zu entfesseln und im Schwange zu halten.

Für mich hätte es ohne Zweifel des Zufalls, daß sie und ich zur Zeit die einzigen Gäste des Hauses waren, nicht bedurft, mich auf ein so eigenes, liebenswürdiges Geschöpf aufmerksam zu machen und das Verlangen in mir zu erregen, ihr, die mir so wohl gefiel, kein Gleichgültiger zu bleiben. Ich durfte

mir ohne Eitelkeit sagen, daß dies bereits in den nächsten Tagen nicht mehr der Fall war. Das liebe Mädchen behauptete später: es habe dazu keiner Tage, kaum der Stunden bedurft. Aber es ist ja bekannt, daß in solchen Fällen jeder behauptet, sein Herz habe zuerst gesprochen. Wenn ich die Stimme des meinen nicht sogleich verstand, so hatte das seine guten Gründe. Der eine war die scheinbar völlige Unbefangenheit, mit der mir Hedda — ich darf sie wohl so nennen, nachdem ich der Heldin von „Auf der Düne" diesen Namen gegeben — entgegen getreten war, und, die beizubehalten, dem weiblichen Takt, der weiblichen Verstellungskunst verhältnismäßig so leicht fällt. Und die es dann wiederum mir erleichterte, mich ohne Zwang zu geben, und ebenso erschwerte, einzusehen, daß ich, indem ich es that, mich bereits als Liebhaber gab. Einen zweiten Grund — und der vielleicht noch schwerer wog als der erste — finde ich nachträglich in der Leichtigkeit und Zwanglosigkeit unseres Verkehrs, die kaum größer hätten sein können, wären wir allein auf einer wüsten Insel gewesen. Diese heißeste Zeit der Ernte brachte es mit sich, daß wir unsere Wirte sehr wenig sahen, fast nur bei den Mahlzeiten, da der Mann von früh bis spät mit den Inspektoren auf dem Felde schaltete, und die junge Frau im Hause mit der Wirtschafterin und den Mägden vollauf zu thun hatte, den unendlichen Anforderungen zu genügen, die an sie auf einem Gute gestellt wurden, wo in solchen Wochen täglich hunderte von Arbeitern zu verköstigen waren. So blieben wir denn ganz aufeinander angewiesen in den stattlichen, jetzt leeren Gemächern; in dem halb

verwilderten großen Garten, dem es an schattigen Gängen und lauschigen Lauben nicht fehlte; auf den Spaziergängen durch die Felder, die wir ohne Scheu bis in die benachbarten Waldungen ausdehnten, wo uns nur die Vögel und das Wild hätten belauschen können. Sie hätten nichts schuldvolles zu berichten gehabt, auch nicht, als wir wußten, daß wir einander liebten, ohne es eines dem anderen in Worten gestanden zu haben. Es bedurfte dessen nicht; ja, es würde uns so lächerlich erschienen sein, als wenn wir einander ausdrücklich hätten versichern wollen, daß wir wahr und wahrhaftig lebten, dies unsere Augen, dies unsere Hände, dies unser Mund sei, dessen jedes Lächeln eine Liebeserklärung war. So schieden wir des Abends, wenn wir uns in unsere Zimmer zurückzogen, aus deren benachbarten Fenstern wir uns noch einmal Gute Nacht wünschen konnten; so sahen wir uns am Morgen wieder, wenn wir uns, die wir einander im zeitigaufstehen zu überbieten suchten, in dem Frühstückszimmer allein trafen und uns zu einem neuen glücklichen Tage begrüßten.

Denn daß ich von meiner projektierten Rügenschen Reise heimlich einen Tag nach dem anderen abzog; mich glücklich pries, von meinem Vorhaben nur im Anfang flüchtig gesprochen zu haben, und nun nicht mehr zu sagen brauchte, daß ich die Reise und warum ich sie aufgegeben, versteht sich wohl von selbst. Wir durften unsere Idylle weiter leben von einem köstlichsten Tage zum anderen; zusammen promenierend, musizierend, lesend, plaudernd — jene endlosen, über die wichtigsten und unwichtigsten Dinge mit demselben innigen Interesse geführten Plaudereien,

die das ausschließliche Geheimnis Liebender sind. Aber wenn man nirgends auf der Welt so einsam sein kann als in Pommern auf dem Lande, so ist es — oder war es jener Zeit — ebenfalls nirgends so schwer, dort lange allein zu bleiben, am wenigsten in einem noch so besonders gastlichen Hause wie das, in welchem wir lebten. Es hatten bereits ab und zu einzelne Gäste vorgesprochen; jetzt traf ein ganzer Schwarm auf einmal ein. Freilich handelte es sich um nichts geringes: die Taufe des bereits einige Monate alten jüngsten Kindes. Da kamen sie denn aus den benachbarten Städten, von den Gütern in der Runde: Onkel und Tanten, Vettern und Basen, alte und neue Freunde — ein lauter Schwarm, von dem der größte Teil nicht bloß an festlicher Tafel bewirtet, sondern auch zur Nacht schicklich untergebracht sein wollte. Es war selbstverständlich, daß Hedda der Freundin ihre Dienste anbot, die diesmal ausnahmsweise angenommen wurden. Denn für gewöhnlich wies Clementine, stets bereit, anderen zu helfen, — deren halbes Leben, konnte man ohne Übertreibung sagen, in Liebesdiensten für andere hinging, — jede Hilfsleistung mit freundlicher Bestimmtheit zurück; nun mochte der Überdrang der Geschäfte ein Abweichen von der Regel selbst in ihren Augen entschuldigen. Mir aber war es eine neue Freude, das liebe Mädchen in der Hausschürze mit Tellern und Tassen hantieren zu sehen, als ob das ihr Beruf sei, geschickt, anstellig, flink, vogelleicht, immer ein fröhliches Wort für den ihr Begegnenden auf den Lippen, oder für sich allein eines ihrer Lieblingslieder trällernd. Ein so holdes Beispiel reizte mich denn,

meinerseits zu zeigen, daß ich, wie jeder leidlich tüchtige Mensch, auch Sinn für häusliche Dinge habe, darauf bezügliche Anordnungen mit Sicherheit treffen, die Ausführung derselben überwachen, zur Not auch eine fördernde Hand anlegen könne. So schaltete ich denn emsig im Weinkeller; im Festsaal an dem Arrangement der großen Hufeisentafel; im Garten, der in seinen vorderen Teilen nicht ohne einigen Schmuck bleiben sollte; über ein halbes Dutzend Lohndiener dort, über ein Dutzend Knechte hier den Oberbefehl führend; dabei es selbstverständlich so einrichtend, daß ich der Geliebten möglich oft begegnen mußte, um uns gegenseitig versichern zu können, daß wir unsere Sache, jedes in seiner Sphäre, vortrefflich machten, und wenn das Fest glücklich verlaufe, es nicht zum mindesten Teil auf unsere Rechnung komme. In der That verlief es so glücklich wie möglich in der mir so bekannten derblustigen, gegen den Schluß vielleicht ein wenig zu stürmischen Weise; und nur leider verliefen sich mit dem Fest nicht alsbald die Gäste, wie das denn ebenfalls pommersch-ländliche Gepflogenheit war. Und als nun auch die Nachzügler das Haus geräumt hatten, wollte die alte Ruhe doch nicht eintreten, da — nach einem anderen pommerschen Brauch — die gewesenen Gäste sich in Wirte verwandelten, deren Einladungen auszuschlagen ein schwerer Verstoß gegen die Sitte gewesen wäre. So ging es denn in der nachbarlichen Runde, oft auf ansehnliche Entfernungen, zu adligen und bürgerlichen Rittergutsbesitzern und königlichen Domänenpächtern — Ausflüge, an denen wir notgedrungen teilnehmen mußten, da die Gäste der Gäste

nicht nur willkommen, sondern zum Kommen nach Landesbrauch verpflichtet waren. Wie gern hätten wir uns der Pflicht entzogen! Die Gesellschaften, die fast ausnahmlos in der vorgeschriebenen Weise der Art verliefen, daß Damen und Herren eigentlich nur bei der festlichen Tafel vereinigt, vor und nach derselben aber in verschiedenen, meistens durch den dazwischen liegenden Hausflur getrennten Räumen unter sich blieben, waren oft nichts weniger als amüsant. Dazu mußten wir uns unter den fremden Leuten einen Zwang auferlegen, der in schroffem Gegensatz zu der Ungebundenheit des Verkehrs stand, die uns längst zu freundlicher, nun peinlich entbehrter Gewohnheit geworden war. Es wäre unleidlich gewesen, nur daß die Fahrten hin und her mit dem treulichen Gegenüber oder Nebeneinander in den geschlossenen oder offenen Wagen uns für die auszustehende oder ausgestandenen Langeweile einigermaßen schadlos hielten, und ein paar Ruhetage, die denn doch wohl gegönnt wurden, uns um so köstlicher dünkten. Aber, wie denn das so zu sein pflegt, so hell und luftig, wie zu Anfang, wollten die Schaumperlen nicht mehr aus dem Kelch unseres Glücks steigen, und nun sollte es noch eine Trübung erfahren, die von einer Seite kam, von der wir es am wenigsten erwartet hatten.

Zu den Freunden des Hauses gehörte ein Herr aus der nächsten Nachbarschaft, den ich, da er in „Auf der Düne" wiederholt unter diesem Titel auftritt, den „Lieutenant" nennen will. Er war ein ansehnlicher Mann, im Anfang der dreißiger Jahre, nicht ohne gesellschaftliche Talente, mit einer Neigung

zur Melancholie, die bei ihm, der nach kurzer Ehe ein junges Weib verloren hatte, erklärlich genug schien. Selbstverständlich hatte auch ich bereits in den ersten Tagen seine Bekanntschaft gemacht, aus der inzwischen eine Art von Freundschaft geworden war. In der glücklichen Stimmung, in der ich mich befand, stand mein Herz jedem offen und ich durfte aus seinem Betragen schließen, daß er sich zu mir wirklich hingezogen fühle. Da der Lieutenant nicht ohne litterarische Bildung sich erwies, fehlte es uns an gegenseitigen Anknüpfungspunkten nicht, wie er denn auch durch seine musikalische Begabung sich in dem kleinen Kreise auf erfreuliche Weise geltend zu machen wußte. Besonders jetzt, nachdem der Sturm der Gastlichkeiten vorübergebraust war und wir wieder in das gewohnte Geleis einlenken konnten. Nicht mehr ganz, denn aus der Gesellschaft zu zweien, in der das liebe Mädchen und ich so holde Stunden verlebt hatten, war eine Gesellschaft zu vieren geworden, ohne daß wir, sie und ich, eines in dem anderen aufgehend, zu sagen gewußt hätten, wie denn das gekommen sei. Aber es war so. Im Garten, im Gartensaal, auf den Promenaden durch die Felder, den Ausflügen zu Wagen in das Süder-, in das Norderholz — wir waren jetzt zu vieren und doch auch wieder zu zweien. Denn es machte sich, wie nach einem Naturgesetz, so, daß ich mich an Hedda's, der Lieutenant sich an Clementinen's Seite hielt — eine Verteilung, gegen die ich nicht das mindeste einzuwenden hatte. Bis dem im Elysium seiner Liebe Umhertaumelnden etwas begegnete, das ihn jäh aus seiner paradiesischen Sicherheit aufschreckte.

In den großen Garten hinter dem Hause fiel über die Freitreppe das Licht aus der weitgeöffneten Thür und den Fenstern des Saales. Im Saal war heute wieder eine größere Gesellschaft. Man hatte musiziert, gelacht, getollt. Ich war der Ubermütigste der Übermütigen gewesen. Der Kopf war mir so heiß, das Herz so voll. Ich hatte mich in den Garten gestohlen, über dessen schwarzen Baummassen unzählige Sterne funkelten, in jenem Drange, der zuweilen den Glücklichen befällt, mit seinem Glücke allein zu sein, es in schwärmenden Gedanken voll auskosten zu können. So phantasierend, schwärmend, irrte ich durch die dunkeln Gänge, um in einem der dunkelsten auf einer Bank, an der ich dicht vorüberstrich, eine menschliche Gestalt zu bemerken, die ich nicht beachtet, nicht gesehen haben würde, hätte sie sich bei meiner Annäherung nicht plötzlich aufgerichtet, um sofort wieder zurückzusinken. Wie undeutlich die Umrisse der Gestalt auch waren, meine an die Dunkelheit nun gewöhnten Augen glaubten sie doch erkannt zu haben. Eine kurze Anrede, eine noch kürzere dumpfe Antwort gaben mir Gewißheit: es war der Gatte Clementinen's. Sonderbar, daß ich mit einem Male wußte, was mir während aller dieser Tage nicht in den Sinn gekommen war. Und freilich, hätte es mir das eigene Herz nicht gesagt, aus dem Munde des Anderen würde ich es nicht erfahren haben. Er war nur in den Garten gegangen, um sich zu überzeugen, daß das Wetter morgen gut bleiben würde. Und dann war es im Saal so heiß gewesen! Die Hitze draußen auf dem Felde — die thut einem nichts; aber die Schwüle drinnen, das Stimmengeschwirr — das halte

ein anderer aus! Und dann der Rotspohn, den man nach so einem heißen Tage hinuntergießt, als ob es Wasser wäre! Bei Gott, ich glaube, ich habe meine drei Flaschen getrunken!

Das mochte sein; aber ich hatte ihn auch wohl deren vier trinken sehen, und sie hatten dem Hünen nichts anhaben können. Der Schlag, der ihn jetzt getroffen, kam von einem stärkeren Feind, und mitten ins Herz mußte er ihn getroffen haben.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Was sollte ich thun? Ich hatte auch nicht durch eine leiseste Andeutung verraten, daß mir des Freundes düsteres Geheimnis klar war wie der Tag. Wie hätte ich auch, da er selbst schwieg, sprechen dürfen, ohne daß es als eine Bestätigung seines Argwohns herausgekommen wäre? Die schlimme Bestätigung des Hehlers, der den Dieb verrät! Mußte ich ja, der ich bei dem, was ihm so fürchterlich erschien, zugegen gewesen war, in seinen Augen der Hehler sein! Oder hatte ich doch Aug' und Ohr nicht immer offen gehabt? Das Verfängliche nicht bemerkt, oder, in begreiflichem Leichtsinn, für unverfänglich gehalten? Wir waren auch nicht allemal zugegen gewesen. Hatten sie da den Zwang abgeworfen, den ihnen unsere lästige Gegenwart auferlegt? An Gelegenheit hatte es ja, wenn ich es recht erwog, nicht gefehlt. Wie oft hatte das eine Paar im Saale gesessen, während das andere im Garten promenierte! Wie oft hatten wir uns im Walde getrennt, um uns erst nach langem Rufen und Suchen wieder zu finden! An das alles dachte ich jetzt und so vieles, was mir nie vorher den Sinn beschwert. War Clementinen's Ehe glücklich

auch nur je gewesen? Konnte sie es sein bei der zweifellos großen Verschiedenheit, ja, offenbaren Gegensätzlichkeit der Charaktere? Hatte sie nie über Vernachlässigung ihres Gatten zu klagen gehabt, während sie in dem öden Hause saß und er auf dem Felde im Geschäft war, oder bei den Nachbarn dem Vergnügen nachging? Hatte es da nicht der Versucher leicht gehabt, der so gut zu sprechen wußte? dem es auf die Mittel zum Zweck nicht eben ankam? und der vielleicht selbst die Trauer um den gehabten Verlust nur zur Schau trug, um in einer großmütigen Frauenseele Mitleid zu erregen und was sich dann so in einer Frauenseele mit dem Mitleid zu regen pflegt?

Ich war früh in den Wald gelaufen, ob ich mir da in der Einsamkeit Rat in meiner Ratlosigkeit gewinnen könne. Nun glaubte ich das Rechte gefunden zu haben. Wir waren ja inzwischen so gute Freunde geworden, die schlanke blonde junge Frau und ich. Kein Mensch auf der Welt konnte es besser mit ihr meinen. Sie wußte es. Von mir würde sie, mußte sie hören, was ihr niemand sonst sagen durfte, bevor sie es aus einem anderen Munde und dann zu spät hörte.

Zurückgekehrt, fand ich sie, während Hedda und der Lieutenant im Gartensaale musizierten, allein in der Wohnstube mit einer Näharbeit beschäftigt. Ich setzte mich ihr gegenüber ins Fenster. Als ich ihr so auf die reine Stirn, in die großen klaren Augen sah, kam mir mit einem Male mein Entschluß bis zur Lächerlichkeit thöricht vor; aber ich dachte an die Scene gestern Abend im Garten und, nicht wissend, wie ich anders und besser zu meinem Thema kommen

sollte, erzählte ich sie ihr. War ihr Gewissen nicht rein, so mußte das genügen. Nun? sagte sie, als ich zu Ende war, ruhig aufblickend. Ich schwieg und erwiderte bloß ihren Blick. Plötzlich schwand das Lächeln von ihrem Gesicht; sie errötete bis unter die dicken blonden Flechten, um dann ebenso jäh zu erblassen und mit bebenden Lippen zu murmeln: Dessen halten Sie mich fähig? Sie?

Keine beredte Verteidigung hätte nur annähernd die überzeugende Wirkung auf mich üben können als diese wenigen Worte. Nur die lauterste Unschuld durfte so sprechen, so blicken. Ich schämte mich bis in die tiefste Seele und stammelte Entschuldigungen: wie ich nicht einen Moment sie für schuldig gehalten; aber es ihr habe sagen müssen, damit sie den Stand der Dinge kenne, ihr Betragen danach einrichte und so dem hereindrohenden Unheil vorbeuge. Und wenn sie auch nicht der leiseste Vorwurf treffe, sei sie denn sicher, daß der melancholische Freund keine strafbaren Wünsche hege? ihr unschuldiges Entgegenkommen ebenso deute? darin, nach Männerweise, nicht eine versteckte Aufforderung erblicke, weiter zu gehen, bis es zu einer unliebsamen Scene komme, die ich ihr habe ersparen wollen? Jetzt sei noch nichts geschehen, das nicht mit Leichtigkeit wieder gut zu machen wäre. Ein wenig Vorsicht; ein paar kluge Worte am rechten Ort zur rechten Stunde, und alles werde wieder sein, wie es zweifellos gewesen, bevor ich kam und mit meinem ruhelosen Wesen und Treiben das stille friedliche Haus in Verwirrung brachte.

Ich hatte, während ich so eifrig auf sie einsprach, ihre weißen Hände ergriffen und zuletzt wiederholt

an meine Lippen gedrückt. Sie entzog sie mir, indem sie, durch Thränen lächelnd, sagte: Und wenn nun uns jemand so gesehen hätte? — Möchte uns doch sehen, wer wollte! rief ich. — Hätten Sie das wohl immer in diesen Tagen sagen können? erwiderte sie. Ich meine nicht Sie und mich, sondern Sie und noch jemand, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche. — Die Reihe zu erröten war jetzt an mir. Mein erster Gedanke war, mich auf's Leugnen zu legen — nicht meinetwillen, sondern für sie, deren Geheimnis preiszugeben ich doch kein Recht hatte. Eine weitere Überlegung sagte mir, daß hier offenbar von einem Geheimnis nicht mehr die Rede sein konnte. So stotterte ich denn nur: Aber das ist ganz etwas anderes. — Freilich ist es das, erwiderte die Freundin. Von Euch ist keines gebunden; weshalb solltet Ihr Euch also nicht lieb haben dürfen? — Nicht wahr! rief ich erfreut. — Gewiß, erwiderte sie, indessen — sie schwieg; ich flehte sie an, weiter zu reden. — Ich thue es jetzt doppelt ungern, fuhr sie zögernd fort. Es ist nicht leicht, jemand etwas sagen zu müssen, wovon man im voraus weiß, daß es ihm keine Freude machen wird. Und jetzt möchte es scheinen, als wollte ich eine unschöne Rache nehmen dafür, daß Sie geglaubt haben, mir diese Stunde bereiten zu müssen, für die ich Ihnen doch von Herzen dankbar bin. Ich kann es nicht besser beweisen, als wenn ich ganz offen zu Ihnen spreche. Wollen und können Sie mich hören? — Ich versicherte sie, daß beides der Fall sei, obgleich ich wahrlich sehr viel lieber nicht gehört hätte, was ich mir, wäre ich verständiger gewesen, längst selbst hätte sagen müssen.

Oder lag dies nicht alles auf der Hand? Für eine bloße Liebelei waren wir viel zu weit gegangen, abgesehen davon, daß Hedda einer solchen überhaupt unfähig, vielmehr, trotz ihrer scheinbaren Leichtlebigkeit, ein starkes, treues Herz war, das sich entweder versagte, oder, wem es sich gab, ganz gab. Was wollte ich mit diesem Herzen beginnen? Es wieder lieben. Aber von der Liebe allein kann man nicht leben; und, wenn wir, wie wir es doch mußten, eine Verbindung für's Leben wünschten, wie sollte die zu stande kommen? wie sich erhalten? Beide waren wir ohne Vermögen; auf meine Arbeit allein also blieben wir für die Verwirklichung unserer Hoffnungen angewiesen. Hatte ich selbst jemals in Abrede gestellt, meine Arbeit werde bestenfalls niemals eine sehr lohnende sein? Wenn nun aber dieser beste Fall nicht eintrat, sondern der schlimmere, vielleicht der schlimmste: daß ich nicht durchdrang, gleichviel, ob von einem stumpfen Publikum zurückgewiesen, oder weil ich die Tragweite meiner Kraft überschätzt hatte? Und trat der bessere, der beste Fall ein: wann ungefähr würde das wohl sein können? Zweifellos erst nach einer Reihe von Jahren des heißesten Ringens und Kämpfens. Wie alt konnte ich darüber werden? Und das liebe Mädchen war nur um ein wenig jünger als ich! Ein Mann, der eigentlich erst anfängt zu leben, nachdem er sich mühsam das Leben erschlossen, und ein Mädchen, das in dem Augenblicke, wo sich ihr das Leben erschließen soll, die Jugend und ihre Illusionen längst hinter sich hat. War das eine Zukunft für einen Poeten? die Zukunft für ein Mädchen, das selbst viel zu poetisch dachte und fühlte, um nicht zurückzuschrecken

vor der bloßen Möglichkeit, an einer solchen Zukunft des geliebtes Mannes mitwirken zu sollen; und vergehen würde in der Gewißheit, sie heraufbeschworen zu haben?

Und, fuhr die Freundin fort, während ich, von der Gewalt dieser Argumente getroffen, schweigend dasaß: daß ich Ihnen alles sage auf die Gefahr hin, Sie ernstlich zu erzürnen, mir vielleicht für immer gram zu machen. Können Sie lieben, wie ein Mädchen geliebt sein will? Kann es ein Dichter? Darf er sich fesseln lassen? Muß er nicht frei bleiben, um sich immer von neuem fesseln lassen zu können? Immer aufs neue die Glut zu empfinden, in der Ihr, wie es scheint, brennen müßt, wenn Ihr das, was in Euch dunkel wogt, klar herausgestalten sollt? Sie haben mir von der Novelle erzählt, die Sie in Greifswald geschrieben haben, und wie Sie dazu gekommen sind. Wenn dies für Sie nun wieder nur der Stoff zu einer Novelle wäre? und für Sie aus und tot, sobald die Arbeit fertig ist, wie Sie — nach Ihrem eigenen Geständnisse — sich jene heiße Liebe zu der schönen kleinen Kokette aus dem Herzen und aus dem Sinn geschrieben haben? Sehen Sie, das sollte mir um Heddas willen, die keine Kokette ist, herzlich leid thun; und auch um Ihrethalben, lieber Freund. Denn, wenn Sie auch ein Dichter sind, Sie haben doch eine weiche Seele. Das Bewußtsein, ein braves Herz aufs schmerzlichste gekränkt, vielleicht gebrochen zu haben, würde Ihnen manche bitterste Stunde bereiten. Und nun lassen Sie uns enden. Ich verlange nicht, daß Sie mir recht geben, zum mindesten nicht jetzt, in diesem Augenblick. Vielleicht irre ich

mich auch — ich weiß es nicht. Ich weiß nur: ich mußte Ihnen, als Ihre Freundin, dies sagen; gerade so, wie Sie, als mein Freund, mir Ihre Beobachtung mitteilen mußten. Wollte der Himmel, Ihr Fall läge so einfach, wie der meine und Sie wüßten so genau, was Sie zu thun haben, wie ich weiß, was ich zu thun habe! Sie werden mit mir zufrieden sein.

So endete eine Unterredung, in der ich als ratspendender Mentor hatte auftreten wollen und aus der ich nun als ein beschämter Telemach hervorging, dem seine jugendliche Unbedachtsamkeit mit freundlichem Ernst zu Gemüte geführt ist.

Der Freundin letzte Worte: daß ich mit ihr zufrieden sein werde, erfüllten sich alsbald. Wie die Bedachtsame, Kluge es zu stande gebracht, das wollte mir in den Einzelheiten nicht klar werden. Daß sie es zu stande gebracht, lag auf der Hand. Den gemeinschaftlichen Promenaden zu vieren stand von Stund' an immer einer oder der andere Hinderungsgrund entgegen; die menschenfeindliche Stimmung, von welcher der Hausfreund bekanntermaßen gelegentlich heimgesucht wurde, mußte ihn gerade jetzt einmal wieder befallen, während die gute Laune des Hausherrn so schnell wiederkehrte, daß er eine nie an ihm beobachtete Neigung zu gemeinschaftlichen Ausflügen an den Tag legte und für dieselben sogar stets Pferde zur Verfügung hatte, mit denen er sonst, nach Landmannsweise, in dieser Zeit des Jahres arg knauserte. Das alles schien sich, wie gesagt, ganz von selbst zu machen. Aber freilich: der Fall hatte auch so einfach gelegen!

So lag der meine nicht. Oder doch nur, wenn ich von zweien eines that: entweder die Verbindung mit dem geliebten Mädchen als ein Ziel ins Auge faßte, das unter allen Umständen erreicht werden müsse und also auch erreicht werden würde; oder mich zu einem endgültigen Bruch Knall und Fall entschloß. Hatte ich zu dem ersten die Kraft? zu dem zweiten den Mut? Die zweite Frage war am leichtesten zu entscheiden. Offenbar hatte ich den Mut nicht, eine Trennung herbeizuführen, die, wie die Sache stand, zwei Herzen zerrissen haben würde. Hätte ich ihn gehabt, würde ich eine Stunde nach der Unterredung mit der Freundin das Haus unter irgend einem Vorwande verlassen haben. Inzwischen waren bereits mehrere Tage vergangen, und ich hatte noch kein Wort von meiner Abreise verlauten lassen. Blieb also die erste Frage. Aber wie sie lösen, wenn nur die Zukunft die Antwort bringen konnte? nur die Zukunft die Kraft erproben konnte, die ich mir jetzt vielleicht zutraute und sie doch nicht hatte, oder mir in dieser Verwirrung meines Gemütes absprach und sie in Wirklichkeit doch besaß? Traurige Sophistereien, in welche der Entschlossene nie verfällt; nur der, der im Grunde seiner Seele das Spiel bereits verloren giebt; für den es nur eine Frage der Zeit ist, wann er ein Eingeständnis machen wird, das ihm dann in den meisten Fällen die Not abpreßt!

Nun wäre es ja ein großes Glück gewesen, hätte ich mir dies alles klar machen können, wo ich mich denn doch zu dem einen oder dem anderen hätte entschließen müssen. Aber wer in meiner Lage gewesen — in der Lage eines jungen Menschen, der,

nachdem er so viel Liebesstrohfeuer verbrannt, zum erstenmal die Glut wirklicher Liebe zu fühlen glaubt — wird es nicht begreiflich finden, daß gerade das Gegenteil eintrat; daß ich mich, jemehr ich mich ins Rechte hineinzudenken suchte, nur immer tiefer in Zweifel verstrickte und schließlich wie der Schiffer that, der die Steuerung über sein Fahrzeug verloren hat und in stumpfer Resignation abwartet, wohin Wind und Wellen es treiben werden.

Zu meiner großen Beruhigung ahnte das liebe Mädchen nichts von dieser Unruhe, die in mir wühlte. Oder sie mochte sie zu meinen Gunsten auslegen und auf die Trennung schieben, die nun bald eintreten mußte. So scherzte sie denn über die Melancholie, mit der mich der Lieutenant angesteckt habe und mich zu einem Schatten von dem mache, der ich in den ersten Tagen gewesen sei.

Es kamen die letzten Tage, es kam der letzte Tag heran. Wir hielten uns gut — kein dritter hätte ahnen können, wie bewegt wir innerlich waren. Wann und wo wir uns wiedersehen würden, war der Zukunft anheimgestellt; daß wir uns wiedersehen würden, selbstverständlich. Auch sonst wurde kein Liebespfand ausgetauscht, kein bindendes Wort gesprochen — ein Beweis des Kleinmuts auf der einen, der Großmut auf der anderen Seite.

Der Großmut auf Seiten des Weibes, des Kleinmuts auf der des Mannes — eine alte Erfahrung, dadurch um nichts erfreulicher, daß sie schon so alt ist und jeder Tag sie aufs neue bestätigt.

Ich war in die gewohnten Verhältnisse zurückgekehrt, glücklich und unglücklich, wie noch nie in meinem Leben. Alles schien sich gewandelt zu haben. Ich blickte in die bekannten Gesichter, als sähe ich sie zum erstenmale. Selbst die Natur hatte eine andere Physiognomie angenommen, sprach eine andere Sprache. Ich irrte in meinen freien Stunden durch die Wälder, nicht mehr, wie sonst, in Licht und Schatten zu schwelgen, in der Beobachtung jeder kleinen Erscheinung: eines Vogels, der durch die Zweige schlüpfte, einer Blume, die aus dem Moose erblühte, ein unerschöpfliches Vergnügen zu finden. In Licht und Schatten sah ich nur ihr Bild in wechselnder Beleuchtung. Dem enteilenden Vogel rief ich Grüße nach an sie. Ich hielt die gepflückte Blume in der Hand, und während ich sie betrachtete, traten mir die Thränen in die Augen, daß ich sie ihr nicht zu Füßen legen konnte. Ich sang im Gehen wieder und immer wieder die Lieder, die ich sie hatte singen hören, und hörte nicht meine, nur ihre Stimme. Dann lag ich an einsamen Stätten, so vor mich hinträumend und brütend stundenlang, um plötzlich aufzuspringen, durch pfadloses Dickicht mir einen Weg zu brechen bis an den Rand des Waldes, wo ich von einem erhöhten Punkt am äußersten Horizont der Ebene die Spitze eines Kirchturms der Stadt sehen konnte, in der sie wohnte.

Eine Erquickung in diesem schmachtenden Sehnen waren die Briefe, die sie mir als Erwiderung auf die meinen schrieb, und die ich unserem Boten, der sie von der nächsten Poststation holte, meistens

schon unterwegs abnahm. Es waren fast immer nur wenige Zeilen: ein freundlicher Gruß, ein neckisches Wort, selten oder niemals eine Versicherung ihrer Liebe, die denn doch aus jeder Zeile, schon aus dem Umstande sprach, daß sie überhaupt schrieb, so sich und mir über die leidige Trennung wegzuhelfen.

Ihr mochte auf diese harmlos-gläubige Weise zur Not geholfen sein. War es auch bei mir der Fall? Glaubte ich ehrlich an eine Zukunft, zu welcher die leidige Gegenwart nur eine Etappe war, die durchgemacht werden mußte? deren Schmerzen selbst süß waren in der sicheren Hoffnung auf eben diese Zukunft, die alles Leid in Freud' verwandeln werde?

Ich empfand das Trennungsleid wahrlich schmerzlich genug, um sein Ende aufs innigste herbeizuwünschen und alles willkommen zu heißen, was es mir erträglicher erscheinen ließ. Aber darum handelte es sich nicht. Glaubte ich an eine Zukunft, erhoffte ich eine Zukunft, wie sie das liebe Mädchen zweifellos glaubte und erhoffte? War ich entschlossen, alles daran zu setzen, daß sie so schnell wie möglich Gegenwart wurde?

Ich muß daran zweifeln, wenn ich die Blätter meines Tagebuches ansehe, die in diesen Tagen geschrieben sind — gewiß nicht in den allernächsten nach der Trennung, aber auch nicht eben viel später. Es spricht aus diesen Aufzeichnungen sicher keine bewußte Treulosigkeit. Aber es regt sich etwas in ihnen, das den Menschenkenner stutzig machen dürfte: die Kritik des Kopfes an dem Leben des Herzens,

die sich dann so schnell zu einem Widerspruch zwischen Kopf und Herz entwickelt, und mit dem Siege des Kopfes zu enden pflegt, wenn nicht ganz besonders günstige äußere Verhältnisse der Sache des Herzens zu gute kommen.

Hier sind einige dieser Aphorismen:

„Es ist gewiß kein Glück, nicht geliebt zu sein; aber wie dankbar wir auch die Liebe, die uns gegönnt wird, hinzunehmen haben, — sie ist ein fraglicher Besitz, den wir weder durch eigene Kraft erlangen, noch erhalten können: eine Gunst des Zufalls und trügerisch, wie alle seine Gaben. —

Eines ist unser Recht und niemand kann es uns rauben: lieben; das andere: Liebe finden, ist Gnadensache, die wir, als solche, nicht erzwingen können, so wenig wie der Ehrgeizige den Ruhm, der Müde den Schlaf. Lieben — ein wogendes Ährenfeld, wo Halm an Halm steht; geliebt werden — eine seltene Blume, die in verborgensten Waldesthalen blüht, und zu der uns unser Fuß nur zufällig trägt. —

Es giebt eine Affektion des Geistes, die dadurch entsteht, daß ein Strom, der von uns ausgeht, auf uns zurückgebogen wird: der Effekt eines Affektes, den wir selbst hervorgerufen haben; ein Gut, das wir anderen geliehen haben, und das uns in den Händen des anderen die reichsten Zinsen trägt; ein Spiegel, der uns das eigene Bild zurückwirft in größeren, edleren Verhältnissen und glänzenderen Farben. Das ist die Liebe, die wir selbst in einem anderen Wesen erweckten. Wir fragen uns erstaunt: bist du es, der das vermag? der so viel Glück gewähren und — verweigern kann? —

Wissen, daß man geliebt wird, ist Lust. Unvermischte nur dem Thoren. Der Weise entdeckt nur zu bald den Trug der Spiegelung; er nimmt sie nicht für bare Münze, die Scheine, die auf seine Vortrefflichkeit, seine Tugend, seine Liebenswürdigkeit ein vorübergehender Rausch leichtsinnig ausstellt. Darum wird er aber auch nicht in Verzweiflung geraten, wenn der erträumte Reichtum auf einmal zerrinnt, die Papiere auf Null fallen, und er sich wieder so arm sieht, wie — er ist. —

Wir sagen: ein Mensch hat Religion, wenn er Gott liebt, d. h. durchdrungen ist von der unsäglichen Herrlichkeit des Alls. Das ist aber jeder wahrhaft Liebende. Denn das geliebte Wesen ist ihm Auszug und Repräsentant des Alls, und indem er sich vor ihm niederwirft und anbetet, betet er das All an, das dies Wesen aus seinem Schoße zum individuellen Sein entlassen hat. So ist die Religion Liebe und Liebe Religion. —

Der Poet betet jedes schöne Weib an, wie der gläubige Katholik jedes Marienbild. Aber das Bild ist nicht die Himmelskönigin. —

Wie die Völker sich ihre Götter schaffen — jedes die seinen, — so schafft der Liebende sich die ideale Gestalt der Geliebten: eine lokale Gottheit, die nur für das Heimatsthal des eigenen Gemütes Bedeutung und Kraft hat, und vielleicht überall sonst nichts gilt und nichts vermag. —

Ich kann mir den Kummer, den ich über die Trennung von der Geliebten empfinde, wegräsonieren; aber die Liebe geht zu gleicher Zeit mit darauf. —

Auf die Dauer hat die Liebe keine gefährlichere Nebenbuhlerin als die Poesie, wie sehr die spätere Siegerin sie auch anfangs zu begünstigen scheint. So erglänzt der Mond des Nachts gar lieblich vom Licht der Sonne, um zu verlöschen, wenn sie in ihrer Pracht am Himmel aufgeht. —

Wie viel Großes ist schon auf Erden geschehen für ein Paar schöner Augen; wie vieles für den Beifallsruf der Menge; wie weniges um Gottes willen! —

Für jemand, den man liebt, sterben ist unter Umständen leichter, als für ihn leben. —

Für den Poeten kommt es am Ende weniger darauf an, wen er liebt, als daß er liebt. Denn er weiß — könnte wenigstens wissen, — daß er im Grunde nur ein Ideal liebt, zu dem er — faute de mieux — ein mit den Mängeln des Zeitlichen behaftetes Wesen macht, indem er alles in es hineinlegt, alles in ihm sieht, was doch nirgends wirklich ist außer in seinen Wünschen und Träumen. — ‚Märchenhaft vorübergezogen‘ — siehe Heine! —

Wenn Du wissen willst, wie lieb Du Menschen hast, frage Dich, was Du für sie zu opfern im stande bist. Ohne Opferfreudigkeit keine Liebe. —

Man kann sich in seinen Gefühlen täuschen, wie man sich verrechnen kann in seinen Geldangelegenheiten. Aber es giebt einen betrügerischen Bankerott des Herzens, wie einen betrügerischen kaufmännischen. Manche wissen sehr wohl, daß sie zahlungsunfähig sind, und verwickeln dennoch andere in ihre tollen Liebesspekulationen, bei denen sie, die nichts zu verlieren haben, freilich nichts verlieren können; jene

aber nicht nur verlieren können, sondern immer verlieren müssen. —

Und dann giebt es Leute, die alles schuldig bleiben: das Geld, das sie geliehen haben; den Ruhm, den man von ihnen erwartete; die Liebe, die sie versprachen. Man gab ihnen Kredit auf Geld, Ruhm und Liebe — und sie hatten niemals weder Ehrlichkeit, noch Talent, noch Herz." —

Ich könnte diese Auszüge fortsetzen; aber der Leser würde damit keinen tieferen Einblick in meinen Seelenzustand gewinnen. Es bleibt dasselbe Bild: das Bild eines jungen Menschen, der von der Leidenschaft, die ihn erfaßt hat, zugleich beseligt und gepeinigt wird, wie ein gefangenes wildes Tier sich die ihm gewährte reichliche Nahrung gefallen läßt, und dann wieder zornig gegen das Eisengitter springt, das es von der geliebten Freiheit ausschließt.

Es ist leicht, einen seelischen Vorgang, der in uns stattgefunden hat, zu verstehen, wenn wir ihn in seinem ganzen Verlaufe von Anfang bis zu Ende überblicken können. Das Verständnis ist uns unmöglich während des Vorganges selbst. Die scheinbar klaren Gedanken, mit denen wir ihn begleiten, sind doch nur Blitze, welche die Nacht des Unbewußten in uns wohl auf einen Moment erhellen, sie dann aber wieder so dunkel und geheimnisvoll lassen wie zuvor. Wir müssen das bei der Beurteilung von Zuständen, wie ich sie eben zu schildern versuche, im Auge behalten, wollen wir nicht Gefahr laufen, ungerecht zu werden und einen Nachtwandler für einen Menschen zu nehmen, der mit hellwachen Sinnen seines Weges geht. Und so darf ich denn auch

mit gutem Gewissen versichern, daß, als ich in dieser Zeit meine zweite Novelle „Auf der Düne“ begann, ich wahrlich nicht den praktischen Beweis der Richtigkeit jener Aphorismen von der siegreichen Nebenbuhlerschaft der Poesie mit der Liebe liefern, nicht mir eine quälende Leidenschaft aus dem Herzen schreiben wollte, sondern nur that, was ich nicht lassen konnte, weil ich von einem übermächtigen Drange dazu getrieben wurde.

Denn jetzt hatte ich, was mir seit der Abfassung von „Clara Vere“ gefehlt: einen Helden. d. h. — um mich bereits einmal gebrauchter Worte zu bedienen: es war etwas in mir vorgegangen, das mich gepackt und erschüttert. Damit war der Stoff gegeben, der mir in dieser Periode meiner Entwickelung der einzig mögliche war, weil ich keinen anderen hätte bewältigen können. Bei dieser Gebundenheit ist denn wieder die Freiheit auffallend, mit der ich mich diesem einzig möglichen Stoffe gegenüberstellte und ihn behandelte, als sei er nicht ein Gnadengeschenk, sondern ein leicht erworbenes Gut, mit dem nach Belieben zu schalten, mein gutes Recht sei.

Der Leser, der den Vorgängen während meines Ferienaufenthaltes auf dem Landgute des Freundes mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, und sich nun die Mühe nehmen will, mit jenen die Geschehnisse zu vergleichen, welche ich in „Auf der Düne“ schildere, hat die Teile in seiner Hand, die hier zu einem Ganzen verarbeitet sind; ich meine: kann unschwer das Gefundene — um in meiner Sprache zu reden — von dem unterscheiden, was ich dazu erfunden

habe. Zu dem Gefundenen muß er freilich in gewisser Beziehung auch das Lokal rechnen, auf welchem ich die Geschichte sich abspielen lassen: die Düne mit ihrem maritimen Hintergrunde in seinem weitesten Umfange. Der Leser kennt das alles aus dem ersten Bande: es ist die Insel Ruden, meines Vaters „kleines Königreich", das ich mir nun auch poetisch eroberte, mit seiner Baggerflotille und sonstigem Zubehör. Ich nahm das alles in die Novelle hinüber, wie es stand und ging; und die Zuthaten nach dieser Seite beschränkten sich darauf, daß ich in die kleine Gruppe bescheidener Lotsenhäuschen ein stattliches Kommandeurhaus hineinbaute. Aber freilich gehört diese Versetzung der Handlung in ein anderes Lokal im ästhetischen Sinne ebenso gewiß zur Erfindung. Ich glaube auch angeben zu können, wie ich auf dieselbe gekommen bin. In erster Linie durch den begreiflichen Wunsch, in der Schilderung von Vorgängen, die noch so frisch waren, von Personen, die mir so nahe standen, die größtmögliche Diskretion zu beobachten, gleichsam die Spur zu verwischen, die zu meiner Schatzhöhle führte. Dann aber hatte ich einen Gedanken, der doch, so zu sagen, nur eine moralische Bedeutung hatte, kaum gefaßt, als ich auch schon den Wert begriff, den die Durchführung desselben für den Dichter haben werde. Schuf er sich doch so eine bestimmt abgegrenzte Bühne, deren Raum freilich mit vorsichtiger Klugheit ausgenutzt werden mußte, sollte er sich nicht als zu klein und als eine Beschränkung erweisen, aber, wenn die Ausnutzung gelang, dem Werke auch äußerlich eine schöne Geschlossenheit gab. Ich darf wohl behaupten, daß

dies ein glücklicher Griff gewesen ist, dem die Novelle einen großen, wenn nicht ihren größten Reiz verdankt. Denn, um es nur gleich zu sagen: das Lokal ist um vieles geschlossener als die Handlung, die auf demselben sich abspielt; der Rahmen kunstvoller als das Bild, das er umfaßt.

Das war freilich, wie die Dinge lagen, unvermeidlich. Denn nur ein Teil des gefundenen Stoffes ließ sich mit der obligaten Umschmelzung in der Erfindung novellistisch schicklich verwerten; bei dem anderen war diese Verwertung unmöglich, weil es kein Novellenstoff war und mithin nicht hierher, sondern etwa in die späteren „Problematischen Naturen" gehörte. Ich glaube, diesen Punkt, der nicht ohne einiges ästhetisches Interesse ist, auch für den klar stellen zu können, der die Novelle nicht gelesen oder sie wieder vergessen hat, wenn er sich nur der ihr zu Grunde liegenden oben erzählten Thatsachen wieder erinnert.

Es handelte sich da aber um zwei Verhältnisse, die im Grunde einander nichts angingen und nur durch die Identität der Zeit, in der, und des Raumes, auf dem sie sich abspielten, äußerlich in einer gewissen Verbindung standen. Von diesen trug nur das eine den Keim eines Konfliktes in sich, wie ihn die Novelle braucht, und den ich entdeckte, als ich den Freund am Abend auf der Bank im Garten — einen Raub der in ihm wühlenden Eifersucht — fand. Mit dieser Entdeckung war die Novelle geboren. Denn nun brauchte es zwischen den Gatten nicht zum Ausspruch zu kommen, oder sich kein Mittler zu finden, der die Verständigung herbeiführte, oder dieser Mittler zu spät einzugreifen, als daß eine

Vermittelung noch möglich gewesen wäre, und eine tragische Katastrophe war unvermeidlich. Ich meine: in der Dichtung, denn was ist im Leben nicht vermeidlich? und so wäre in Wirklichkeit auch in diesem Falle das Äußerste sicher vermieden worden. Aber das ging den Dichter nichts an. Er hatte nichts zu thun, als den gegebenen Keim des Konfliktes zu entwickeln; den Nährboden der Gemüter, aus dem er herauswuchs, noch ein wenig fruchtbarer, kräftiger zu machen, und sein Geschäft nach dieser Seite war gethan.

Anders in dem zweiten Fall. Hier lag in dem Verhältnisse keineswegs die Wahrscheinlichkeit, oder gar Notwendigkeit eines Konfliktes. Im Gegenteil schien alles auf eine freundliche und liebliche Lösung hinzuweisen: eine Idylle im Gegensatz zu dem tragischen Drama dort, für dieses etwa nur als Folie und Hintergrund zu verwerten, von dem es sich in desto schärferen Umrissen und düstereren Farben abhebe. So wäre es künstlerisch richtig verwertet gewesen; und die glücklich Liebenden, die sich über dem Grabe des Freundes erschüttert in die Arme sinken und sich geloben, daß ihre Seelen gegeneinander allezeit sein sollen wie ein offenes Buch, hätten ein anmutiges Bild abgegeben wie Rosen, welche eine Stätte der Vernichtung überspinnen. Zu diesem Zwecke aber hätte ich das ästhetisch so viel minderwertige Verhältnis auf dem zweiten Plan halten müssen, und ich hatte, in meiner künstlerischen Unreife nur dem Interesse folgend, welches es mir, wie begreiflich, einflößte, gerade das Gegenteil gethan. Ich hatte es breit in den Vordergrund gestellt, in

viel kräftigeren Farben und viel umständlicher ausgemalt als das erste, ohne nun zu wissen, wie ich die erregten Erwartungen des Lesers befriedigen sollte. Wohlgemerkt: innerhalb des engen Rahmens der Novelle. Denn daß auch dieses Verhältnis nicht als Idylle, wie es angefangen, zu enden brauchte, fühlte ich nur zu wohl; aber der Keim des Konfliktes, der hier lag, konnte nicht in der novellistischen Treibhaustemperatur seine Entwickelung finden; dazu gehörte ein langsames Wachstum, wie es der weniger feurige Boden und das gemäßigtere Klima des Romans einzig und allein ermöglichen.

Mir das völlig klar zu machen, bedurfte es einer ganz anderen künstlerischen Reife, als über die ich damals verfügte. In mir war nur das Gefühl, daß es so nicht ging; daß in die Rechnung ein Fehler sich eingeschlichen hatte, und ich nur nicht wußte, wo er steckte.

So ließ ich die Arbeit, die ich mit solchem Feuereifer begonnen und ohne nennenswerte Schwierigkeit bis in die Mitte ungefähr gefördert, verdrossen liegen. Wir werden seiner Zeit sehen, unter welchen Umständen ich sie später wieder aufnahm und wie ich da kühlen Sinnes zu einem Auskunftsmittel greifen konnte, das anzuwenden ich jetzt nicht übers Herz gebracht haben würde, wäre selbst mein Verstand — was er nicht that — darauf verfallen. Ein Beweis, daß in meinem persönlichen Falle Kopf und Herz noch ziemlich gute Kameradschaft hielten.

Darüber war der Herbst herangekommen. Er wäre für mich ein wundersam reicher gewesen, hätte ich meine litterarische Ernte voll in die Scheuer bringen

und für die Erfüllung meiner Herzenswünsche getrost in die Zukunft blicken können. Aber die halbe Ernte stand noch auf dem Felde; sie würde in dem Winter, der hereindrohte, nicht reifen; ich mußte sie für verloren ansehen. Und war mir so mein künstlerisches Vermögen nicht ohne Grund zweifelhaft geworden, hatte ich nicht minder triftige Ursache, der Kraft meiner Liebe zu mißtrauen. Stand doch beides im engsten Zusammenhang! Die Novelle hatte der Ausdruck meiner Liebe sein sollen und war es auch gewesen bis zu dem Augenblicke, wo ich abbrechen mußte. War die Muse verstummt, weil die erkaltete Liebe ihr nichts mehr zu sagen wußte? war die Liebe geflohen, weil sie schamhaft nicht dulden wollte, daß ihre Reize in einem Abbild zur Schau gestellt würden? Das eine war mir so schrecklich zu denken wie das andere. Noch galt mir meine Liebe als eine köstliche Errungenschaft; aber ich war keineswegs gewillt, zu ihren Gunsten auf das zu verzichten, worin ich nun schon seit Jahren mein eigenstes Eigentum sah. Indessen noch konnte von einem wirklichen Konflikt nicht die Rede sein, geschweige denn von einer Entscheidung, die, so oder so, getroffen werden mußte. Immerhin hatte der trübe Herbst nicht gehalten, was der glorreiche Sommer versprochen; und das stimmte mich tief traurig, als es nun galt, von dem lieben Aufenthalt Abschied zu nehmen. Es war durchaus nicht gesagt, daß es ein endgültiger Abschied sein werde. Mir aber raunte eine innere Stimme zu, es sei wieder einmal ein Akt in meinem Lebensdrama zu Ende, und der Vorhang werde mir für immer fallen über

dieser lieblichen Scenerie. Die Stimme hat mich nicht betrogen: ich habe die prächtigen Wälder, die unermeßlichen Kornbreiten, die Allee uralter Linden, die vom Hofthor auf das Haus führte; das Haus, in dessen stattlichen Gemächern noch ein letzter Hauch von dem Parfüm des vorigen Jahrhunderts zu schweben schien; den Garten mit seinen verschnittenen Buchsbaum-Hecken und verschnörkelten Sandsteingöttern — ich habe nichts von dem allen wiedergesehen außer in den wachen Träumen, in denen man die Stätten durchwandelt, auf welchen man einmal sehr glücklich oder sehr unglücklich gewesen ist.

Auf dieser Stätte war ich, alles in allem, glücklich gewesen, so glücklich, daß sie mir noch heute wie ein verlorenes Paradies erscheint.

Nun war ich wieder in der Stadt, vorerst allein mit meinem Zögling. Ich hatte ihn für den Eintritt in eine mittlerweile dort neben dem lateinischen Gymnasium entstandene Realschule vorzubereiten gehabt und nun die Genugthuung, ihn weiter gebracht zu haben, als die Eltern und nebenbei ich selbst erwartet und gehofft. Mir blieb so, auch nachdem die Familie uns nachgekommen, nur die Leitung des durchaus gutgearteten Knaben und die Überwachung seiner häuslichen Arbeiten — eine leichte Aufgabe, die durch ein paar Stunden, welche ich seinen Schwestern weiter zu erteilen hatte, kaum erschwert wurde. Ich behielt so Zeit für mich die Fülle, mit der ich nur leider nichts Rechtes anzufangen wußte. Denn daß ich mich jetzt mit Eifer auf das Franzö-

sische warf, welches ich bis dahin einigermaßen vernachlässigt hatte, wollte nicht eben viel bedeuten, da es mir trotz aller aufgewandten Mühe nicht gelang, zu den großen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, außer zu Rousseau, in ein wirklich nahes Verhältnis zu treten; die Romantiker, mit Victor Hugo an der Spitze, mich geradezu abstießen und mir auch von den Modernen nur die eine George Sand wirklich sympathisch war. Wie denn überhaupt für mich und meine Geistesbildung die Franzosen zu den Engländern genau in dem Verhältnis stehen, wie die Lateiner zu den Griechen. Ich habe es zu den beiden erstgenannten nie über ein Achtungsverhältnis hinausbringen können, wie zu Leuten, denen man viel, sehr viel schuldet, die zu lieben uns aber versagt ist. Homer, Äschylus und Sophokles; Shakespeare, Scott und Byron hätte ich gar nicht einmal das Unermeßliche zu verdanken gebraucht, das ich ihnen in Wahrheit verdanke — sie würden meine volle Liebe doch besessen haben. Und so würde ich auch keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, ob ich aus meinem Leben lieber den Gargantua oder Gullivers Reisen, den Gil Blas oder den Tom Jones gemißt haben würde, oder die Histoire des Girondins Lamartine's oder Carlyle's French revolution, Madame Bovary oder Vanity fair. Und selbst die köstliche Consuelo, für die ich doch wahrhaftig redlich geschwärmt habe, würde ich hingeben, wenn ich Copperfield dafür behalte.

Doch dies gehört, wenn auch vielleicht in dies Buch, doch wohl kaum an diese Stelle. Jedenfalls hütete ich mich, dergleichen Ketzereien gegen Mademoiselle Marguerite Margot laut werden zu lassen,

die, wie es sich gebührte, für die Litteratur ihres Landes schwärmte und mit deren Beistand ich um diese Zeit den Vicar of Wakefield, aus welchem ich ihr Englisch lehrte, für mich ins Französische übersetzte.

Für jemand, der sich noch eben erst in eigener Dichtung versucht, ist die Lektüre kein Entgelt jener schmerzlichen Lust, die den Busen des schaffenden Künstlers füllt. Aber diese Lust war mir vergällt worden und ich mußte sehen, wie ich ohne sie leben konnte. Auch das alte Mittel der flüchtigen Aufzeichnung der Gedanken, die mir gerade durch den Kopf gingen, schien die sonst erprobte Kraft eingebüßt zu haben: von den dem Leser nun bekannten vergilbten Blättern trägt keines das Datum dieser Zeit. Die auch sonst eine öde, unfruchtbare war, von der mir kaum mehr als die melancholische Erinnerung, daß sie eine solche war, geblieben ist. Trug ich doch die Verstimmung, an der ich krankte, selbst in den Verkehr mit meiner Schwester, dem ich im vergangenen Jahre so viele Stunden reinsten Glückes verdankt hatte! Ich machte es ihr im geheimen zum Vorwurf, daß sie mehr noch als zuvor in der Musik lebte und ein volles Genügen in der Ausübung dieser ihrer geliebten Kunst fand, als ob ich nicht wer weiß was darum gegeben haben würde, hätte ich etwas gehabt, an dem ich mein Genügen gefunden! So wurden denn auch die Litteraturabende mit ihr und den Freundinnen nicht wieder aufgenommen. Erschien ich aber einmal ausnahmsweise in dem anmutigen Kreise, mochte man kaum in dem düsteren Schweiger den Menschen wiedererkennen, der sein Herz auf der Zunge getragen hatte

und, wie er in sich selbst beglückt war, die ganze Welt hätte beglücken mögen. Endlich fand ich auch den Mut, ihr, der ich ja sonst alles anvertraut, das Geheimnis, das mich quälte, mitzuteilen. Ihre herzliche Teilnahme war ein Trost und doch nur ein halber. Aber wie hätte die Junge, Unerfahrene mir raten können in einer Angelegenheit, in der ich, der so viel Ältere, so viel Erfahrenere, mir keinen Rat wußte!

Wie wenig das der Fall war, bewies mir — wenn es noch eines Beweises bedurfte, — die kopflose Überstürzung, mit der ich eine sich darbietende Gelegenheit, die Geliebte wieder sehen zu können, ergriff. Ich hatte durch einen Zufall erfahren, daß sie bei unseren Freunden zum Besuch sei. Es war in den Weihnachtsferien. Eine Einladung zur Jagd mußte als Entschuldigung gelten, weshalb ich auf ein paar Tage um Urlaub bat. Ich packte ein paar Sachen zusammen und stürzte zur Post, die spät am Abend abging. Es war eine bitterkalte Nacht. In dem schlecht schließenden Wagen, dessen einziger Passagier ich war, fror mich entsetzlich. Ohne die Unruhe, die in mir wühlte und mich, wie ein gefangenes Tier im Käfig, in dem engen Gehäuse herumrasen ließ, hätte ich erstarren müssen. Endlich war die schauerliche Fahrt zu Ende. Ich stieg in dem Dorfkruge ab. Noch graute der Morgen nicht; es mußten Stunden vergehen, bevor ich mich im Herrenhause zeigen durfte. Unter welchem Vorwand? Daran hatte ich nicht gedacht, und jetzt fand ich keinen, nicht den Schatten eines Vorwandes. Man würde mich nicht nach dem Grund meines Kommens fragen, ge-

wiß nicht. Aber daß man es nicht thun würde, daß vor aller Augen klar sein mußte, wie mein Kommen nur den einen Grund haben könne, war ja das Schlimme. Ich wäre am liebsten umgekehrt; es war unmöglich: die Post zurück ging erst gegen Mittag. Bis dahin war ich in meinem Schlupfwinkel längst entdeckt. Oder gelang es mir, mich zu verbergen — daß ich da gewesen, konnte hier, wo mich jedes Kind kannte, nicht verschwiegen bleiben, und das arme ahnungslose Mädchen hätte außer dem Schaden noch den Spott gehabt. Ein schöner Liebhaber, der eine Winternacht durchfährt, um die Geliebte zu sehen, und sich unverrichteter Sache wieder davonschleicht! Mir war übel zu Mute; und der gezwungene Aufenthalt in der öden, halbkalten, von einer schwelenden Öllampe kaum erhellten Wirtsstube mit der dumpfen, von dem Tabaks- und Bierdunst des letzten Abends noch erfüllten Luft war nicht geeignet, mich heiterer zu stimmen.

Endlich durfte ich es wagen, nach dem Herrenhause zu gehen. Es war noch niemand in dem Frühstückszimmer. Dann erschien die Herrin, die man von meiner Ankunft unterrichtet hatte. Sie blieb einen Moment auf der Schwelle stehen und blickte mich, leicht mit dem Kopfe schüttelnd, traurig-vorwurfsvoll an. — Sagen Sie mir nichts! rief ich ihr entgegen; ich weiß alles, was Sie mir sagen können. — Wie sollten Sie auch nicht, erwiderte sie; da ich Ihnen schon damals meine ganze Meinung offen und ehrlich gesagt habe. Ich habe sie seitdem nicht geändert. Es wäre eine Unwahrheit, wollte ich leugnen, ich hätte es lieber gesehen, Sie wären nicht gekommen.

Aber glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen bös bin; Ihr thut mir nur beide von Herzen leid. Ich muß ja nun wohl annehmen, daß Ihr nicht mehr von einander lassen könnt; aber wie daraus für Euch ein dauerndes Glück erwachsen soll — und sie schüttelte wieder den Kopf mit den üppigen blonden Flechten.

Nun war auch der Freund gekommen: auf seinem ehrlichen Gesicht, so freundlich es sich auszusehen bemühte, stand doch die Verlegenheit nur zu deutlich geschrieben. Ich hätte in den Boden versinken mögen, als ich jetzt den raschen Schritt der Geliebten über die Flurdielen hörte, die Thür sich abermals öffnete, und sie hereintrat. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und die kleine Hand, die sie mir reichte, war kalt und zitterte; aber aus den dunkelklaren Augen, als sie sie jetzt aufschlug, blickte der alte treuherzige Mut; und ein Scherzwort, das sie sich zurechtgelegt haben mochte, das aber so frisch und frei klang, als fiele es nur eben von ihren Lippen, löste die Spannung zu unserer aller großen Erleichterung.

So hielt sie es die beiden Tage, die ich auf dem Gute zubrachte. Das Wetter war abscheulich; wir blieben fast gänzlich auf das Haus angewiesen. Es kam auch ein paarmal Besuch, unter anderen der melancholische Freund, der spöttisch zu blicken versuchte. In Anbetracht der schwachen Stunden, in denen wir ihn gesehen, mochte man es ihm wohl gönnen. Aber ob wir in Gesellschaft, oder auf unseren kleinen Kreis beschränkt waren — das Betragen des lieben, klugen, tapferen Mädchens blieb immer dasselbe scheinbar durchaus unbefangene, völlig heitere. Kein Wort, kein Blick, keine Miene, die darauf hin-

gedeutet hätten, daß es sich hier um etwas anderes handle, als ein paar böse Wintertage auf dem Lande möglichst behaglich hinzubringen. Selbst wenn sie, trotzdem sie es offenbar zu vermeiden suchte, auf ein paar Minuten mit mir allein war, machte sie es mir unmöglich, aus der Haltung, die sie mir ihr gegenüber angewiesen hatte, herauszutreten, indem sie, als wären die anderen zugegen, zu sprechen fortfuhr und die Bitte, die in meinen Blicken lag, nicht zu verstehen schien.

Es konnte so nicht bis zu Ende gehen. Ich konnte mich unmöglich von ihrer Großmut so tief beschämen lassen. Es war am Nachmittag des zweiten Tages; morgen Mittag spätestens mußte ich wieder fort. Das Wetter hatte sich ein wenig aufgeklärt; ich fragte sie, ob wir nicht einen unserer alten Spaziergänge machen wollten. Sie zögerte einen Moment; dann erklärte sie sich bereit. Wir gingen die Chaussee entlang, auf der Bahn gemacht war, bis in den Wald, wo der Schnee unregelmäßig lag, sodaß wir, wenn auch nicht ohne einige Mühe, eine Strecke weit hineindringen konnten. Sie scherzte über die wunderliche Promenade. Ich half ihr schweigsam über die schwierigeren Stellen weg, bis wir zu einer Lichtung gelangten, die im Sommer oft unser Ziel gewesen war. Da, wo wir an einem wundersam schönen Morgen nach einer langen Promenade uns am Fuße einer mächtigen Buche, ein paar Minuten zu ruhen, in das schwellende Moos gestreckt hatten, lagen einige Holzkloben, die ich vom Schnee reinigte, sodaß sie sich setzen konnte. Sie that es; sprang aber alsbald wieder auf und erklärte, es sei die höchste

Zeit für den Heimweg. Ich ergriff ihre Hand und begann zu sprechen. Sie unterbrach mich nach den paar ersten gestammelten Worten. Nein, rief sie fast heftig; das will ich nicht. Wenn ich das gewollt hätte, hätten wir es zu Hause bequemer haben können. Ich habe nichts gewollt, als noch einmal hierher kommen, wo wir im Sommer so glücklich gewesen sind. Denken Sie noch an die beiden weißen Schmetterlinge, die hier aus der Wiese aufstiegen, hoch und höher, bis über den Wipfel der Buche, wo sie in der blauen Luft umeinander tanzten; und plötzlich flog der eine hierhin und der andere dahin, und Sie sagten ernsthaft: Ob die beiden wohl einander wiedersehen? Nun, wir beide haben einander wiedergesehen; vielleicht ist es nicht das letzte Mal. Aber darüber will ich mir nicht den Kopf zerbrechen, und Sie sollen es auch nicht. Sie haben andere Dinge genug, über die Sie das thun können. Was sein kann, das wird sein. Das ist mein fester Glaube. Und nun, wenn Sie mich lieb haben, kein Wort mehr! Ich könnte es nicht ertragen.

Ich hatte ihre beiden kleinen kalten Hände ergriffen, von denen sie längst die durchnäßten Handschuhe abgestreift hatte, und drückte sie wieder und wieder an meine Lippen. Sie ließ es geschehen; dann entzog sie sie mir und schritt voran in unseren eigenen Fußstapfen. Ich folgte ihr, unwillkürlich, als wir aus der Lichtung auf den Weg gelangten, einen Blick zurückwerfend. Es war im Sommer ein paradiesischer Platz gewesen; jetzt bot er einen Anblick zum Sterben traurig: die hier und da geschichteten, von Schnee eingehüllten Holzkloben anzuschauen wie

Gräber auf einem Winterkirchhof; die Bäume, die damals in dichtestem Laubschmuck geprangt, ihre langen kahlen Äste wie verzweifelt in die graue Luft streckend, durch die eine Schar Krähen krächzend zog. Unwillkürlich mußte ich mich fragen: ob dies das Bild der Zukunft unserer Liebe sei, während ich in demselben Augenblick wußte, daß ich das edelherzige Mädchen nie so geliebt hatte, und mir schwur, sie so fort zu lieben, es möge nun kommen, wie es wolle.

Als ich am anderen Tage zurückfuhr, war ich nicht wieder allein im Postwagen. Unter den drei oder vier anderen Passagieren befand sich ein Handlungsreisender. Ich weiß nicht, wie unter den Herren das Gespräch auf die Liebe gekommen war. Der Handlungsreisende, ein bildhübscher junger Mensch, führte das große Wort. Er hatte in dem Kapitel eine reiche Erfahrung, wie er diskret anzudeuten nicht unterließ. Übrigens gingen seine Gedanken nicht niedrig. Im Gegenteil: er kramte die abstrusesten, hyperidealsten Ansichten aus, die er sich aus Gott weiß welchen Romanen zusammengelesen haben mochte. Die anderen — ehrbare Land- oder Ackerbürgersleute — wollten das nicht gelten lassen. Sie hätten auch ihre Erfahrungen; und was der Herr da vorbringe, sei, mit Respekt zu sagen, alles dummes Zeug. Wogegen denn der junge Enthusiast fortwährend in hohen Tönen schrie: Die Liebe hat keinen Komparativ; sie ist entweder Superlativ, oder sie ist überhaupt nicht. — Zu jeder anderen Zeit würde dieser seltsame Disput mir ein großes Vergnügen gemacht haben; jetzt war er mir entsetzlich. Als ob die guten Leute mit ihren hausbackenen Trivialitäten, oder der junge

Mensch mit seinen verblasenen Phrasen mich verhöhnen, die gespannten Saiten meiner Seele zum Zerreißen bringen wollten! Endlich nahm auch diese Qual ein Ende. Aber der häßliche Nachgeschmack blieb noch lange auf meiner Zunge, und immer wieder glaubte ich in dem hohen Tenor des Handlungsreisenden jenes Wort zu hören, das sicher nicht aus seinem Lockenkopfe herrührte: die Liebe ist entweder Superlativ, oder sie ist überhaupt nicht.

Mich womöglich aus der Schwermut zu retten, in die ich immer tiefer zu versinken drohte, hatte ich mich der bis dahin von mir gemiedenen Gesellschaft wieder mehr genähert. Sie war in den letztverflossenen Jahren eine etwas andere geworden. Die Tyrannei des für alle obligatorischen Kartenspiels war noch keineswegs völlig gebrochen, aber doch gelockert. Für etwaigen Kunstgenuß mußte, wie auch früher, in erster Linie die Musik sorgen, von den Künsten diejenige, wie es scheint, die mit dem mindersten Aufwand von Geist immerhin bis zu einem gewissen Höhegrade getrieben werden kann, da man ihr überall huldigt, wo sonst alle anderen Kunstinteressen brach liegen. Indessen war auch hier ein Vorwärtsstreben bemerkbar. Zwar genügte die eine unbedeutende, wesentlich mit Hilfe der Schere zurechtgemachte Zeitung dem politischen Durchschnittsbedürfnis; die Zahl der mageren Leihbibliotheken hatte sich nicht vermehrt; der Buchhandel fristete sein altes kümmerliches Dasein; ein Gespräch über

die neueren Erscheinungen der Litteratur auf die Bahn zu bringen, hatte noch immer seine Schwierigkeit. Nichtsdestoweniger herrschte in den Gesellschaften ein munterer Geist. Die neue Realschule hatte einige tüchtige junge Kräfte herangezogen; von meinen ehemaligen Schulgenossen war eine ausgewählte Schar zum heimischen Herd zurückgekehrt, um, nach uraltem Stadtgebrauch, allmälig in die Ämter und Würden hineinzuwachsen, die ihre Väter und Oheime inne gehabt oder noch inne hatten. In der jungen Damenwelt regte sich der Wunsch, so viele accomplishments und so annehmliche Reize nicht immer nur aus einem Ballsaal in den anderen zu tragen. Kurz, es war alles beisammen, was zu einem regelrechten Liebhabertheater in einer Provinzialstadt gehört. Man brauchte nur anzufangen.

Die Seele des Unternehmens war jener würdige Mann, den seine Mitbürger schon vor Jahren durch die Hinzufügung des Titels „Litterat" zu seinem Namen ahnungsvoll ausgezeichnet hatten. Als sein Adlatus fungierte ein gewandter Lehrer der neuen Schule. Unter ihren geschickten und fleißigen Händen gedieh die Sache vortrefflich. Ein großer Saal in der altehrwürdigen Ressource erwies sich als das passendste Lokal. Man konnte beinahe ein Drittel des Raumes für die Bühne verwenden, und es blieb Platz genug für ein zahlreiches Publikum. Selbst an einer der Bühne gegenüberliegenden stattlichen Galerie fehlte es so wenig, wie an schicklichen, mit der Bühne kommunizierenden Garderobezimmern. Die Bühne brauchte hinsichtlich der Dimensionen mit der eines kleinen Residenztheaters den Vergleich nicht zu

scheuen, und ich habe auf nicht größeren in Badeörtern später oft genug spielen sehen. Vorhang, Coulissen, Ausstattung, wenn nicht von Meiningenscher Üppigkeit, welche ja ohnehin damals noch ins Fabelreich gehörte, doch durchaus anständig, freundlich, ja anmutig. Die schwierige Frage des Repertoires wurde, gewiß nicht ohne vorhergegangene lange, tiefgründige Beratungen, auf das zweckmäßigste gelöst, indem man sich auf die Vorführung von einigen leichteren, den Abend füllenden Lustspielen und diversen gefälligen Einaktern beschränkte. Nicht geringeres Kopfzerbrechen hatte es den Direktoren zweifellos gemacht, unter den massenhaft sich anbietenden darstellenden Kräften die schickliche Auswahl zu treffen. Auch durch diese gefahrvolle Charybdis steuerten sie ihr Schifflein klug und mutig hindurch. Man konnte an das Einstudieren der Stücke gehen.

Wer nicht aus eigener Erfahrung das vergnügliche Treiben kennt, welches sich nun auf und hinter einer solchen improvisierten Bühne entfaltet, ist um einen Hochgenuß ärmer. Man möchte sagen, daß da alle Lichtseiten des Theaterwesens vereinigt sind ohne die Schatten. Oder von den Schatten nur gerade so viel, um das Licht hin und wieder wohlthuend abzumildern. Da giebt es für den Direktor keinen Ärger mit anmaßlichen Autoren, keine Sorge um den abendlichen Kassenrapport; für den Regisseur keine Verzweiflung über Statisten, welche die einfachsten Dinge nicht begreifen wollen, oder über seine „Sterne“, die behaupten, wenn sie am Abend glänzen sollen, auf der Probe nicht leuchten zu können. Überall ist guter, ist der beste Wille. Verlangt der Regisseur

zu dem halben Dutzend bereits stattgefundener Proben eine siebente — und wenn er noch ein halbes Dutzend forderte, er würde auch nicht einer verdrossenen Miene begegnen. Zwar in sein Geschäft muß er sich mehr hineinreden lassen, als sein langmütigster Kollege auf einer wirklichen Bühne erträglich finden dürfte. Aber, mein Gott, man ist doch schließlich beisammen, um sich zu amüsieren! und wie sollte er da ein eisernes Scepter schwingen, ohne dem Hauptzweck schnurstracks entgegen zu wirken! Wenn diese Bretter die Welt bedeuteten, welche vergnügliche Welt wäre das! Wie wäre ihre einzige Devise: leben und leben lassen! Und heiterste Zufriedenheit mit sich selbst; die grundmäßige Überzeugung, seinen Platz vollkommen auszufüllen, die alle Gemüter erfüllende behagliche Simmung! Denn dies ist das Merkwürdige der dilettantischen Schauspielerei, daß keiner der Teilnehmer eine Ahnung seines Dilettantismus hat; daß jeder glaubt, seine Sache nicht nur gut zu machen, sondern etwas Ungewöhnliches zu leisten, das einem Ludwig Devrient, einer Crelinger zur Ehre gereicht haben, einem Sonnenthal, einer Wolter hoch angerechnet werden würde. Bekanntlich läßt die Leichtigkeit, in einer gebildeten Sprache einen Vers zu stande zu bringen, auch den Dilettanten der Dichtkunst wähnen, daß er ein Dichter sei. Indessen wird ihm doch ein gewisses Studium der betreffenden Sprache und seiner Vorgänger in der Kunst nicht erspart. Hier soll alles schlechterdings sich von selbst machen. Man kann sprechen, gehen, stehen, gestieren, lachen, die Stirn runzeln. Etwas anderes thun die Schauspieler doch auch nicht!

Und eine so stattliche Figur, wie Herr X., hat der erste Held des Stadttheaters nicht annähernd; und wenn die Primadonna halb so hübsch wäre, wie Fräulein Y., könnte sie sich gratulieren! Und Herr X., Fräulein Y., und alle die Herrlein und Fräulein haben keine Ahnung davon, daß, wollte man ihre Stümperei in das malerische oder musikalische Gebiet übertragen, etwas schlechterdings Ungenießbares herauskommen würde. So sind denn unter den Dilettanten aller Künste die schauspielerischen in ihrer vorzüglichen Einfalt am meisten selig zu preisen.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich zu den selig Einfältigen gehörte, welche dieser Zeit auf der allerliebsten Bühne im Ressource-Saale der Muse Thalia vollwertige Opfer zu bringen glaubten. Obgleich ich erst neuerdings wieder Fühlung mit der Gesellschaft genommen hatte, war ich von früher her zu bekannt, als daß man auf der Suche nach den reinen Thoren an mir hätte vorübergehen können. Befanden sich doch unter den eifrigsten Förderern des Unternehmens sogar zwei oder drei ehemalige Mitglieder des Sekundanerkränzchens, die meine famose Kopie des großen Mimen Kunst in der Rolle des Wallenstein schwerlich in den sieben oder acht inzwischen verflossenen Jahren vergessen hatten. Auch erwies ich mich des alten Rufes nicht unwürdig, indem ich mich der edlen Sache freudig widmete, bei keiner der unzähligen Proben fehlte, überhaupt alles that, was man von einem strebsamen Bühnenmitglied nur erwarten und verlangen kann. Zwar waren es keine edlen Aufgaben, die mir zugefallen waren; aber da sich so viele in die Beute teilen

wollten, mußte der einzelne mit wenigem zufrieden sein. In dem reizenden Gutzkowschen Einakter „Fremdes Glück“ spielte ich sogar die Hauptpartie unter, ich glaube, allgemeinem Beifall des verehrlichen Publikums. In der That lag mir die Rolle des „Bruders“ besonders bequem. Eine geliebte junge Schwester und einen lieben Freund, die beide nicht recht wissen, was sie wollen, mit heiterer Ironie über den Zustand ihrer Herzen aufzuklären und so, wonach jene beiden nur scheinbar suchen, für sich wirklich zu finden: die volle eigene Befriedigung in dem Glück der anderen, das war das Rechte für jemand, der, wie ich in dieser Zeit, sich wirklich am liebsten selbst vergessen hätte. Ich konnte so viel von dem eigenen hinzuthun, daß ich mich in der Partie mit einer Freiheit bewegte, die meiner Leistung voll zu gute kam und ihr vielleicht einigen Anschein wirklichen Künstlertums verlieh. Wenigstens wurde mich das von einigen würdigen Personen versichert, die ihrer Zeit in Berlin und sonst, als eifrige Theaterbesucher, sich ein gewisses Verständnis dieser Kunst erworben und bewahrt hatten. Aber auch, als ich einige ältere Rollen, z. B. den Vater im Benedixschen „Vetter“ zu spielen hatte, blieb mir das Glück treu. An dem Lobe, das man mir abermals erteilte, mußte wohl etwas Wahres sein, da man mir sagte: ich hätte gerade so ausgesehen, mich bewegt, gesprochen wie mein eigener Vater. Das hatte ich nun freilich in keiner Weise beabsichtigt, vielmehr nur eben einen wackeren Herrn in der Mitte seiner sechziger Jahre geben wollen. Jedenfalls hatte ich, so oder so, meine Absicht erreicht.

Die Reihe unserer Vorstellungen, wie wir sie auch künstlich in die Länge zogen, mußte schließlich ein Ende nehmen zu meinem aufrichtigen Bedauern. Ich hatte in dem wochenlangen munteren Treiben so manches, was mich bedrückte, in den Hintergrund drängen können, aus dem es nun wieder hervortrat. Und waren diese Spielereien doch für mich nicht bloß ein Mittel gewesen, mich selbst zu vergessen! Meinte ich doch vielmehr, daß eine ernste Stimme mich an gewisse Träume gemahnt habe, die ich schon so früh geträumt. Mindestens so früh als ich, Dichter und Darsteller zugleich, mit meinen Kameraden in der „Kinderstube" jenes bekannte Schauerdrama aufführte, von dem leider der Titel fehlt und der Text verloren gegangen ist. Und die ich dann oft und oft geträumt, wenn ich in den späteren Schuljahren, auf der Universität, in der Stille meines Zimmers, auf einsamen Spaziergängen die unsterblichen Rollen des Wallenstein, Hamlet, König Lear, Faust, Marquis Posa, Brutus und wie sie sonst heißen, wieder und wieder recitiert hatte, bis ich bei keiner mehr eines Souffleurs bedurfte und mir, wie ich wähnte, schlechterdings nichts fehlte als ein Theater, um der Welt zu zeigen, welch einen Künstler sie sich um ein kleines hätte verloren gehen lassen.

So war es hier, wie nun schon wiederholt in meinem Leben. Was den anderen ein Spiel gewesen, ich hatte es ernst genommen; was den anderen nur zum Zeitvertreib gedient in der Langeweile ihrer täglichen Beschäftigung, mir war es ein integrierender Teil meiner Lebensaufgabe. Jetzt fragte ich mich sogar ernstlich, ob ich nicht die Aufgabe meines

Lebens bisher in einer falschen Richtung gesucht habe und dem glücklichsten aller Zufälle dankbar sein müsse, der mich endlich auf den rechten Weg gewiesen.

Hier nun wäre zum anderen Male eine prächtige Gelegenheit, den Zauberstab des Wenn zu schwingen und sich auszumalen, wie herrlich weit ich es gebracht haben würde, wäre ich dem Ziel, das mir glänzender als alle bisher erstrebten zu winken schien, ohne nach rechts und links zu blicken, geradewegs gefolgt. Indessen war für das Aber, das zum Wenn gehört, gesorgt. Für mehr als eines. Noch hatte ich die Hoffnung, für „Clara Vere“ einen Verleger zu finden, nicht aufgegeben, und auch keinen Grund dazu. Zwar schrieb mir der Freund, daß Brockhaus abgelehnt habe; indessen, groß wie Brockhaus war, er war doch nicht der einzige Verleger, bei dem man anklopfen konnte. Schon der zweite mochte die Thür, die jener wunderliche Mann verschlossen hielt, weit aufthun. Und „Auf der Düne“! Ich hatte inzwischen, wenn nicht das Ende, so doch den Titel der Geschichte gefunden. Mein Gott, auch das Ende würde sich finden, mußte sich finden, konnte eines nächsten schönen Morgens beim Erwachen gefunden sein. Und über die unbeendete Geschichte hinaus hatte bereits eine andere angefangen sich zu regen: eine viel größere, bedeutendere; so groß und bedeutend, daß die Dünengeschichte nur eine Episode in ihr schien, vielleicht war, was sich herausstellen würde, wenn ich in der großen neuen bis zu dem betreffenden Punkte gelangte. Hier war doch, alles in allem, ein schönes Heubündel, welches ich nicht

für das andere, freilich auch sehr schöne, ohne weiteres fahren lassen konnte.

Und hätte ich es gewollt — nun, der Vater schien ja entschlossen, mich meinen Weg gehen zu lassen. Aber daß er es kummervollen Herzens that, wie hätte ich so blind sein können, das nicht zu sehen! wie so harten Sinnes, vor der Gewißheit nicht zurückzuschrecken, diesen seinen Kummer ins Ungemessene, Unerträgliche zu steigern! Noch hatte sich der Schauspielerstand in der bürgerlichen Gesellschaft keineswegs die Stellung errungen, der er sich jetzt erfreut. Mochte man in dieser Beziehung etwa in Berlin eine und die andere Ausnahme statuieren — in der Provinz machte man keine. Hier hegte man noch das ganze Mißtrauen, mit welchem wir in „Wilhelm Meister" das Bürgertum dem Schauspieler gegenüber erfüllt sehen. War ich nun in den Augen des Vaters bereits jetzt von der rechten Bahn beklagenswert weit abgeirrt, so mußte er mich vollends verloren geben, wenn ich unter die Theaterleute ging. Es hätte das seiner auf das Praktische gerichteten, allem Extravaganten durchaus abholden Denkungsart das Äußerste zumuten heißen. Davor schauderte ich zurück. Und jetzt, da ich — nach jener Scene im abendlichen Winterwalde, — trotzdem die Geliebte jedes Versprechen meinerseits zurückgewiesen, mich für versprochen und gebunden hielt, mußte ich mich auch fragen, wie sie es aufnehmen würde. Über ihre Lippen konnte kein Wort des Vorwurfs kommen, das wußte ich; und daß sie mir auf den gefahrvollen Pfad, wollte ich ihn denn wirklich einschlagen, Heil und Segen aus selbstlosem Herzen nachwünschen

werde. Mehr noch. Hochgemut und tapfer, wäre sie mir nicht nur mit ihren Wünschen gefolgt, hätte sie alles Ungemach und alle Gefahren des Weges mit mir geteilt. Durfte ich ein solches Opfer annehmen? War es nicht meine Pflicht, mir und ihr eine Bahn durch das Leben zu schaffen, die, wenn sie auch nicht glatt dahinlief, doch nicht von so stachlichen Dornen überwuchert war? Ja, hätte ich die mindeste Garantie gehabt, ich würde es als Schauspieler zu wirklich großen Erfolgen bringen! Ich war einsichtig genug, mir zu sagen, daß der freundliche Beifall, den meine bescheidenen Leistungen auf unserer Liebhaberbühne gefunden, doch, bei Licht besehen, dafür keine Beweiskraft habe, und zwischen den beiden: sich in eine große schauspielerische Aufgabe hineinträumen und diese Aufgabe lösen, ein gewaltiger Unterschied sei. Schließlich: wie war wohl die Sache anzugreifen? Welchen ersten Schritt mußte man thun, damit die anderen überhaupt möglich wurden? Ich hatte dem Bühnentreiben bis dahin völlig fern gestanden; nie auch nur einen Blick hinter die Coulissen geworfen; war im Leben, außer etwa in einer Weinstube, nie mit einem Schauspieler zusammengetroffen. Dies war doch nicht anders, als wenn ein Binnenländer, der nie ein Schiff gesehen, geschweige denn seinen Fuß auf eine Schiffsplanke gesetzt, aus einer Schwärmerei, für die seine Lektüre verantwortlich ist, den Entschluß fassen wollte, Seemann zu werden.

Daß dies nun alles nur Scheingründe waren, mit der ein Unentschlossener sich über seinen Mangel an Mut hinwegzutäuschen sucht, davon hatte ich, wenn auch nur gelegentlich ein ziemlich deutliches

Bewußtsein. Dergleichen Selbsterkenntnisse und Bekenntnisse sind nicht dazu angethan, unsere gute Laune zu erhöhen. So verdüsterte sich denn die meine immer mehr; mit jedem Tage fand ich eine Gegenwart, aus der sich kein Blick in eine hellere Zukunft gewinnen lassen wollte, weniger erträglich. Jenes unheimliche Wort von den Leuten, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genugthut, schien sich an mir erfüllen zu wollen, bevor ich es kannte. Mit welcher Freude war ich in meine Stellung getreten! und wie widerwärtig war sie mir in dieser kurzen Zeit geworden! Wie lohnend hatte es mich gedünkt, die jungen mir anvertrauten Seelen mit mir selbst in immer lichtere Regionen emporzuheben, und wie wenig des Schweißes eines Edlen wert erschien mir nun eine Aufgabe, die jeder Banause besser lösen könnte! Ich fand, daß ich die Begabung meiner Zöglinge im Anfang lächerlich überschätzt hatte, und meine früheren günstigen Urteile über die anderen Mitglieder der Familie von einem blinden Wohlwollen diktiert gewesen seien. Dafür waren mir jetzt die Augen aufgegangen über die unerträgliche Monotonie, mit der sich das Leben in dieser Familie von einem Tag in den anderen hinüberspann; die Ideenlosigkeit, an der alle krankten; die Pedanterie, die jede freie Regung ausschloß; die gähnende Langweiligkeit der Tischgespräche. Selbst die dünnen Schmachtlocken und die spitze Nase der guten Mademoiselle Marguerite glaubte ich nicht länger sehen zu können. Mit einem Worte: ich wollte fort; und da mußten in Ermangelung von vernünftigen Gründen, die meinen Entschluß vor mir selbst hätten

rechtfertigen können, die absurdesten Scheingründe herhalten. Zu meiner wohlverdienten Beschämung kam man mir auf halbem Wege entgegen: man begreife den Wunsch, meinem eigentlichen Berufe nicht länger entzogen zu sein, und so stehe meinem Abgang nach Ablauf des Quartals nichts im Wege. Die Unterredung hatte keine fünf Minuten gedauert. Der alte, offenbar von seiner Gattin inspirierte Herr und ich schüttelten einander die Hände, und ich hatte die gloriose Aussicht, bereits in wenigen Wochen ganz ungehindert meinem „eigentlichen Berufe" leben zu können.

Dennoch würde es für jemand, der mich während der folgenden Monate beobachtet hätte, schwer gewesen sein, aus meinem Treiben auf meinen Beruf zu schließen. Ich war bald hier, bald da: ein paar Wochen in der Stadt, dann wieder ein paar auf dem Lande, niemals eigentlich müßig, aber auch ebensowenig ernsthaft arbeitend. Die Sache war: ich wurde von zwei Kräften, die mit gleicher Stärke auf mich einwirkten, wie in der Schwebe gehalten. Zog es mich in die Ferne, mein Glück gleichviel wo zu suchen, so hielt es mich hier, wo sie weilte, ohne die mir jedes Glück der Welt nicht erstrebenswert schien. Wir hatten es so einzurichten gewußt, daß wir uns hier oder dort, manchmal auf mehrere Tage, sehen konnten — selige Tage für uns beide, um so seliger, je dunkler die Zukunft sich vor uns breitete. Aber wie auf Verabredung wurde über das Kommende nie von uns gesprochen. Mit dem Wort der Ge-

liebten: „Was sein kann, das wird sein," war dies Thema für uns erledigt. Zuletzt machte eine Reise, die sie mit Verwandten nach dem Süden Deutschlands antrat, diesem wunderlichen Schwebezustand ein Ende. Wenige Tage nach ihr brach auch ich auf, um meinem zweitältesten Bruder, der in Stettin einen Regierungsbau leitete, einen flüchtigen Besuch abzustatten, dann weiter nach Berlin zu gehen, das sie auf ihrer Rückkehr berühren mußte, und wo wir uns ein Rendezvous gegeben hatten.

Zwischen Stettin und Berlin hatte ich eine Begegnung, die ich für kein gutes Omen nahm. Auf einer größeren Station, wo zwei Züge sich kreuzten, stand plötzlich in dem Gedränge des Perrons jener Freund vor mir, mit dem ich in Greifswald so manche Sommernacht durchschwärmt hatte: der „Albert Timm" der Problematischen Naturen. Er kam der Himmel weiß woher und wollte — nach Amerika. In den drei kurzen Jahren, die wir uns nicht gesehen, war eine schlimme Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein glattes Gesicht trug die deutlichen Spuren des wüsten Lebens, das er inzwischen geführt haben mußte. Um den hübschen Mund lagen häßliche Falten; die sonst so klaren Augen waren trübe und mit Blut unterlaufen; er hatte offenbar, so früh am Tage es war, bereits stark getrunken; sein niemals sehr sorgfältiger Anzug war ganz vernachlässigt. — Ja, rief er; ich will nach Amerika, das heißt: eigentlich will ich es nicht; andere wollen es. Sie mögen recht haben: jedenfalls habe ich in Europa abgewirtschaftet. Vielleicht gelingt es mir drüben besser. Oder auch nicht. Mir ist alles gleich.

Nun, und Sie? — Ich schämte mich, einzugestehen, daß mein Zukunftsprogramm kaum weniger dunkel sei als das seine, und erwiderte: ich wolle nach Leipzig, mich dort, wenn es sich machen ließe, an der Universität zu habilitieren. Er schlug lachend die schmutzigen Hände zusammen und rief: Ach, du lieber Gott! das halten Sie ja kein halbes Jahr aus! Glauben Sie mir: ich kenne Sie. Wissen Sie was? Kommen Sie mit mir nach Amerika. Hier in Europa ist es ja im besten Falle doch nur ein Hundeleben. Aber drüben — zwei Kerle wie wir! — Ich will es lieber noch ein paar Jahre hier mitansehen, sagte ich. — Und ein berühmter Mann werden, rief er. Hab's Ihnen ja immer prophezeit! Also zukünftige Adresse: F. S. irgendwo in Europa. Das genügt. Meine Adresse — Die Schaffner schlugen die Thüren zu. Er sprang in sein Coupé zurück, lehnte sich in das offene Fenster und rief, während der Zug sich bereits in Bewegung setzte: — irgendwo im Urwalde! links um die Ecke. Vergessen Sie nicht: links um die —

Der mittlerweile rangierte Zug, mit dem ich weiter sollte, schob sich dazwischen. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich wußte sofort, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Aber diese letzte Begegnung war mir ein fürchterliches Memento! gewesen. Das also konnte, das mußte das Ende sein, wenn man der bürgerlichen Gesellschaft ein für allemal Trotz bot; jedes feste Verhältnis zu ihr als eine Fessel empfand, die man abzustreifen das Recht habe; alle anderen, die sich fesseln ließen, für subalterne Naturen erklärend — Sklavenseelen, der Knechtschaft, in die sie sich

stürzten, würdig! Wie oft hatte er mir bei der Flasche dies Programm entwickelt! Und er hatte treulich danach gelebt: seine wundervollen Gaben verzettelnd; das Geld so schnell, wie er es gewann, durch die Finger laufen lassend; die glücklichsten Chancen, die ihm die ansehnliche Familie, aus der er stammte, einflußreiche Verwandte, die er aller Orten hatte, für ein gedeihliches Fortkommen im Leben eröffneten, für nichts achtend, gerade so, wie das Gelöbnis, welches er einem schönen Mädchen gegeben, das ihn von Herzen liebte und das er in seiner Weise wiedergeliebt! Und er war mir ein guter Kamerad gewesen! Er hatte mir hundertmal und jetzt eben wieder versichert, daß wir zusammengehörten: zwei Kerle, wie wir — Memento! memento! —

Es verfolgte mich nach Berlin in die sommerheißen Straßen, die ich jetzt am Arm des Freundes, der mich gastlich aufgenommen, durchschlenderte. Auch eines Universitätsfreundes, des liebsten mir nach dem unvergleichlichen. Ich hatte während meines letzten Berliner Aufenthaltes gern mit ihm verkehrt und war in brieflicher Verbindung mit ihm geblieben. Eine liebenswürdige, feine Natur mit einer melancholischen Grundstimmung, auf der freundliche humoristische Lichter tanzten, ohne große Initiative, für sich selbst anspruchslos, an andere keine großen Anforderungen stellend. Er hatte mir bei dem Baggerinspektor in „Auf der Düne“, der gegen das schwere ihn bedrohende Unheil keine Abwehr findet, ein wenig als Modell gedient. Nichtsdestoweniger hatte es der Fainéant, wie ich ihn wohl im Scherz nannte, inzwischen zum Referendar und Landwehrlieutenant

gebracht — mir zum Beweise, daß es zum Vorwärtskommen nicht sowohl großer Anstrengungen als des Ausharrens auf dem einmal eingeschlagenen Wege bedarf. Ich aber stand da, wie der Peter, der über den Kreuzweg nicht hinauskann.

Was ich da dem Abenteurer auf der Bahnstation zur Entschuldigung gesagt, weshalb ich mit ihm nicht in den Urwald könne, war nicht ganz aus der Luft gegriffen. Die Nachrichten aus Leipzig lauteten betrübend wie zuvor. Meine arme „Clara Vere“ irrte noch immer von Stadt zu Stadt, wie ein verbanntes Königskind, ohne den ritterlichen Verleger zu finden, der sie aus ihrer Dunkelheit erlöst hätte. Aber der treue Freund, der ihr mit seinem Namen und seiner Empfehlung das Geleit gab, mochte sich von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, mir auf diesem Wege zu helfen, mittlerweile überzeugt haben. Schon wiederholt hatte er daran gemahnt, daß ich mich, ehe es zu spät, nach einem anderen umsehen möge, auf dem man es mit Talent, Fleiß und Beharrlichkeit zu einem schönen Erfolge bringen könne. Ich sei doch eigentlich bereits während meiner Studienjahre auf diesem Wege gewesen. Es handle sich also nur um ein Wiedereinlenken. Das werde natürlich seine Schwierigkeiten haben, die er aber doch keineswegs für unüberwindlich halte, und bei deren Bekämpfung und Besiegung er mir jedenfalls von Herzen gern mit Rat und That beistehen wolle. Docenten für neuere Litteratur und Ästhetik hätten auf den Universitäten gute Aussichten und würden in Zukunft noch bessere haben. Vielleicht ließe sich sogar in Leipzig selbst die Campagne eröffnen, wo

die Lücke, die der beklagenswert frühe Tod Danzels, des Lessing- und Gottsched-Biographen, in den Lehrkörper gerissen, noch nicht ausgefüllt sei — für einen strebsamen jungen Gelehrten eine Chance, wie er sie sich nicht glücklicher wünschen könne.

Das hätte nun gewiß für manchen verführerisch genug geklungen; mir kam es beinahe wie Ironie vor. Ich wußte besser als der großmütige Freund, wie es um meine „Gelehrsamkeit" stand! Die Werke Danzels, die ich inzwischen durchblättert, hatten mich mit einem Schrecken erfüllt, der den Wunsch der Nacheiferung gar nicht aufkommen ließ. Nie würde ich einen solchen Chimborasso von Gelehrsamkeit zu erklimmen im stande sein. Aber vielleicht ließ sich auch auf den niederen Hängen behaglich weilen; vielleicht mit einiger Kombinationsgabe und etwas Geist der mangelnden Gelehrsamkeit eine Elle zusetzen. Nicht aus ganzem Holze zu schneiden war freilich gar nicht meine Art. Indessen, nachdem ich es verschmäht, mit dem vagirenden Freunde im fernen West ein Blockhaus aus Urwaldstannen zu zimmern, mußte ich schon zusehen, wie ich, hier im Lande bleibend, mich in der zusammengestoppelten Hütte redlich nährte.

Und während ich solchen Gedanken nachhing, war ich auf dem Wege, Ludwig Dessoir den Besuch abzustatten, den er mir, auf eine zuvorgegangene Anfrage, freundlich gewährt hatte.

So auch: freundlich-ernst empfing er mich in einem schicklich, aber etwas nüchtern ausgestatteten Zimmer, offenbar der „guten Stube". Von allen Schauspielern, die ich gesehen, hatte ich keinen so bewun-

dert, wie ihn. Ich durfte es ihm also ohne Schmeichelei sagen. Er nahm das Kompliment hin als etwas, an das er sicher einigermaßen gewöhnt war, und bat mich, ihm den Grund meines Kommens ausführlicher anzugeben, als es in den kurzen Zeilen des Anfragebriefes hatte geschehen können. Ich kam der Aufforderung nach, indem ich des Näheren darlegte, wie der Gedanke, zur Bühne zu gehen, sich durch das Gewebe meines geistigen Lebens als ein oft sich versteckender, immer wieder hervortretender roter Faden schlinge. Ich wisse nicht, ob ich der Lockung, die darin für mich liege, nachgeben solle. Jedenfalls habe ich es nicht thun wollen, — wenn es denn wirklich dazu käme — ohne vorher den Rat des bewährten Meisters, den ich in ihm verehre, eingeholt zu haben.

Ich hatte in meiner Weise lebhaft und, ich glaube, eindringlich gesprochen. Der tragische Zug in dem schwermütigen Gesicht des Meisters hatte sich noch wesentlich vertieft. Er saß eine Weile schweigend. Dann, plötzlich den Kopf mit jener unnachahmlichen Bewegung hebend, die ich von der Bühne her so genau kannte, sagte er: „Sie sollen Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben. Ich will Ihnen meinen Rat aus bestem Wissen und Gewissen geben. Ich liebe meine Kunst, wie sie nur je ein Mensch geliebt haben kann. Sie hat mir Stunden gewährt, die ich für nichts hingeben würde; sie hat mir auch Schmerzen bereitet, die unaussprechlich sind. Wer sich ihr widmet, darf die einen hoffen, auf die anderen muß er gefaßt sein. Einem gebildeten jungen Mann sage ich damit nichts neues. Ich sage es auch nur,

damit Sie nicht glauben, ich gehöre zu denen, die jeden, der zu uns kommen will, zurückschrecken: liebes Kind, alles andere, nur das nicht! Im Gegenteil: es ist ein herrlicher Beruf, der des Schauspielers, und der beste ist mir gerade für ihn gut genug. Und dennoch! Lieber junger Freund, ich rate Ihnen ab, aufs dringendste ab. Sie taugen nicht zum Schauspieler. Nicht, weil Ihnen die Statur dazu, das nötige Organ und so weiter fehlten! Sie scheinen mir das alles zu haben; aber Ihnen fehlt eines, das sogar jenes alles, wenn es nicht vorhanden, ersetzen kann, aber selbst durch nichts zu ersetzen ist: das Theaterblut. Darin täuscht sich unsereiner nicht. Ich kann Ihnen das nicht so definieren; ich bitte nur, es mir, der ich von der Pike auf gedient habe und uns Schauspieler durch und durch kenne, glauben zu wollen. Hätten Sie unser richtiges Blut, Sie wären bereits vor sechs Jahren, als Sie zur Universität gingen, zu mir gekommen. Vielmehr Sie hätten den Kuckuck nach Ludwig Dessoir gefragt, sondern wären mit beiden Beinen zugleich in das Wasser gesprungen, sicher, daß Sie nicht ertrinken würden. Es kommen noch ältere Leute zu uns und werden doch gute Schauspieler — gewiß. Aber — mißverstehen Sie mich nicht: Sie haben viel zu viel gelernt, viel zu viel gedacht. Mit so viel Ballast kann unsereiner nicht schwimmen. Versuchen Sie's! Es ist ja trotz alledem möglich, daß ich mich irre. Aber dann fangen Sie nicht bei einer Hofbühne an. Sie würden da in dem Schlendrian nach drei Jahren noch nicht klarer über Ihre schauspielerische Befähigung sein, als Sie es heute sind. Es braucht ja auch

nicht gerade eine Schmiere, ein Meerschweinchen zu sein — Sie wissen, was das ist. Suchen Sie aber ein kleinstes Provinzialtheater, wo man keinerlei Umstände mit Ihnen machen, Ihnen alles zumuten wird. Da lernt man, was in erster Linie gelernt sein will: auf der Bühne gehen, stehen, sprechen; all die kleinen Handwerksgriffe und -kniffe unserer Kunst. Wenn Sie das ein paar Jahre ausgehalten haben: den Wirrwarr, die Misère, die Bitternisse; — ausgelacht und ausgezischt wurden, wo Sie sich bewußt waren, Ihre Sache gut gemacht zu haben; beklatscht sind, wo Sie sich sagten: Du hast miserabel gespielt — und sind durch alles nicht ernüchtert und haben den Mut von heute — dann kommen Sie wieder zu mir! Ich werde mit Freuden eingestehen, daß ich heute im Unrecht gewesen bin, und Ihnen die Hand schütteln als einem werten Kollegen."

Er hatte sich aus dem Lehnsessel erhoben und mir die Hand gereicht, die ich dankbar drückte. Dann war ich zum Zimmer hinaus.

Neun Jahre später begegnete ich dem trefflichen Manne wieder in einem kleinen auserlesenen Kreise, den ein junger Autor zusammengebeten hatte, sein neuestes Drama vorzulesen. Er kam mir in schauspielerisch-enthusiastischer Weise mit ausgestreckten Händen entgegen voller Freude, endlich die Bekanntschaft des Verfassers der Problematischen Naturen zu machen. Ich erwiderte lächelnd, daß unsere Bekanntschaft schon ziemlich alten Datums sei. Natürlich hatte er sich damals den Namen des fremden jungen Mannes nicht gemerkt, auch sonst die kleine Episode, deren er ähnliche Dutzende von Malen durch-

gelitten haben mochte, vergessen, bis ich ihm die Einzelheiten in die Erinnerung zurückrief, und ihm die ganze Rede, die er mir gehalten, so ziemlich wörtlich reproduzierte. Er lachte sehr, wurde dann wieder ernsthaft und sagte: Nicht wahr? ich habe recht gehabt? — Aber buchstäblich, rief ich. Sie haben mir durch Ihre edle Offenherzigkeit einen unermeßlichen Dienst geleistet. Ich wollte, ich könnte Ihnen beweisen, wie dankbar ich Ihnen gewesen bin. — Das haben Sie bereits durch Ihren prächtigen Roman, erwiderte er. Und wollen Sie ein Übriges thun: bleiben Sie mir ein wenig gut! Das kann der Mensch immer brauchen; ein Schauspieler doppelt und dreifach. —

Ein wehmütiges Lächeln zuckte bei den letzten Worten um seinen Mund, als spürte er schon das Nahen der Krankheit, die ihn wenige Jahre später seinem Berufe entriß und langsam dem Tode entgegenführte. Ich habe ihn dann noch ein paarmal, aber immer nur flüchtig gesehen und gesprochen. Jene seine bescheidene Bitte habe ich ihm treu erfüllt.

Als ich nach dem für mich denkwürdigen Besuch wieder auf die Straße trat, schien mir denn doch an dem berufenen Kreuzwege ein Weiser zu stehen, auf dessen Arm „nach Leipzig“ ziemlich leserlich geschrieben war. Ich seufzte tief, denn es war die Richtung, in die es mich am wenigsten zog. Aber mit meiner Schriftstellerei hielt ich noch genau auf demselben Fleck, wie vor drei Jahren, als ich die

Recension über die Lear-Aufführung unter der Adresse der **Zeitung in den Briefkasten steckte, in welchem sie für immer verschwand. Ich erinnerte mich, daß ich Dessoir in der Rolle des „Narren“ keine bessere Censur erteilt hatte als den anderen. „Sein Narr habe niemals die Peitsche geschmeckt. Das sei ein metaphysischer Philosoph, der, vom Katheder herabgestiegen, sich als Narr maskiert u. s. w.“ Er hatte mir die apokryphe Kritik gründlich heimgezahlt: Zu viel philosophischer Ballast, junger Mann! Erst einmal die Peitsche schmecken lernen bei einer Schmiere, einem Meerschweinchen! — Der Geliebte Hedda's bei einem etwas, dessen Namen er in ihrer Gegenwart nicht auszusprechen wagen würde! Und bereits morgen sollte sie kommen.

Sie kam mit ihren Verwandten. Es lebten ihr in der Stadt andere Verwandte, die sie besuchen mußte. Die Stunden, um die sie diese Besuche kürzte, widmete sie mir. Der treue Freund war unser ständiger Begleiter. Er erwies sich groß im Auffinden von diskreten Kaffeegärten; einmal brachten wir es sogar zu einem kleinen behaglichen Diner in einem wenig besuchten Restaurant. Ich glaube nicht, daß man uns dort und überall für etwas anderes hat halten können als für ein Brüderpaar, das seiner Schwester aus der Provinz die Honneurs der Residenz macht. Aber wenn auch der leiseste Mißbrauch der uns gewährten Freiheit ausgeschlossen war, so sprach doch das unbedingte Vertrauen, mit dem mich das liebe Mädchen ehrte, mit rührender Beredsamkeit zu meinem Herzen. Von Zukunftsplänen im eigentlichen Sinne wurde diesmal so wenig gesprochen,

wie bei früheren Gelegenheiten. Dennoch mochte ich nicht unterlassen, die Rede auf das Leipziger Projekt zu bringen, in der Hoffnung, ihre Ansicht darüber zu hören. Sie blieb ihrem Vorsatz, weder durch Zu- noch Abreden in meine Entschlüsse einzugreifen, getreu. Das war ihr alter Edelmut; aber klug — nein, klug war es wohl von ihr nicht. Wenn für die Frauen „Gefühl alles ist," so steht es anders bei den Männern. Wir wollen uns nicht bloß durch das Gefühl, wir wollen uns durch einen bestimmten Pakt gebunden wissen. Mephisto kannte die Mannesnatur, als er von Faust auch noch etwas „Geschriebenes" forderte; und Faust, der sich doch sonst über alles wegsetzt, bekundet ausdrücklich seine heilige Scheu vor einem beschriebenen und beprägten Pergamente. Das ist zweifellos ein viel tieferer moralischer Standpunkt, als der der Frauen; aber seine Natur und die Verhältnisse drücken den Mann mit mehr oder weniger zwingender Gewalt auf denselben hinab. Wir wollen stark sein und müssen es sein, oder die erstrebten Ziele werden ewig in unerreichbarer Ferne vor uns schweben. Da ergreift es uns denn manchmal mit einer wilden Beresina-Stimmung, in welcher der um sein Leben Kämpfende den Freund, den Bruder von der schmalen Rettungsbrücke in den Abgrund stößt. Wohl dem, den ein günstiges Geschick davor bewahrte, an sich selbst schaudernd zu erfahren, daß er trotz aller Flitter, mit denen ihn die Civilisation behängte, im Grunde nichts weiter ist als ein nackter Barbar.

Das waren gewiß nicht die Gedanken, mit denen ich, als die schlimme Stunde gekommen, Thränen in den

Augen, von dem lieben Mädchen schied. Aber die Ahnung, daß dies eine Trennung auf lange Zeit, vielleicht für immer sei, wollte mich nicht verlassen auf meiner Weiterreise, die vorerst nach Erfurt ging. Ich fand die geräumige Dienstwohnung meines Pflegebruders voll von Verwandten. Eine Halbschwester — die Tochter meiner Mutter aus ihrer ersten Ehe — war da mit ihrem Gatten. Beide mir liebe Bekannte bereits von früher. Sie, eine feine, geistvolle Dame, die auch im äußeren der Mutter ähnelte; er, Auditeur in Magdeburg, ein stattlicher, behaglicher Mann. Auch meinen ältesten Bruder fand ich vor. Er war, inzwischen längst verheiratet, bereits Vater mehrerer Kinder. Ich erinnere mich nicht, was ihn nach Erfurt geführt hatte. Wohl nur der Wunsch, den Vater wiederzusehen, der jetzt von Stralsund kam mit unserer Schwester, die einige Zeit bei den Erfurter Verwandten zu Besuch bleiben sollte. Es war ein förmlicher Familienkongreß mit Lustbarkeiten aller Art, bei denen ich mich nur mit halber Seele beteiligte. Ich mit meinen trüben Gedanken gehörte nicht in den Kreis der Fröhlichen. Auch bedurfte es keines besonderen Scharfblicks, um die Wahrnehmung zu machen, daß ich der dunkle Punkt in dem hellen Bilde war. Mehr als einmal bemerkte ich, daß eine lebhaft geführte Unterhaltung bei meinem Eintreten verstummte. Ohne Zweifel hatte man über mich gesprochen. Ein Thema, so unerquicklich, wie ausgiebig! Ich konnte das Gemunkel um mich her nicht länger ertragen. Mein Schwager beabsichtigte eine Fußwanderung durch den Thüringer Wald. Ich bot mich ihm als Begleiter an; wir brachen selbander

auf. Die umfangreiche Tour ging über die Drei Gleichen, Arnstadt, Stadt Ilm, Rudolstadt, Schwarzburg, Paulinenzell, Ilmenau, Elgersburg, den Schneekopf, Friedrichroda, Inselsberg, bis wir bei Gotha wieder an die Eisenbahn kamen. Zum erstenmale sah ich so bei dem angenehmsten Herbstwetter den Thüringer Wald in seiner ganzen Lieblichkeit. Ich habe ihn noch oft und oft seitdem besucht; aber diese Wanderung ist mir doch, als die erste Entschleierung der holden Schönheit, in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Seit ich mit Bernhard und den anderen Genossen durch die Mosel- und Nahethäler gezogen, hatte ich keine längere Fußtour wieder unternommen. Kein Wunder, daß ich jener herrlichen Tage jetzt immer wieder gedenken mußte und des liebsten, mir nun schon seit Jahren fernen Freundes. Ich glaubte wieder an seiner Seite zu sein, und der anspruchslose, schweigsame Gefährte weckte mich aus dieser Illusion nicht. Ich durfte, während wir so manchmal stundenlang stumm nebeneinander des Weges schritten, ungestört mit dem Liebling meiner Seele plaudern; ihm, mit dem der Briefwechsel nun schon seit Jahren stockte, alles rekapitulierend erzählen, was ich seitdem erlebt, genossen und erlitten. Eine Generalbeichte und die mir doch, nach meiner Art, ohne daß ich es wußte und wollte, unter der Hand gleichsam, zu einem Roman wurde. Zu dem Roman, mit dem ich mich schon seit dem letzten Herbst trug; von dem noch keine Zeile aufgeschrieben war; dessen erste Zeile noch Jahre auf sich warten ließ! Und doch war ich im Geiste bereits bis in die Mitte gelangt: die zweite Abteilung der „Problematischen Naturen“ beginnt mit

der Wanderung des Helden durch den Thüringer Wald an der Seite des Freundes, dem er die Geschichte seiner Jugend erzählt. Sie kommen dann nach Fichtenau, wo auf dem Plane vor dem Städtchen Seiltänzer ihre Künste treiben. Auch das war keine Erfindung, da wir in Wirklichkeit beim Eintritt in Ilmenau in die Menge gerieten, die gaffend eine Seiltänzergesellschaft umdrängte. Zwar das Zigeunerkind Czika und einiges andere, was im Roman vorkommt, fehlte; aber nach meinem Dafürhalten braucht ja auch der Romancier just nicht alles zu finden, nur so viel, als nötig ist, daß der aufstrebende Ballon der Erfindung, wie hoch er auch steigt, doch immer an der dauernden Erde festgehalten wird.

Wir gelangten nach Erfurt zurück. Der sich eben noch so frei gefühlt, wie der Falk, der über die Berge fliegt, sah sich wieder in den alten Banden eng und enger eingezwängt. Die letzten Tage des Familienkongresses waren gekommen; sie sollten nicht vorübergehen ohne den energischen Versuch, aus mir herauszubringen, was ich denn in Zukunft zu beginnen gedenke. Mein ältester Bruder war dazu ausersehen, mich zu sondieren. Er entledigte sich der heiklen Aufgabe mit der ganzen ihm eigenen liebenswürdigen Herzlichkeit. Man zweifle in der Familie nicht an meinem besten Willen, etwas Tüchtiges, etwas Bedeutendes zu leisten; auch nicht an meiner Fähigkeit, es zu stande zu bringen. Aber zu jedem Ziel müsse doch ein Weg sein, und der, den ich bis jetzt gegangen, führe augenscheinlich zu keinem. Ob ich denn in dieser Beziehung nichts mitzuteilen habe, sie

alle, besonders aber den Vater zu beruhigen, der sich in Sorge um mich verzehre? Verlegen und gerührt, brachte ich, da ich nichts Besseres wußte, etwas von dem Leipziger Projekt vor. Der gute Vermittler griff mit beiden Händen zu: das sei das Wahre, das Rechte; das werde den Vater glücklich machen. — Wenn das so leicht wäre! erwiderte ich. Aber vorläufig bin ich kein Gelehrter; ich muß erst einer werden; es können Jahre vergehen, ehe ich meinen Kram ehrlicher- und anständigerweise auf den Markt bringen kann. Und inzwischen? Mich wieder abhängig machen, nachdem ich nun bereits volle zwei Jahre mein eigener Herr gewesen? Lieber an der Landstraße sterben! — So viel ich weiß, erwiderte mein Bruder lächelnd, hat das noch keiner von uns gethan. Es schickt sich auch für das Mitglied einer anständigen Familie nicht. Wenn du vom Vater nichts nehmen willst — was ich nebenbei wenig verständig finde, da er es mit Freuden geben wird und es auch schließlich wohl geben kann — ich habe nicht viel; aber das Wenige will ich gern mit dir teilen. — Ich fiel dem Guten um den Hals und bat ihn, abzubrechen.

Er that es. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß die Unterredung wieder aufgenommen wurde von ihm, von der klugen Schwester, dem gemütlichen Schwager, dem energischen Pflegebruder, bis ein kurzes Zwiegespräch, das der auf diplomatischem Wege völlig Zermürbte mit dem Vater hatte, den Ausschlag gab. Ich sollte nach Leipzig gehen, promovieren, das Terrain inzwischen rekognoszieren, und, wenn ich es für meine weiteren Zwecke geeignet fände, den Versuch

machen, mich dort zu habilitieren. Wenn nicht dort, wo anders. Ich sagte zu allem ja. Der Vater umarmte mich mit nassen Augen. Es sollte das letzte Mal sein, daß ich in die schlichten Züge dieses besten der Menschen blicken durfte.

Siebentes Buch.

Wenn pommersche Fischer, ans Ufer zurückgekehrt, die gefangene Beute sortieren, schleudern sie die Aale, die in dem Netze sind, damit sie ihnen nicht unter den Händen entwischen, kräftigen Schwunges so weit als möglich vom Rande des Wassers weg auf den flachen Strand. Das Tier, wenn es gefallen, bleibt — von dem Falle betäubt, oder, sich in die außerordentliche Situation zu finden, — einen Moment regungslos. Im nächsten regt es, bewegt es sich — niemals strandeinwärts, sondern ausnahmslos in die direkte Richtung dem Meere zu. Ich habe den seltsamen Vorgang wiederholt beobachtet; zum letzten Male bei Heringsdorf in einer wunderklaren Mondnacht auf einem Strande, der so weiß erglänzte, wie ein Schneefeld. Selbstverständlich ist dafür gesorgt, daß das Tier nicht wieder ins Wasser kommt, sondern unterwegs wieder eingefangen, abermals zurückgeschleudert, oder in die mittlerweile zurechtgemachten Behälter geworfen wird. Doch das nebenbei.

Dies mehr drastische als anmutige Bild paßt auf mich und auf jeden, den man, wie man es jetzt mit

mir vorhatte, von dem Berufe, für den er geboren ist, oder sich geboren glaubt, zurückhalten will. Auch insofern, als der in solche Zwangslage versetzte Mensch, ebenso wie das vergewaltigte Tier, einiger Zeit bedarf, sich auf sich selbst zu besinnen. Daß diese Zeit für das letztere nur ein Moment zu sein braucht, für den ersteren zu demselben Zweck Wochen — Monate vielleicht erforderlich sind, ist eine Folge des vermutlich sehr einfachen psychologischen Prozesses dort, des vielleicht sehr komplizierten hier; beeinträchtigt aber das Zutreffende des Bildes nicht.

In dem Beginn des Stadiums meines Lebenslaufes, in das wir jetzt treten, bin ich von meinem Ziele scheinbar völlig abgelenkt, nicht aus eigenem Entschluß, sondern infolge einer größeren Gewalt, in der verschiedene, dem Leser aus dem Vorhergehenden bekannte Kräfte zusammenwirken. Ich gebe dieser Gewalt nach, bis die Reaktion erfolgt mit jener Notwendigkeit, die jedes Lebewesen zwingt, sobald es die nötige Kraft beisammen hat, unweigerlich in das heimische Element und die natürlichen Bedingungen seines Daseins zurückzustreben.

Das Stadium aber umfaßt volle sechs Jahre. Ich kämpfe mich während desselben allmälig zur regelrechten Ausübung meines Berufes durch. Als es beendet ist, stehe ich für den Rest meines Lebens in demselben fest.

Bereits wiederholt — auf der Universität und später — hat man mich auf Bahnen getroffen, die nach dem Tempel der Gelehrsamkeit zu führen schienen. Ich wandle vorerst abermals eine solche Bahn; aber der Unterschied zwischen meinen jetzigen und jenen

früheren Strebungen ist ein großer. Früher hatte ich in allem, was ich studierte — es mochte sich nun um fremde Sprachen, Philosophie, Historie, oder was immer handeln — nur Mittel zu einem Zweck gesehen, der ganz wo anders lag. Jetzt sollte es Selbstzweck sein. Meine poetischen Aspirationen waren zum Schweigen verurteilt, in die Verbannung geschickt. Ich wollte — oder sollte ein Gelehrter werden.

Daß ich diesen Versuch anstellte, wird man in Anbetracht der Lage, in der ich mich befand, begreifen und ebenso voraussehen, daß er scheitern mußte. Gewiß muß ein Gelehrter unter anderem auch Phantasie haben, oder er wird es zu etwas Großem in seinem Fache, es sei welches es sei, nicht bringen. Aber ebenso gewiß wird er nichts Ordentliches, geschweige denn Außerordentliches leisten, wenn die Phantasie unter seinen Seelenkräften vorherrscht. Sie wird ihm die genaue Beobachtung der Thatsachen aufs äußerste erschweren, sie wird ihm die logische Kombination seiner Beobachtungen verwirren; ihn verlocken, sich nach seinem Ziele nicht Schritt für Schritt, sondern in Sprüngen zu bewegen; mit kühnen Konjekturen und gewagten Hypothesen ein Resultat vorwegzunehmen, das nur der Preis methodisch-exakter Forschung sein kann. Ich habe das alles bei dem Versuche, sein und werden zu wollen, wozu ich nun einmal das Zeug nicht hatte, aufs gründlichste erfahren, und diese Erfahrung hat mir seiner Zeit großen Kummer bereitet. Nachträglich freilich freue ich mich des Versuches, trotz seines Mißlingens. Ich habe doch manches dabei gelernt, das ich um vieles

nicht missen möchte. Und dann ist es ein großer Vorteil, sich ein für allemal überzeugt zu haben, daß ein gewisser Weg, von dem wir meinten, wir könnten ihn unter anderen auch wohl gehen, in der That für uns ungangbar ist. Wir haben dann späterhin Ruhe vor dem Gelüst, in ihn einzulenken, und beschreiten infolgedessen den eigentlichen Weg, auf den uns Neigung und Talent weisen, mit größerer Ruhe, sichererer Entschlossenheit. Wir werden mich alsbald noch einen zweiten derartigen Fehlgang machen sehen, glücklicherweise den letzten, aus dem gerettet ich dann in die Straße einbiege, die ich nicht wieder zu verlassen brauchte. Doch vorerst zurück zu dem Experimente, welches mir den nötig-unnötigen Beweis liefern sollte, daß weder ein G. G. Gervinus, noch ein Fr. Th. Vischer in mir stecke.

Ich war im Spätherbst nach Leipzig übergesiedelt und dort von Freund Overbeck auf das liebevollste aufgenommen worden. Er freute sich über meinen Entschluß, nun zur gelehrten Fahne zu schwören, um so aufrichtiger, als seine eifrigen Bemühungen, meiner „Clara Vere“ einen Verleger zu verschaffen, vergeblich waren, und damit die Aussichtslosigkeit einer Schriftstellerlaufbahn für mich bewiesen schien. Es wurde denn auch zwischen uns darüber nicht weiter geredet, die Sache vielmehr als abgethan betrachtet, dafür das neue Project in ernsteste Erwägung gezogen. Hierbei war nun der Übelstand, daß der Freund, als fleißiger und bereits erfolgreicher Altertumsforscher, in den Fächern, um die es sich für mich allein handeln konnte, weniger zu Hause war. Wäre er es mehr gewesen, so würde ihn die Lückenhaftig-

keit meiner litterarhistorischen und philosophischen Kenntnisse nicht lange ein Geheimnis geblieben sein, und er hätte mir dann entweder von der Verfolgung meines Planes ganz abgeraten, oder doch für die Erreichung des Zieles eine viel längere Frist in Aussicht genommen, als er es jetzt thun zu müssen glaubte. Ich für mein Teil war nicht in der Lage, den wohlwollenden Irrtum des Freundes zu berichtigen. Nicht, als ob ich mich vor ihm eines Wissens gerühmt hätte, das ich in Wirklichkeit nicht besaß! Ich machte im Gegenteil aus meiner Unzulänglichkeit kein Hehl. Aber wer das Wissen erst erringen soll, hat nur eine Ahnung, im besten Falle die Überzeugung, daß da Lücken vorhanden. Wo sie liegen, wie groß und tief sie sind, weiß er nicht und kann er nicht wissen.

So machte ich mich denn mit verhältnismäßig gutem Mute an die Arbeit. Das erste war die Wahl eines Themas für die Dissertation. Selbstverständlich kamen mir meine berliner Versuche wieder in Erinnerung. Ich nahm die alten Manuskripte, die damals noch vollständig waren, wieder vor: das über „Objektivität in der Dichtkunst" und das „über den Humor." Den letzteren Aufsatz hatte ich an dem Punkte abgebrochen, wo der Fortgang der Untersuchung ein litterar-historisches Wissen erforderte, in dessen Besitz ich nicht gewesen war. Auch jetzt noch nicht war, wie ich mich nach kurzer Selbstprüfung überzeugte, trotzdem ich einiges in dieser Richtung gethan hatte. So ließ ich denn das Thema fallen um so leichter, als ich mit dem anderen besser und schneller fertig zu werden hoffte. Ich hatte mich seitdem im philosophischen Denken einigermaßen geübt;

ja, es hatte Augenblicke gegeben, wo ich alles Ernstes meinte, daß meine Stärke auf diesem Gebiete liege.

Man erinnert sich: ich war in jenen Betrachtungen von W. v. Humboldts „Ästhetischen Versuchen" ausgegangen, in denen die Phantasie als diejenige seelische Kraft dargestellt wird, durch welche das dichterische Schaffen überall erst möglich wird und zu stande kommt. Der Ausgang des Prozesses ist die Erregung dieser innerlichen Kraft durch ein Objekt, dessen äußere Herausstellung (Darstellung) ihr Ziel und Endpunkt ist. Auf diesem Wege muß sie notwendig durch eine besondere Stimmung des Gemüts hindurchgehen, deren Farbe sie annimmt. „Die Untersuchung dieser beiden Stücke" — der dichterischen Einbildungskraft einer- und des allgemeinen Zustandes der Seele, den sie bearbeitet, andererseits — „für sich und in ihrer Verbindung, giebt den Charakter jeder einzelnen Dichtungsart." Indem Humboldt nun als solche „allgemeinen Zustände der Seele" oder Gemütsstimmungen diese zwei gelten läßt: den Zustand „allgemeiner Beschauung" und den „einer bestimmten Empfindung" gelangt er zu seiner Einteilung der Dichtkunst in epische und lyrische, welcher letzteren Gattung er die dramatische einfügt mit gewissen Erklärungen und Reservationen, die dem Leser das anfangs etwas Befremdliche der Einschachtelung verständlich machen.

Alles in allem hatte diese Darstellung meine volle Zustimmung gehabt, die ich ihr, als ich das Werk nun wieder las, von neuem erteilen durfte. Ebenso, wie mich Schillers Einteilung der Dichtung in naive und sentimentale, abermals zum Wider-

spruch herausforderte. Die Darstellungen der beiden Ästhetiker ließen sich nach meiner Ansicht nicht vereinigen; ja, es schien mir, daß sich durch Humboldts Werk eine Polemik gegen den Schillerschen Aufsatz ziehe, die, meistenteils versteckt, hin und wieder beinahe offen zu Tage trete. Das letztere besonders in dem 44. Abschnitt, der überschrieben ist: „Reicher Gehalt dieses Gedichts (Hermann und Dorothea) für den Geist und die Empfindung". Er acceptirt hier freilich die Schillerschen Ausdrücke „naiv" und „sentimental", statuiert auch einen gewissen Unterschied der Dichtung, je nachdem der Dichter mehr naiv oder sentimental gestimmt sei; aber wie ganz anders erscheint der Sachverhalt bei ihm, als bei Schiller! Weit entfernt, aus diesem Unterschied zwei streng gesonderte Arten der Poesie hervorgehen zu lassen, oder, wie Schiller sich in einem Briefe an Humboldt ausdrückt, „das ganze Feld der Poesie in die naive und sentimentalische zu teilen," ist ihm der sentimentalische Zustand des Gemütes nur „eine Verfeinerung, die mit den frühesten Zeiten der Menschheit angefangen hat und immer notwendig mit dem Begriffe derselben gegeben ist." Weil er das aber ist, mithin, wie wir uns jetzt ausdrücken würden: eine Evolution des menschlichen Geistes, deren jede einzelne Phase sich gewissermaßen nur quantitativ, nicht qualitativ von der vorhergehenden unterscheidet, kann auch die aus einem bestimmten späteren Verfeinerungsgrade hervorgehende Poesie nicht qualitativ von der einer früheren unterschieden sein. Oder, um in Humboldt's Sprache zu reden: „Was wir mit Recht Verfeinerung nennen, kann an sich nicht der Natur widersprechen;

nichts ist so natürlich, als was rein menschlich ist, und es ist der Menschheit eingepflanzt, sich von der bloß sinnlichen Ansicht der Dinge zu erheben. Wenn es der Verfeinerung also an Natur zu mangeln scheint, so ist es nur, weil wir in ihr nicht gleich die Realität wahrnehmen, die uns an dieser ins Auge fällt. — Es kommt daher nur darauf an, ihr diese Realität zu verschaffen, sie wirklich als Natur, nur als eine höhere und wahrhaft verfeinerte, aufzustellen." Und weiter: „Die sentimentale Stimmung steigt in die dunkelen Tiefen des Gemüts hinab, verweilt innerhalb der Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groß genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben". Schließlich: „Nur für den, welchem es, wie bei den Alten notwendig noch der Fall sein mußte, an Reichtum und Mannigfaltigkeit der inneren Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, außer den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es, wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiß jenen seltenen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben."

Ich habe diese Stellen aus den Ästhetischen Versuchen wörtlich mitteilen zu sollen geglaubt, weil das Werk nicht in jedermanns Hand zu sein pflegt und man wenigstens sie kennen muß, um zu wissen, um was es sich in der ganzen Streitfrage handelt und worin der Unterschied der Humboldtschen und der Schillerschen Auffassung besteht.

In der That ein fundamentaler Unterschied, der Schillern, wenn er ihm, wie doch nicht anders denkbar, aus Humboldts lichtvoller Darstellung aufgegangen, mit schmerzlichem Zorn erfüllt haben muß. Hat Humboldt recht, so fällt der ganze künstliche Aufbau der Lehre von der naiven und sentimentalen Dichtung. Dann giebt es nur eine, die man eben deshalb nicht besonders zu bezeichnen braucht; und jene zweite, welche Schiller als eine gleichberechtigte neben jene stellen will, ist in der That, mag er sich aus allen Kräften dagegen sträuben, keine berechtigte Neben-, sondern eine Abart, nur so weit zur Poesie zu rechnen und Poesie zu nennen, als die Phantasie noch bei dem Zustandekommen ihrer Gebilde thätig ist, d. h. diese Gebilde selbst noch Darstellung sind.

Dies ist der kritische Punkt: Was Objekt der Poesie sein soll, muß darstellbar sein. Die größere Kompliziertheit, der bedeutendere Inhalt des Objektes sind kein Grund, welcher eine neue Art der Dichtung notwendig machte; die Darstellung wird nur in demselben Maße eine reichere, vielleicht umständlichere sein müssen. Aus der Poesie heraus aber fällt ganz und gar, was nicht darstellbar ist; und keine Reflexion, die der Dichter über dies Objekt anstellt, keine Mitteilung der Empfindungen, welche es in ihm erregt, vermögen es für die Poesie zu retten.

Schillers Irrtum ist also ein doppelter. Der erste und mindere ist der, daß er für gewisse komplizierte, besonders inhaltsreiche Objekte eine Darstellung fordert, die generell von der sonstigen dichterischen verschieden ist; der zweite größere: daß er Objekte für die Dichtung reklamiert, die sich vermöge ihrer Natur

der Darstellung entziehen. Seine Forderung der „Darstellung eines Absoluten“ ist eine der Quadratur des Zirkels.

Dies alles nun gründlich und methodisch klar zu legen, erschien mir als eine preiswerte Aufgabe. Die frühere Scheu, den von mir so hoch verehrten Schiller dabei ins Unrecht setzen zu müssen, hatte ich inzwischen verloren. Schiller blieb groß genug, wenn man ihn auch bei dem eigenen gelegentlichen Wort nahm, daß er in der Theorie „bloß Dilettant“ sei. Und der Umstand, daß gerade der in Rede stehende Aufsatz von so vielen als grundlegend für die Theorie der Dichtkunst angesehen wurde, reizte mich nur noch mehr. Es deuchte mir höchste Zeit, der Verwirrung zu steuern, welche der Irrtum des großen Mannes in den Köpfen jener Leute, die auf die Worte des Meisters schwören, bereits angerichtet hatte und fürder anrichten würde, wenn sich kein Mutiger fand, der ihn zu widerlegen wagte. Ich wollte dieser Mutige sein.

Hätte ich die mir vorschwebende Aufgabe rasch, wie ich sie gefaßt, auch durchgeführt, die Punkte, auf die es ankam, klar herausstellend, ohne mich zu tief auf das Detail einzulassen, so würde voraussichtlich in wenig Wochen gewiß nichts Mustergiltiges oder gar Epochemachendes, aber doch etwas zu stande gekommen sein, das dem Zweck genügt hätte, an dessen Erreichung mir jetzt alles gelegen sein mußte. Aber es war dafür gesorgt, daß dieser Baum nicht groß wurde, geschweige denn in den Himmel wuchs. Meine wissenschaftliche Bildung reichte gerade hin, mich vor dem Fehler allzugroßer Kühnheit, in welchen

Autodidakten mit Vorliebe verfallen, eine gründliche Scheu empfinden zu lassen; aber durch diese Scheu wurde die Unsicherheit, mit der ich mich auf einem mir doch vielfach fremden Gebiete bewegte, ins Ungemessene vermehrt.

Daß Schiller unrecht hatte, war mir gewiß. Jetzt handelte es sich darum, andere mit dieser Gewißheit zu durchdringen, d. h. den Beweis dafür beizubringen, Schiller Punkt für Punkt zu widerlegen, und dabei geriet ich aus einer Schwierigkeit in die andere. Wer den Schiller'schen Aufsatz genau kennt, weiß, worin diese Schwierigkeiten bestehen. Es ist in demselben Wahres und Falsches in einer wunderlichen Weise gemischt. Neben einem Satze, den wir Wort für Wort unterschreiben, findet sich ein anderer, den wir ebenso verwerfen. Jetzt scheint er durchaus im Mittelpunkt der Sache zu stehen, um im nächsten Augenblick sich völlig außerhalb der Peripherie zu bewegen. Diese seiner Behauptungen ist absolut richtig, nur betrifft sie etwas, das nicht zum Thema gehört; jene gehört zum Thema, ist aber leider sehr anfechtbar, oder schlechthin unannehmlich. Dazu der Glanz der Schillerschen Sprache, der über Wahres und Falsches, Anfechtbares und Verwerfliches denselben majestätischen Purpurschein strahlt! Es wäre anderen, die in der Wissenschaft fester standen als ich, bei dem Vorhaben, dessen ich mich vermessen hatte, vielleicht nicht besser ergangen. Man mag so antiroyalistisch sein, wie man will, — einen König vom Thron stoßen zu wollen, bleibt ein mißliches Ding, und dem Kühnsten kann dabei das Herz entfallen.

Soll ich nun aber, nachdem ich aus diesen Nöten so lange glücklich heraus bin, nachträglich in der Kürze sagen, wie ich den Beweis des Falschen und Verfehlten in der Schillerschen Theorie zu erbringen gedachte, so möchte sich etwa folgendes ergeben.

Schiller geht in seiner Argumentation von einer Voraussetzung aus, die ihm keine sein sollte, weil sie der Wirklichkeit widerspricht. Die „Natur“, die er im Gegensatz zur „Kunst“ bringt — ein Gegensatz, auf dem seine ganze Theorie basiert — hat nie bestanden, ist eine bloße Chimäre, ein willkürlich gefaßtes Etwas, ein durch ein tel est mon plaisir zur scheinbaren Erstarrung gebrachtes ewig Fließendes. Um die Verwirrung, die durch den falschen Ansatz von vornherein in die Rechnung kommt, noch zu vermehren, ist der Ausdruck, den Schiller für das zweite Glied wählt, so unglücklich wie möglich. Er versteht nämlich unter „Kunst“ nicht etwa, was alle Welt darunter versteht, sondern er meint damit thatsächlich Künstelei, Verkünstelung, Kultur, welche Ausdrücke denn auch gelegentlich mit jenem irrtümlichen und in die Irre führenden wechseln. Aber auch nach Richtigstellung des Ausdrucks bleibt die von Schiller behauptete Sache gleich falsch. Die homerische Welt, oder genauer: die Welt, in der und aus der heraus die Homeriden dichteten, war nicht, wie Schiller meint, die reine Natur, sondern eine Welt der Kultur und einer wahrlich nicht geringen. Die Dichter von Ilias und Odyssee — was Schiller hätte stutzig machen sollen — sind sich dessen auch völlig bewußt, wenn sie die Menschen, „wie sie jetzt sind“, mit den vorausgegangenen in einen Vergleich bringen, der sogar

fast immer zum Nachteil für die zur Zeit Lebenden ausschlägt; oder wenn sie, im Gegensatz zu der griechischen Kulturwelt, an die idyllischen Hippomologen erinnern, oder die Phantasie der Hörer mit den Grauengestalten der Cyklopen, Lästrygonen und anderer die rohe Kraft der Urmenschen symbolisierenden Ungetüme schrecken. Die „Natur", die Schiller im Sinn hat, war entweder niemals, oder sie ist immer in den Augen derer, die, — wie das ja der Weltlauf ist — in der Kultur um eine Stufe höher stehen (vielleicht auch nur zu stehen wähnen) als ihre unmittelbaren Vorfahren. Immer werden diese jenen „naiv" erscheinen, und nichts kann sie davor schützen, selbst nicht das äußerste Raffinement der Kultur, das sie in Wirklichkeit gepflegt haben mögen. So erscheint uns das Zeitalter Ludwig XIV. naiv in seiner ungemessenen Putz- und Genußsucht, eingeschlossen die Kunst, die es hervorbrachte, von den verschnörkelten Gärten angefangen bis zu ihren tragischen Gebilden mit den geschminkten Empfindungen und dem Stelzengang ihres rethorischen Pathos. So sieht der Realpolitiker von heute den republikanischen Schwärmer von Achtundvierzig in demselben vollen Lichte der Naivetät, in welchem er möglicherweise dem Socialdemokraten der Zukunft erscheinen wird. Mit einem Worte: es ist mit diesem Begriffe der „Natur" schlechterdings nichts anzufangen, mögen wir ihn nun auf die Entwickelung der Menschheit im allgemeinen, oder auf die ihrer poetischen Thätigkeit im besonderen anwenden.

Es liegt auf der Hand, zu welchen Fehlschlüssen Schiller kommen muß, der starr an diesem falschen

Begriffe festhält, und auf ihm und seinem Widerspiel zwei in sich generell verschiedene Arten der Dichtung aufbauen will. Hier ist die schiefe Ebene, auf der hinabgleitend er zu seinem Fundamentalsatze gelangt: „Sie (die Dichter) werden also entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen", dem die durch ihre allumfassende Einfachheit imponierende Definition W. v. Humboldts schroff gegenübersteht: „Die Kunst ist die Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft".

Auf dieser unglückseligen Suche nach einer unmöglichen Natur gerät Schiller nun auf Wege, die überall hinführen, nur nicht in das Centrum der Dinge, um die es sich handelt. Die naive Dichtung hat für ihn keine Unterarten (und aus gutem Grunde), wohl aber hat deren die sentimentale und sogar drei: die Satire, die Idylle, die Elegie. Die erste verzweifelt, die gesuchte Natur zu finden und verfällt darüber in sittlichen Zorn; die zweite findet sie zur Not, aber weiß damit nichts rechtes anzufangen, weil das Gefundene, wie sehr es sein Herz rührt, dem Ideenreichtum des (sentimentalen) Dichters so gar nicht entspricht; die dritte sieht das Gesuchte wohl, aber in unerreichbarer, rückwärts liegender Ferne und vergießt darüber gefühlvolle Thränen. Bei dieser Aufstellung verwechselt Schiller Stimmungen des Gemüts, die der Dichter so oder so in sein Werk verarbeiten, d. h. zur Darstellung bringen wird, mit den Werken selbst, die er nun zu besonderen Kategorien zusammenstellt, ohne zu bedenken, daß es nach diesem Princip so viele Kategorien geben müßte, als es Stimmungen des Gemütes giebt, und wir

mithin auch von Haß-, Liebe-, Rache-, Entsagungs-, Trauer-, Freude- und ich weiß nicht welchen weiteren Abteilungen und Unterabteilungen der Dichtung zu sprechen haben würden.

Man sieht: der Übergang aus dem ästhetischen in das ethische Gebiet liegt hier breit offen, wie denn Schillers ganze Abhandlung vielmehr eine ethische als eine ästhetische ist. Der Anfang derselben: die Definition des Naiven, wie fein und geistreich immer, hat mit der Ästhetik gar nichts zu schaffen; der berühmte Schluß: die gegensätzliche Schilderung des Realisten und Idealisten ist ein Kapitel aus einem moralischen Kompendium. Aber auch sonst greift die Auseinandersetzung fortwährend in der Kunst fremde Regionen über, und sie muß es, weil was Schiller idealisch, Ideal nennt, etwas ganz anderes ist, als was die Ästhetik, unter anderen die Humboldts, darunter versteht. Für diesen ist „ein Ideal die Darstellung einer Idee in einem Individuum“: für Schiller, wie wir gesehen haben, „die Darstellung eines Absoluten“. Das erstere verwirklicht jedes echte Dichtwerk; das zweite soll zwar der sentimentale Dichter verwirklichen, aber die Unmöglichkeit liegt auf der Hand. Der Kampf mit dieser Unmöglichkeit; das Bestreben, die Unmöglichkeit zu einer Möglichkeit zu machen, den Scheinsieg als einen wirklichen hinzustellen, zieht sich peinlich durch Schillers ganze Arbeit. Da soll denn die Poesie „von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernen“; „die Wahl treffen zwischen Individualität und Idealität“; „uns durch das Unendliche des Gedankens befriedigen“; „die Wirklichkeit zwar hinter

dem Ideale zurückbleiben, aber bei der Grenzenlosigkeit des Gedankens die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen Dichter zu statten kommen".

In dieser falschen Auffassung des Ideal-Begriffs sehe ich den Grundfehler der Schillerschen Theorie, der freilich in der Konsequenz der falschen Prämisse sich herausstellen mußte. Wie diese in der „Natur", die der Dichter entweder ist, oder die er suchen soll, ein Etwas statuiert, das der Realität ermangelt, ist auch das ihm gesteckte Ziel ein metaphysisches Problem, ein Tugend-Postulat der praktischen Vernunft im Kantischen Sinne des kategorischen Imperativs, oder wie man es sonst bezeichnen will. In keinem Falle ist es das ästhetische Ideal, das nur durch „die Darstellung einer Idee in einem Individuum" zu stande kommt, und daher, wie Humboldt diese seine Definition weiter bestimmt, „vollkommen als das, und nur als das erscheint, was es wirklich ist". An diesem Postulat des „Individuums", das selbstverständlich nur als pars pro toto steht: als Inbegriff der ganzen sinnlich-geistigen Welt, die dem Dichter als das Substrat seiner Darstellung gilt, ist die Humboldtsche Definition fest geankert, während die Schillersche, welche dieses Ankers entbehrt und ohne das Substrat der Wirklichkeit, an der die Idee erst zur Erscheinung kommt und zur Darstellung tauglich wird, mit der Idee allein, die sich jeder Darstellung entzieht, auszureichen glaubt, einem übelgesteuerten Fahrzeug gleicht, das ruhelos den Hafen sucht, ohne ihn zu finden. Wie unerquicklich dies Suchen! wie peinlich dies Nichtfinden! Wie oft

möchte man ihm zurufen: so gelangst du nie in den Hafen einer gesunden Ästhetik! Mir wenigstens schien es für den unmöglich, der die Hallerschen und Klopstockschen Dichtungen ihres größtenteils „übersinnlichen Stoffes" wegen, anstatt von der Poesie überhaupt, nur von der „naiven Gattung" ausschließt. Oder der die „schöne Stanze", in welcher Ariost den Edelsinn zweier Nebenbuhler feiert: „O Edelmut der alten Rittersitten" u. s. w. bei dem sentimentalischen Dichter ganz in der Ordnung findet, und sich beinahe darüber zu verwundern scheint, daß Homer den Waffentausch des Glaukos und Diomedes vor sich gehen läßt, ohne à la Ariost eine sentimentale Reflexion daran zu knüpfen. Oder der, von der „überspannten Empfindung" redend und diese unter anderem bei dem St. Preux des Rousseau entdeckend, fortfährt: „diese Überspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftsmangel so verständig ist". Als ob es sich in der Ästhetik darum handeln könnte! die Frage nicht vielmehr die wäre: ist es Rousseau gelungen, in dem Individuum seines St. Preux die Idee der Empfindungs-Überspanntheit zum vollendeten Ausdruck zu bringen? und, falls es ihm gelungen, man nicht zufrieden sein und die, welche nun noch von „Zurechtweisung" und „Verachtung" reden, bedeuten müßte, daß sie sich von dem moralischen Forum, wohin sie allenfalls gehören, auf das ästhetische verirrt haben, das dergleichen sittliche Ereiferungen nicht kennt!

Wollen wir nun die Frage, um die sich die ganze Schillersche Abhandlung dreht, auf ihren einfachsten Ausdruck bringen, so ist es die in der Praxis der Kunst allerwichtigste: die Frage der Objektivität, oder, gemeinverständlicher, wie weit kann, wie weit darf der Dichter — denn nur mit ihm haben wir es hier zu thun — sich der Naturwahrheit in seinem Werke nähern? Schiller beginnt mit der ersten der beiden Fragen. Nach seiner Auffassung kann der moderne Dichter diese sich eng an die Natur anlehnende (naive) Darstellung, die den alten Dichtern (unter denen er, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie den Homer versteht), so spielend leicht wurde, nur noch in besonders glücklichen Ausnahmefällen zu stande bringen. In den bei weitem meisten Fällen ist in dem dichtenden Subjekt ein solcher Überschuß von Gedanken und Empfindungen, daß er in dem unabweisbaren Drange, diese innere Welt auszudrücken, und daran verzweifelnd, sie an dem Objekt zum Ausdruck zu bringen, zu zwei gleich bedenklichen Mitteln greift. Das eine besteht darin, daß er das Objekt willkürlich zerrt und dehnt, bis es zu einem ungefähren Gefäß jenes gedanklichen und empfindungsvollen Inhaltes wird; das andere, daß er, was dennoch nicht in das so gegen seine Natur verunstaltete und der Natur verunähnlichte Objekt hineinwill, in Form von abstrakten Reflexionen und Gefühlsäußerungen frei nebenher laufen läßt. Man kann nicht sagen, daß Schiller den modernen Dichter zur Anwendung dieser beiden Mittel direkt auffordert; er möchte offenbar, daß es ohne sie ginge. Aber er findet, daß es ohne sie nicht, oder kaum geht; findet

ihre Anwendung entschuldbar, so sehr, daß er darauf hin eine neue Dichtart — eben die sentimentale — als eine nicht völlig, indessen der ersten ursprünglichen ungefähr gleichberechtigte kreieren zu können glaubt, die er nun ihrem Wesen nach schildert und in ihre Unterabteilungen scheidet.

In dieser ganzen Argumentation ist nur eines richtig: die größere Schwierigkeit, welche das kompliziertere Objekt dem in seiner Darstellung nach der nötigen Naturwahrheit (Objektivität) strebenden Dichter bietet. Gewiß ist es leichter, in der Darstellung einer einfachen Welt, wie die homerische, eine eindringlichere Gegenständlichkeit im einzelnen, eine größere Übersicht des Ganzen, ja vielleicht eine völlige Totalität des Weltbildes zu erreichen, als in dem künstlerischen Spiegelbilde einer sehr komplizierten Kultur. Nur die Folgerungen, die Schiller aus dieser offen liegenden Thatsache zieht, sind, wie wir gesehen haben, grundfalsch. Die richtigen würden sein, daß der Dichter zur Lösung seiner relativ schwierigeren Aufgabe einen verhältnismäßig reicheren Apparat von Darstellungsmitteln mitbringen muß; daß er sich eventuell mit einem kleineren Ausschnitt des Ganzen zu begnügen hat; daß er schließlich, wenn er auch so dem Objekte beizukommen verzweifelt, es einfach fahren läßt als ein entweder für die Dichtkunst überhaupt, oder doch jedenfalls für seine Kunst ungeeignetes und unmögliches.

Damit ist nun freilich die zweite Frage, die nach dem Grade, in welchem sich der Dichter der Naturwahrheit annähern darf, resp. soll, nicht gelöst, ja nicht einmal berührt. Daß diese zweite Frage nicht

zu umgehen sei, hat Schiller richtig empfunden: der Schluß des Aufsatzes: die umständliche Schilderung des Realisten und des Idealisten beweist es. Bedient er sich doch auch endlich hier der beiden Schlagworte, die ein für allemal den Unterschied der dichterischen Darstellungsweisen bezeichnen werden. Schade nur, daß er uns mit einer Kunst ohne gleichen den Realisten und den Idealisten, anstatt in ihrem künstlerischen Vorgehen, in ihrem menschlich bürgerlichen Sein zeichnet! Und doch kam es uns hier auf das letztere sehr wenig, auf das erstere sehr viel, es kam uns alles darauf an. Hic Rhodus, hic salta! Wer im stande wäre, uns über diesen schwierigsten aller Punkte, der, so lange man poetische Ästhetik treibt, noch nicht von der Tagesordnung abgesetzt ist, und um den gerade jetzt wieder unter den Füßen der leidenschaftlich Kämpfenden ein schier unerträglicher Staub aufgewirbelt wird, — wer, sage ich, uns diesen Punkt in ein helles, alle überzeugendes Licht setzen könnte, er würde uns wahrlich ein Gottgesandter sein. Ich fühle keinen Beruf zu dieser himmlischen Mission. Dennoch sei mir verstattet, zu sagen, wie ich mir, in Ermangelung eines besseren, die Sache zurechtgelegt habe. Ist, was ich vorbringen werde, auch für die Theorie der Dichtkunst nur von untergeordneter Bedeutung, so ist es von um so größerer für die dichterische Praxis, wie ich sie, nachdem ich in meinem Nachdenken über die Kunst so weit gekommen, mit Überzeugung und Konsequenz bis auf den heutigen Tag geübt habe.

Wenn Schiller zwar die naive Dichtung für einheitlich erklärt, aber Unterarten für die sentimentale

fordert, so wäre das Umgekehrte vielleicht richtiger, freilich aber auch nicht ganz richtig gewesen. Denn, um es mit einem Worte zu sagen: wie ich nicht zugeben kann, daß der Unterschied des einfacheren und komplizierteren Darstellungsobjektes zwei generell verschiedene Dichtungsarten notwendig macht, so sehe ich auch in der sogenannten realistischen und idealistischen Darstellungsweise wohl einen relativen, aber keinen generellen Unterschied. Von einer absolut getreuen Wiedergabe des Objektes kann selbstverständlich in keinem Falle die Rede sein. Ein solcher Wettstreit à outrance mit der Natur führt geraden Weges in das Panoptikum, dessen Gegenstände, eben weil sie an Naturwahrheit scheinbar nichts zu wünschen lassen, dem gesunden Sinn so abscheulich sind. Von dieser Sorte Naturwahrheit wollen auch die gebildeten Realisten — nur von diesen rede ich — nichts wissen. Aber sie verlangen, daß die Darstellung dem Objekt möglich nahe rücke innerhalb der Grenzen der Kunst, die zu verleugnen sie keineswegs die Absicht haben und mit deren Mitteln sie, wie die Idealisten auch, zu ihrem Ziele gelangen wollen. Auch für sie, wie für jene, bleibt die Kunst ein von der Natur toto genere Verschiedenes: ein Können des Menschen, mit Anwendung gewisser Mittel etwas zu stande zu bringen, das nicht Wirklichkeit ist, nicht Wirklichkeit sein will, sondern nur ein Bild der Wirklichkeit, die Erregung eines Phantasiescheines der Wirklichkeit in dem Hörer oder Beschauer. Daß dieser Schein in dem Hörer oder Beschauer je nach seiner Subjektivität verschieden ausfallen muß, liegt auf der Hand. Mit der absoluten Objektivität sieht

es also von vornherein mißlich aus; von vornherein drängt sich unabweislich ein subjektives Moment in den Prozeß. Zu diesem ersten subjektiven Moment tritt sofort ein zweites, noch viel entscheidenderes: der Darsteller A. kann das identische Objekt unmöglich so gesehen und folglich dargestellt haben wie B.; und wenn wir zu A. und B. achtundneunzig andere Darsteller nehmen, so werden wir — und wären sie von A. bis Z. bei ihren Darstellungen nach derselben Methode verfahren — hundert verschiedene Darstellungen desselben Gegenstandes haben. Jeder wird dafür halten, daß er dem gemeinschaftlichen Ziele am nächsten gekommen sei; den Beweis dafür wird er nicht erbringen können.

Dennoch soll und muß zugegeben werden: trotz der unausbleiblichen Verschiedenheit der Individualität macht die Identität der Darstellungsmethode diese hundert Darsteller zu einer bestimmten Kategorie von Künstlern, die, da sie einmal unter dem Zeichen der innerhalb der Grenzen der Kunst größtmöglichen Annäherung des Bildes an die Naturwahrheit zu kämpfen behaupten, auf ihren Wunsch Realisten genannt sein mögen, trotzdem dieser Ausdruck, wie wir alsbald sehen werden, die Sache eigentlich gar nicht trifft.

Denn die sogenannten Idealisten haben nichts weniger im Sinn, als ihr Bild der Wirklichkeit nicht annähern zu wollen. Im Gegenteil: sie sind der Meinung, daß sie das allen Künstlern gemeinsame Ziel: durch den in dem Hörer oder Beschauer erregten Phantasieschein das wirkliche Objekt in seiner vollen Wesenheit hervorzurufen, mit ihrer Methode besser und gründlicher erreichen.

Da es also nicht das Ziel ist, welches Realisten und Idealisten trennt, kann es offenbar nur die verschiedene Methode sein, was die Scheidung zu stande bringt.

Worin besteht die Verschiedenheit der Methode?

Eine Methode ist der Weg, den eine innere Kraft wählt, um sich zum Ausdruck zu bringen, und wird verständlich nur durch das Verständnis der Kraft, die sie sich als ihr Vehikel schafft. Sind die Methoden verschieden, sind es auch die bewegenden Kräfte; vielmehr, weil diese es sind, müssen es auch jene sein.

Die Frage, richtig gestellt, lautet deshalb: worin besteht die Verschiedenheit der realistischen und idealistischen Kraft?

Sie besteht in der Verschiedenheit der Perception, die wiederum auf einer Verschiedenheit des Zusammenwirkens der in Frage kommenden geistigen Funktionen beruht. Diese hat mit der Stärke der wirkenden Funktionen nichts zu thun. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen: der Idealist percipiere weniger scharf als der Realist. Er percipiert, oder kann doch genau so scharf percipieren, wie dieser; vielleicht auch schärfer; auf jeden Fall aber percipiert er anders. Eine Differenz, die schon bei dem rein physischen Sehen auffallend ist. Es erkennt jemand bereits in verhältnismäßig großer Ferne mit voller Sicherheit einen Entgegenkommenden aus den Umrissen der Gestalt, aus den Bewegungen, während sein Begleiter, trotzdem vielleicht sein Auge weiter trägt, als das jenes, vorläufig nur einen unbestimmten Eindruck des betreffenden sich nähernden Menschenbildes hat. Wogegen dann umgekehrt der letztere nach stattgehabter Be-

gegnung an dem Betreffenden — seinem Gesichtsausdruck, seiner Kleidung u. s. w. — eine Reihe Einzelheiten beobachtet haben kann, die dem ersteren entgangen sind.

Genau so verhält es sich auf dem Gebiete des geistigen Beobachtens. Während das Interesse und der Blick des Einen auf den großen Zügen des Objekts ruht, bohren sich Interesse und Blick des anderen in die Details. Sieht jener mehr das Typische und weiß von ihm sichere Auskunft zu geben, so dieser mehr das Individuelle, von dem er genaue Rechenschaft abzulegen vermag. Geht es nun an die Darstellung des innerlich Aufgenommenen und Verarbeiteten, so wird offenbar die Differenz der verschiedenen Perception der beiden Beobachter zum entsprechenden Ausdruck kommen. Lessing vergißt nicht zu bemerken, daß auch das Porträt ein Ideal zulasse, d. h., daß es eine Weise der Auffassung und korrespondierenden Darstellung gebe, in welchem von dem Darsteller die typischen Züge und der typische Ausdruck des porträtierten Individuums herausgearbeitet sind auf Kosten der besonderen Züge und des momentanen Ausdrucks. Was hier von dem Individuum gilt, wiederholt sich mutatis mutandis bei der inneren Aufnahme und künstlerischen Wiedergabe ganzer Menschenklassen. Der eine Darsteller wird, seiner Natur folgend, der Aufgabe dadurch gerecht zu werden suchen, daß er von den Dutzenden Individuen derselben Klasse, die er zu beobachten Gelegenheit hatte, gleichsam die Durchschnittssumme des für sie Charakteristischen zieht; der andere, wiederum in der Konsequenz seiner Begabung, den einzig zum

Ziele führenden Weg in der exaktesten Wiedergabe eines Individuums der Klasse sehen, welches er zu diesem Zweck bis in das kleinste Detail studiert hat. Man versteht ohne Mühe, daß was hier von Individuen und Gattungen und ihrer künstlerischen Wiedergabe gesagt ist, sich von der ganzen Welt der Objekte und ihrer künstlerischen Wiedergabe behaupten läßt.

So sollte man denn vielleicht, in Anbetracht, daß die Verschiedenheit der beiden Darstellungsmethoden auf die Verschiedenheit des Sehens hinausläuft, anstatt von Realisten und Idealisten, von Mikro- und Makroskopisten sprechen, oder, wenn man das Augenmerk auf das so oder so zu stande gekommene Bild richtet: von Individualisten und Typisten. Es würde wenigstens den großen Vorteil haben, daß man die Unterscheidung nach den Momenten macht, auf denen in der That der Unterschied beruht, und nicht nach Begriffen, die, bei der Schwierigkeit ihrer Definition, alle möglichen Auslegungen zulassen und damit die Quelle einer unabsehbaren Reihe von Mißverständnissen sind.

Eine völlig strenge Grenzscheidung der beiden Dichtungsweisen wird freilich auch auf diesem Wege nicht zu ermöglichen sein. In sehr vielen Fällen wird sich nicht feststellen lassen, ob der Dichter mehr zu der typischen, oder zu der individualistischen Methode sich hinneigt. Ich halte das aber für kein Unglück, im Gegenteil! Es ist im höchsten Grade die Einsicht wünschenswert, daß die Kunst, gleich der Natur, sich nicht in Sprüngen, sondern in kaum unterscheidbaren Übergängen bewegt; daß der idealistische Knorren und der realistische Knubben beide zu demselben Baume

gehören, und der eine nicht gleich den anderen zum Feuertode verurteilen soll, weil ihnen Faserung und Rinde etwas verschieden gewachsen sind. Liegt doch nicht nur die Möglichkeit vor, sondern ist es schon wiederholt dagewesen, daß beide Arten zu sehen und folglich auch beide Darstellungsweisen sich in demselben dichtenden Individuum vereinigt finden, und müssen wir sogar eine derartige Vereinigung als die höchste Höhe dichterischen Vermögens preisen. Können wir doch ebenso durch die ganze Geschichte der Poesie und jeglichen Tag beobachten, wie jede der beiden Methoden, sobald sie mit hartnäckiger Einseitigkeit verfolgt wird, von der lichten Höhe in abschreckende Tiefen führt. Ich wenigstens weiß nicht, was abschreckender ist: die Verblasenheit jener nur auf das Schematische hin von dem Dichter gesehenen und herausgestellten Figuren, oder die mit nichtssagenden und deshalb nichtsnutzigen Details überbürdeten. Wer uns das Originelle, das Charakteristische seines Gegenstandes verschweigt, kann uns ebensowenig fesseln, wie der, der uns alles, auch das Unbedeutendste, jeder Eigentümlichkeit Entbehrende sagen zu müssen meint. Überläßt jener die Hauptarbeit der Phantasie des Hörers, so möchte dieser ihn jeder derartigen Mühe überheben; scheint uns jener für Hexenmeister zu halten, so nimmt uns dieser für unmündige Kinder. Unser Dank kann in dem einen Falle nicht größer sein als in dem anderen. Beispiele für den einen oder den anderen Fall anzuführen, ist unnötig: jeder, der die Litteratur einigermaßen kennt, hat sie in beliebiger Zahl an der Hand.

Wohl aber ist hier vielleicht der Platz, anzumerken, daß die Methode der Darstellung als solche mit der Weltanschauung des Dichters nichts zu thun hat, und es ein schweres Mißverständnis ist, anzunehmen, wie man es heute nur allzusehr geneigt ist, daß die typische Methode für den Optimisten so obligatorisch sei, wie die individualistische für den Pessimisten. Beide können sich einer jeden der beiden Methoden mit demselben Erfolge bedienen: die Gestalten in dem pessimistischen Candide des Voltaire sind durchaus typisch gesehen, wie die in dem optimistischen Vicar of Wakefield des Goldsmith bis in das Detail hinein individualisiert sind. In den Produktionen eines Swift, eines Byron, Dante, Leopardi und anderer mehr oder weniger pessimistischen Dichter wird keineswegs ein größerer Luxus mit dem Detail getrieben als in Werken von solchen, die in Vergleich zu den genannten mit olympischer Heiterkeit in die Welt schauen. Selbst in Gullivers Reisen dient die Genauigkeit der hier und da eingestreuten lokalen und sonstigen Bestimmungen nur, um die zähnefletschende Ironie noch beißender zu machen; im übrigen aber wird mit aller Kraft auf das Typische hingearbeitet. In der Häufung und minutiösen Ausführung des Detail dürfte Thackeray von Dickens noch übertroffen werden; und doch ist der letztere ein so ausgesprochener Optimist, trotzdem er vor keinem grausigsten Abgrund der menschlichen Natur zurückschreckt, wie der erstere Pessimist, obgleich er sich die Miene giebt, jene Abgründe nicht zu sehen.

Mit dem allen ist nun die Frage: welche der beiden Methoden die zweckentsprechendere ist, d. h.

welche am nächsten zu dem Ziele führt, die Phantasie des Hörers (oder Lesers) mit dem deutlichsten Bilde, mit der tiefsten Einsicht in das Wesen des dargestellten Objektes zu erfüllen und vertraut zu machen, keineswegs entschieden. Ich meine aber, daß sie eben nicht zu entscheiden ist. Mit jeder der beiden Methoden, wenn sie nur richtig von einem vollkräftigen Dichter angewandt wird, sind die höchsten Wirkungen zu erzielen. Oder wären etwa die typischen Gestalten im Wilhelm Meister (ich spreche von den Lehrjahren) weniger kraftvoll, weniger — um das Schlagwort zu gebrauchen — wahr, als die höchst individualistischen im Copperfield? Stehen Wilhelm, Serlo, Laertes, Philine, Mignon nicht ebenso greifbar deutlich vor dem inneren Auge, wie David, Steerforth, Mickawber, Emily, Agnes? bleiben sie weniger zäh im Gedächtnisse haften?

Aber höre ich sagen: was Goethe, was Dickens, was typische, was individualistische Methode! Es giebt eine dritte, von der unsere litterarischen Vorfahren im besten Falle eine dämmernde Ahnung hatten; die völlig klar zu legen, auszubilden, anzuwenden uns vorbehalten war, und mit deren Hilfe wir der Dichtkunst erst zu ihrem wirklichen Leben verholfen haben.

Ich werde am Schluß dieses Werkes bei der Analyse der Problematischen Naturen des ausführlichen darlegen, was ich von der Berechtigung dieses Einwurfes halte. Vorderhand muß ich die Frage in der Schwebe lassen, oder wir müßten uns noch weiter, als wir es bereits gethan, von unserer Aufgabe entfernen. Sie bestand aber darin, den Leser

bekannt zu machen mit dem wissenschaftlichen Problem, an dessen Lösung ich mit solchem Vertrauen gegangen war, um dies Vertrauen allmälig einzubüßen und schließlich an der Lösung zu verzweifeln. Ich hätte das letztere sicher nicht gethan, wäre mir die Sache auch nur annähernd so klar gewesen, als sie jetzt hinzustellen mir hoffentlich gelungen ist. Das war aber keineswegs der Fall. Man kann von der Richtigkeit eines mathematischen Satzes völlig überzeugt und doch nicht im stande sein, den Beweis für die Richtigkeit bis zur Evidenz zu führen. In dieser wenig beneidenswerten Lage fand ich mich meinem Thema gegenüber, nachdem ich wochenlang darüber gegrübelt. Schiller hatte gegen Humboldt völlig unrecht — das stand bei mir fest; darin bestärkte ich mich von Tage zu Tage mehr, um von Tage zu Tage mehr inne zu werden, daß es meine Kraft überstieg, andere von meiner Überzeugung zu überzeugen. Worin für mich die unüberwindliche Schwierigkeit lag, sehe ich freilich jetzt deutlich: in der Führung des Nachweises der falschen Anwendung, die Schiller von den Begriffen: Ideal, idealisch, idealisieren macht. Anstatt diese Begriffe, wie man es vielleicht immer sollte, und er in diesem Falle durchaus verpflichtet war, im künstlerischen Verstande zu nehmen, wo sie sich nur auf die Umwandlung beziehen, welche sich das Naturobjekt bei seinem Durchgang durch die Phantasie und in der Abhängigkeit des Künstlers von seinen Darstellungsmitteln gefallen lassen muß, überträgt er sie auf das intellektuelle und moralische Gebiet, mit dem er sich fortwährend zu schaffen macht und so, wie wir gesehen haben,

ein fortwährendes und heilloses Quiproquo hervorbringt.

Aus dieser Verlegenheit mich etwa durch eine kluge Vertuschung meiner Unzulänglichkeit zu ziehen, fehlte mir die Geschicklichkeit. Es gebrach mir dazu aber auch an der Energie, welche uns das lebhafte Verlangen nach der Erreichung eines äußeren Zieles giebt. Ich hatte bis jetzt nur nach rein inneren Zielen gestrebt; nach anderen zu trachten ging schnurstracks gegen meine Natur. War das äußere Ziel erreichbar zugleich mit dem inneren, so mochte es sein. Es ohne das letztere zu erreichen, hatte für mich nicht nur keinen Wert; es erschien mir einfach unwürdig. Ich wollte die Festung erobern, nicht mich in sie einschleichen.

Aber vielleicht war sie doch zu erobern, wenn ich die Laufgräben tiefer zog, mehr Belagerungsgeschütz herbeischaffte, den Angriff von einem anderen Punkte aus unternahm, sollte es auch, dahin zu gelangen, einen weiten Umweg kosten. War ich doch von Jugend auf gewohnt, gegen Schwierigkeiten, die sich mir, sei es auf welchem Gebiete immer, boten, die Zähigkeit der Energie in die Schranken zu rufen! Verzweifelte ich doch nicht daran, meine Novelle, welche nun bereits seit anderthalb Jahren unberührt im Kasten lag, eines schönen Tages glücklich zu Ende zu führen! Weshalb sollte ich jetzt nach ein paar Monaten fruchtloser Arbeit bereits die Waffen strecken? Freilich würde das, was ich nun vorhatte, meine ganze Energie herausfordern.

Es war mir nicht unbekannt, daß Schiller, der Philosoph, Kants Schüler war. Ein Schüler, auch

der begabteste, versteht den Lehrer nicht immer. Möglicherweise war Schiller mir nur deshalb unverständlich, weil er selber Kant nicht verstanden, das reine Wasser der Quelle durch ungehörige Zusätze getrübt hatte. Auf alle Fälle verlohnte es sich, einmal zu der Quelle selbst hinaufzusteigen.

Ich hatte bereits während meiner früheren Spinoza-Studien den Versuch gemacht, in Kant einzudringen, und seine Kritik der reinen Vernunft mit größter Aufmerksamkeit wiederholt gelesen. So glaubte ich jetzt von diesem seinem Hauptwerke absehen und mich sogleich an die Kritik der Urteilskraft machen zu dürfen, in welcher selbstverständlich der das speciellere ästhetische Gebiet betreffende Teil mein Interesse besonders fesselte. Und hier glaubte ich denn auch nach einigem Suchen den Punkt gefunden zu haben, von dem Schillers schiefe Darstellung ausging. Es war die Lehre vom Erhabenen. Man kennt jenen wundervollen kantischen Nachweis, wie das Erhabene nicht außer uns, sondern in uns ist; wir selbst es sind, die uns als intelligible Wesen kraft unserer Vernunft über die Sinnlichkeit erheben in demselben Augenblick, in welchem wir uns dem schlechthin Großen gegenüber schlechthin ohnmächtig, in unserem sinnlichen Dasein gleichsam vernichtet fühlen. Wir würden uns aber nicht vernichtet fühlen, wenn unsere Einbildungskraft nicht vorher in dem Versuch der Vorstellung des schlechthin Großen erlahmt wäre und wir davon das zerschmetternde Bewußtsein hätten. Dieses Bewußtsein appelliert, wie ein Trompetenstoß, an das in uns, was über jede gegebene Größe hinausgeht: an die reine Vernunft, die durch ihre Ideen

fassen kann, was bildlich vorzustellen die Einbildungskraft schlechterdings nicht die Macht hat. So ist denn „erhaben, was auch nur denken zu können ein Vermögen des Gemüts beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft.“

Hier scheint nun das Erhabene nicht aus dem Gebiete der spekulativen Ästhetik, wohl aber aus dem der praktischen Kunst auszuscheiden. Wie sollte die Kunst mit ihren Mitteln darzustellen vermögen, was sich vorzustellen die Einbildungskraft erlahmt? Indessen der Philosoph weiß sich zu helfen. Ist auch das „schlechthin Große“, das, indem es uns zu zermalmen drohte, uns durch den Appell an unseren intelligiblen Charakter erhob, zweifellos nicht darstellbar, so findet dieser Prozeß doch ein Analogon auf dem moralischen Gebiet, auf dem Kampfplatz der sittlichen Idee und der sinnlichen Neigungen. Das Erhabene soll jederzeit auf die moralische Denkart und die Maximen bezogen werden. Die Träger der Maximen, die Repräsentanten der sittlichen Idee, die Idealmenschen, sind es, die allein als erhabene Erscheinungen gelten. Ihre Erhabenheit besteht in der Hingebung und Aufopferung für das Gute. Nur durch diese Aufopferung wird die Erhabenheit bewährt und in der Erscheinung vollendet.

Dieser Idealmensch also war es, der Schillern das Concept verdorben hatte: der Idealmensch, der im Kampfe mit der Sinnlichkeit sich seine Tugendsporen verdient; der in dem harten Kampfe verlernt hat, Natur zu sein, aber sich doch nicht entbrechen kann, nach der ihm verloren gegangenen zu suchen;

der, sich in der Suche nicht zu irren, die subtilsten Distinctionen macht zwischen der „wirklichen“ und der „wahren“, zwischen der „schlechten“ und der „schönen“ Natur; der sich nur durch „das Unendliche des Gedankens“ befriedigt fühlt und deshalb die „Darstellung eines Absoluten“ verlangt; dafür hält, daß der Dichter „einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen muß“, da „beiden Forderungen Genüge leisten zu wollen, der sicherste Weg sei, beide zu verfehlen;“ der „den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elysium führen will;“ und der schließlich, alle diese schönen sieben Sachen zu ermöglichen, neben der Dichtung, wie sie Homer, Shakespeare, Cervantes, Goethe geübt haben, noch eine besondere, die sentimentale, postuliert.

Ich muß jetzt lächeln über den Eifer, welcher mich so das Kind mit dem Bade ausschütten ließ. Aber mir brannte die Stirn. Ich wollte diesem Idealmenschen, der mir die ganze Ästhetik zu verderben schien, das Handwerk legen; ihn in der Burg, von der aus er seine schlimmen Raubzüge in die poetischen Gefilde machte, aufsuchen, bekämpfen, knebeln, ein für allemal unschädlich machen. Seine Burg aber, das wußte ich, war Kants Kritik der praktischen Vernunft. So machte ich mich denn ohne Säumen dahin auf den Weg.

Man kann sich denken, wie es dem Spinozisten hier erging. Es war ein Streiten auf Tod und Leben mit jenem fürchterlichen „Ding an sich“, das die Kritik der reinen Vernunft zu einem Schemen ausgehöhlt hatte, und das nun hier im Licht der

praktischen Vernunft umherwandelte, als sei ihm nichts geschehen; der stolzen praktischen Vernunft, die alles Mögliche „postulierte", auf das die bescheidene reine Vernunft verzichtet hatte: Unsterblichkeit, einen Gott, der sich auch in seiner Gnade den irrenden Menschen offenbaren konnte, während er die Gnadenwahl als unveräußerliches Majestätsrecht für sich zurückbehielt. Ein verzweifeltes Ringen mit jenem Gewaltigen, der sich „kategorischer Imperativ" nannte und den Schillerschen „Riesenkampf der Pflicht" in Permanenz erklärte, in der Hand das zweischneidige Schwert des Gewissens, das ihm eine konstante Größe war, während ich bei den Manen Spinozas schwur, daß es eine variable, eine unendlich variable sei: anders bei Peter als bei Paul, anders bei dem Kaiser von China als bei dem Professor Immanuel Kant, anders bei den Griechen als bei den Römern, anders durch alle Völker und alle Zeiten der Weltgeschichte.

Nein: Kant war nicht der Philosoph der Dichter. In dem ungeheuren Dom seiner Philosophie mit seinem unabsehbaren Längsschiff der transcendentalen Analytik, das im rechten Winkel von dem in Dämmerung endigenden Querschiff der transcendentalen Dialektik durchschnitten wird; mit seinen himmelragenden Säulen der Kategorien, auf denen die Gewölbe der Ideen ruhen mit ihren verschiedenen kategorischen, hypothetischen, disjunktiven Konstruktionen; — in diesem Dom, aus dessen schmalen Mauerspalten der schwindelnde Turmbesteiger nur je zuweilen die schöne Gotteswelt in mikroskopischer Ferne unter sich liegen sah; — in diesem Dom mit seinen

Grau in Grau getünchten Wänden und seiner dünnen transcendentalen Luft konnte der Dichter nicht atmen, nicht leben*). Der kluge Goethe wußte recht gut, weshalb er Kants unheimlichen Riesenbau seinem Freunde Schiller überließ und den Garten Spinozas für sich behielt. Den Garten, in dem uns allüberall der Atem Gottes so erquicklich anweht; die wildesten Leidenschaftsbestien friedlich mit den sanftesten Tugendlämmern weiden; die Menschen in paradiesischer Unschuld nackt gehen, nicht trotzdem, sondern weil sie vom Baum der Erkenntnis gegessen haben und wissen, daß einer des anderen Handlungen nicht belachen, beklagen, verabscheuen, sondern begreifen soll. Wahrlich, nur aus einer solchen Philosophie, die keine Natur kennt, welche verloren gehen kann; in der alles Natur und die Natur alles ist, die von einem Dualismus auf keinem Gebiete weiß, konnte auch eine einheitliche, eine wahrhafte Ästhetik hervorgehen. Wenn der Meister, sie auszubauen, keinen Finger gerührt hatte, so war das vielleicht um so besser; so wurde der, welcher nach ihm das Werk unternahm, durch keine meisterliche Autorität eingezwängt. Für das Fundament brauchte er nicht zu sorgen: das lag für alle Ewigkeiten festgemauert da. Er hatte nichts zu thun, als den neuen Seitenflügel

---

*) Ich hoffe, daß man in dem obigen vornehmlich den jungen Menschen sprechen hört, dem die philosophische Größe Kants noch incommensurabel war; ebenso wie ich mich vor dem Verdacht gesichert glaube, als habe ich in der früheren Polemik gegen Schiller, den Ästhetiker, — die ich freilich auch noch jetzt vertrete — Schiller, dem Dichter, ein kleinstes Blättchen aus seinem Ruhmeskranze rauben wollen. Der Verfasser.

dem ehrwürdigen Hauptgebäude anzupassen. Eine Aufgabe, die früher oder später in Angriff genommen werden, dem, der sie durchführte, großen wohlverdienten Ruhm eintragen mußte und die ich am liebsten selbst auf der Stelle in Angriff genommen hätte, wäre nicht meine Kraft in dem Kampfe, aus dem ich eben herkam, völlig erschöpft und ich in dieser Erschöpfung ein Spielball jener Wünsche und Aspirationen gewesen, die ich so lange gewaltsam zurückgedrängt hatte, und die nun von allen Seiten auf den Wehrlosen einstürmten.

Der wirre Zustand meiner Seele in diesem entscheidenden Augenblicke ist in den Briefen, die ich um diese Zeit an den Vertrauten meines Herzens, den geliebten Freund, schrieb, klar ausgedrückt. Möge es mir deshalb verstattet sein, einige Bruchstücke aus denselben wörtlich zu citieren.

„Vor einigen Tagen habe ich Davison als Hamlet gesehen, und mein alter Aberglaube, daß ich einen vortrefflichen Schauspieler abgeben würde, ist von neuem erwacht. Merkwürdig! In allen übrigen Künsten bescheide ich mich und sage: das wirst Du nie können. In der Schauspielkunst ist das durchaus nicht der Fall und ich spreche — nicht in Exaltation, sondern ganz ruhig: das würdest Du auch können. Wieder bin ich in der alten Verlegenheit; will aber weiter keine Worte darüber verlieren, da Diskussionen über diesen Punkt uns nachgerade langweilig geworden sein müssen. Ich höre, Davison will noch den Othello, Fiesco spielen; ich glaube auch: Carl und Franz Moor. Hamlet, Clavigo, Mephisto hat er schon gespielt. Was seine Auffassung

Hamlets betrifft, so bin ich im ganzen wohl mit ihm einverstanden, oder vielmehr: nicht mit ihm einverstanden, d. h. ich würde ihn weicher, träumerischer, blöder, schwachgemuter nehmen. Wie er ihn aber genommen hat, läßt er kaum etwas zu wünschen übrig. — Doch darüber kann man so wenig schreiben! So etwas muß man zusammen gesehen haben und am nächsten Morgen noch einmal durchspielen und -sprechen. Sonst hat es keine Art. Noch einige Einzelheiten:

1. Halten Sie Catilina für ein gutes tragisches Sujet?

2. Sind Sie sehr gegen Romane in Briefen und halten Sie die Darstellung einer „problematischen Natur" in dem Sinne Goethes für ein mißliches Unternehmen?

Und wenige Tage später:

„Wahrlich, ich ertrage es nicht länger. Dieses ungeheure Mißverhältnis zwischen receptiver und produktiver Thätigkeit ist der Tod der geistigen Gesundheit. Mein Lebensmut ist fast gänzlich gebrochen. Ich verlerne über dem ewigen Lesen das Schreiben und Sprechen und wenn ich einmal einen Gedanken habe, der nur etwas nach Originalität schmeckt, freue ich mich über ihn, wie ein Wilder über eine bunte Glaskoralle. Es wird doch nimmermehr ein ordentlicher Gelehrter aus mir; ich habe die zähe Ausdauer und die stoische Resignation nicht, durch die einzig und allein bedeutende Resultate auf diesem Felde zu erzielen sind. Schließlich: ich habe auch keine rechte Achtung vor diesen Resultaten. Der Tropfen Künstlerblut in meinen Adern stört den normalen Puls, dessen sich der Gelehrte erfreuen

muß, und macht mich bei den tiefsinnigsten Erörterungen meiner Ästhetiker zappeln, wie den Fisch an der Angel auf dem Sande. Es ist das nun einmal mein eigentliches Element nicht. Ich muß zurück, wohin ich gehöre und zwar in aller Kürze; sonst, fühle ich, möchte es für ewig zu spät sein.

Ich nannte vor einiger Zeit das Theater einen für mich überwundenen Standpunkt, weil der Schauspieler, im besten Falle, der Diener eines Höheren sei, und ich in mir etwas fühle, ‚das ich gern Herr nennen möchte.‘ Vielleicht hat das auch seine Richtigkeit; der Umstand wenigstens, daß in dieser Kunst und nur in dieser, Frauen es den Männern gleich thun können, spricht sehr dafür. Aber mein Stolz ist gebrochen. Ich will mich gern mit der zweiten Rolle begnügen und, da ich nicht Herr sein kann, Diener sein — um doch wenigstens etwas zu sein. Wenn wir lange genug für den höchsten Jupiter gearbeitet haben, möchten wir doch auch einmal einer freien Stunde genießen, in der wir unsere eigenen kleinen Angelegenheiten ein wenig besorgen können. Alles Glück und Wohlsein beruht am Ende darauf, daß wir recht herzlich beten, dann uns aber auch unsere Suppe recht herzlich schmecken lassen. Ich weiß mich als ein verklingender Ton in der großen Harmonie; aber gerade deshalb habe ich das Recht, meiner Individualität den energischsten Ausdruck zu geben. Ich weiß, daß auch das beste, was ich zu schaffen im stande bin, Stückwerk ist — und dennoch fange ich von neuem an, nachdem ich eben ein solches beiseite geworfen. Und nun: fabula docet: Stückwerk ist Stückwerk; aber Stückwerk muß sein; d. h.,

nachdem ich mit löblicher Entäußerung meiner angeborenen Neigungen lange Zeit in den Gefilden der Philosophie ein schemenhaftes Dasein geführt, regt sich in mir das billige Verlangen, mich von Zeit zu Zeit, wo möglich alle Tage, so recht in meinem esse fühlen zu können. Dieses aber ist und bleibt nun einmal die Schauspielerei; und deshalb werde ich jetzt allen Ernstes und ohne Verzug thun, wozu mich der Geist treibt. Ich will mich jeden Tag zu Bett legen können mit dem deutlichen Bewußtsein, etwas ganz Bestimmtes geschafft zu haben und wäre es auch nur eine Bedientenrolle von drei Worten. Ich kann mich täuschen — gebe der Himmel, daß ich es nicht thue! — aber ich glaube fest, daß ich so zu einer Ruhe, zu der Freude am Dasein kommen werde, die ich bis dahin mehr ersehnt als genossen habe."

Der Entschluß, sagt Goethe, ist immer nur das Werk eines Augenblicks. Ich muß annehmen, daß ich mich bereits seit Wochen mit dem Plane getragen hatte, der nun eines Morgens — es mag nach der Nacht gewesen sein, in welcher ich den obigen Brief an den Freund schrieb, — zur Ausführung kam. Ich packte meinen Koffer mit der Eile jemandes, der eine plötzlich notwendig gewordene unaufschiebbare Reise anzutreten hat, und war eine Stunde später auf dem Wege nach Magdeburg.

Wenn die Sorge in alter Zeit es fertig brachte, das schnelle Schiff zu begleiten und das Roß des eilenden Reiters zu umschweben, so konnte ich mich

unterwegs überzeugen, daß es ihr keinerlei Mühe macht, mit einem modernen Kurierzuge Schritt zu halten. Ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, den Platz im Coupé mit ihr teilen. Man schreibt, auch an einen geliebten Freund, nicht alles, was man auf dem Herzen hat. So ist zwar die Unruhe, die in mir wühlte, in den obigen Briefen zu einem leidlich richtigen Ausdruck gekommen; aber doch wohl nicht der ganze unheimliche Grund aufgedeckt, aus dem sie, wie aus dem Krater eines Vulkans, mit dunkler Glut herausquoll. Es schwelten da noch andere quälende Feuer. Man hatte in meiner Familie mit Bestimmtheit angenommen, ich werde in wenig Wochen mit meiner Arbeit zu stande kommen; jetzt waren Monate vergangen und noch immer war nicht abzusehen, wann ich sie würde beendigt haben. Vielmehr: ich wußte, sie würde nie beendigt werden; ich würde aus diesem Thema, wie es denn bereits geschehen, in ein zweites geraten, aus dem zweiten in ein drittes; ich würde mich an diesem Danaidenfaß zu Tode quälen. Dennoch hätte ich es sicher noch eine Zeitlang mit angesehen, wäre ich ein reicher Mann gewesen. Aber das war ich nicht und — ich war abhängig. Das brannte auf meiner Seele. Ich hatte diese Abhängigkeit von mir geworfen in dem Augenblicke, als sich mir die Möglichkeit bot, für mich selbst zu sorgen. Jetzt, nach drei Jahren, nachdem mein Selbstgefühl um so viel gewachsen, mein stolzer Hang zur Einsamkeit, meine heiße Freiheitsliebe nur so viel größer, glühender geworden waren, schnitt mir die Kette, die mich vormals schon arg genug gedrückt hatte, bis ins Fleisch. Es war

nicht mehr eine bloß seelische Qual; es nagte physisch an meinem Herzen. Ich hatte — wie oft! — in der Einsamkeit meines Zimmers, unter den alten Eichen in den Tiefen des Rosenthals aufgestöhnt, aufgeschrieen wie ein gequältes Tier. Lieber ein Ende mit Schrecken, als dies Schrecken ohne Ende!

Weshalb hatte ich mich aus meinem Elemente locken und treiben lassen in ein anderes, mir fremdes, meiner Natur feindliches? Mir eine bürgerliche Stellung zu erringen? Was war mir an der gelegen? weniger als nichts! Nein, die Kette, an der ich ras'te, war lang, sehr lang. Sie reichte bis auf das Gut meiner pommerschen Freunde; und ihr erstes Glied wurde geschmiedet, als ich auf der Reise nach Rügen, wo ich Lokalstudien machen wollte für den Roman, den ich im Kopfe trug, vor der Thür des Landhauses still hielt und in ein paar Augen blickte, die mich nicht wieder fortließen, meine Absicht vergessen machten, aus meiner Bahn lockten weiter und weiter — so weit, daß ich nur mit einem Salto mortale dahin zurückzugelangen hoffen durfte.

Dies war der tödliche Sprung. Die Sorge, die neben mir kauerte, raunte es mir in die Ohren — leise und doch durch das Gerassel der Räder, das Geschwätz der Mitreisenden hörbar genug. Sie flüsterte: Was du da gestern dem Freunde geschrieben — nun, als du es schriebst, magst du daran geglaubt haben; auch wohl sonst in Momenten, wo dir der Sinn befangen war, wie eines, der einen sehr lebhaften Traum gehabt hat, aus dem er sich nur mit Mühe auf die Wirklichkeit besinnt. Aber jetzt, aber heute? Hand aufs Herz! Würdest du dich be-

friedigt zu Bett legen, nachdem du eine Bedientenrolle von drei Worten gespielt? Würdest du es, nachdem du den Hamlet tragiert unter all' dem rauschenden Beifall, der da neulich den großen Mimen umwogte, trotzdem er dir stellenweise nur eine Karrikatur des melancholischen Dänenprinzen schien? Genau so, wie du — und gelänge dir deine Absicht völlig — einem und dem anderen im Parkett erscheinen würdest, erscheinen müßtest? Und so würde dir der Dienst einer Kunst, die wieder einer anderen Kunst dient, abermals zur peinlichen Fessel werden, bis du sie eines Tages abstreiftest, wie die, aus der du dich eben losgerungen hast. Weshalb also beginnen, was niemals zu einem gedeihlichen Ende geführt werden kann?

Es war zu spät. Unaufhaltsam weiter rasselte der Zug. Ich glaube, ich hätte nicht mit der Wimper gezuckt, wäre er in einen Abgrund gerasselt und ich meiner grauen Gefährtin ledig und alles vorbei gewesen.

Aber so sollte es nicht sein. Wohlbehalten gelangten wir beide nach Magdeburg.

Daß ich die Stadt, in der ich geboren, zum ersten Ziel genommen, war eine Verlegenheitsauskunft. Ich hatte nur eben von Leipzig fortgewollt, ohne sofort den eigentlichen Grund meiner Flucht aller Welt erklären zu müssen. Ein Besuch meiner Verwandten in Magdeburg bot eine Erklärung, die für den Augenblick genügen mochte. Ich wollte mich für ein paar Tage von meiner angestrengten Arbeit erholen. Man hatte mich schon mehrmals dringend eingeladen; ich wurde mit offenen Armen von der

Schwester, ihrem braven Gatten, den zu Jungfrauen heranblühenden drei Töchtern, einem munteren jüngeren Sohne aufgenommen. Man fand mich über Gebühr blaß und angegriffen; man erschöpfte sich in gastfreundlichen Aufmerksamkeiten und begriff nicht, daß die Wolke von meiner Stirn nicht weichen wollte. Ich ließ so eine Woche verstreichen; dann entdeckte ich mich der Schwester. Sie erschrak heftig, wie ich es erwartet hatte; faßte sich aber alsbald, wie ich es nicht minder vorausgesehen. Denn sie war nicht nur eine mutige Seele, sondern auch eine von den Naturen, die, mit lebhafter Phantasie ausgestattet, eigentlich jedes Ungewöhnliche, als eine Unterbrechung der farblos eintönigen Wirklichkeit, mit Freuden begrüßen. Diese meine Kenntnis ihres Charakters mochte mit ein Grund gewesen sein, weshalb ich mich zuerst hierher gewandt und was mich meine Beichte ohne besonderes Herzklopfen hatte ablegen lassen. Es war selbstverständlich und also verzeihlich, daß ich mich ihr, wie dem Freunde gegenüber, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen darstellte. Ich habe später Ursache gehabt, anzunehmen, daß sie, als eine kluge Frau, an die Unwiderstehlichkeit dieses Dranges so recht von Herzen nie geglaubt hat. Indessen sie sah zugleich die Unmöglichkeit, mich durch Überredung von der Ausführung meines Planes abzubringen; und daß ihr nichts übrig blieb, als, indem sie auf den Plan selbst einging, die Ausführung in eine Bahn zu lenken, aus der im schlimmsten Falle, den sie vorausahnen mochte, eine Umkehr möglich war. In dem hellen Kopfe gestaltete sich alles mit überraschender Sicherheit. Der Rat Dessoirs,

ich solle an eine Bühne mit dem unaussprechlichen Namen gehen, sei ja völlig unausführbar. Nicht drei Tage würde ich es in einer solchen Umgebung aushalten. Auch habe das Berliner Orakel eine kleine Provinzialbühne für zulässig erklärt. Die Magdeburger sei zwar keine kleine — im Gegenteil: man habe alle Ursache, stolz auf sein Stadttheater zu sein. Indessen auf ein wenig kleiner oder größer könne es unmöglich ankommen. Die Hauptsache sei: überhaupt anzukommen, auf die Bretter zu kommen. Das lasse sich hier ohne nennenswerte Schwierigkeit bewerkstelligen. Sie kenne einen und den anderen der Theaterleute persönlich; die erste Heldin, Fräulein J., verkehre sogar freundschaftlich in ihrem Hause. Es sei ein Zufall, daß sie während dieser Tage nicht vorgesprochen. Durch Fräulein J., oder eines der anderen Mitglieder ließe sich leicht an den Director kommen, der für einen sehr gebildeten Mann gelte und gewiß auch einer sei. Die Unterredung mit dem Direktor werde dann den Ausschlag geben für das weitere, von dem wir annehmen wollten, daß es meinen Wünschen, die sie ja auch zu den ihrigen mache, entsprechen werde. Trete das Gegenteil ein — nun, daran dürfe man vorläufig nicht denken, wohl aber, ob es ebenso möglich, wie wünschenswert, die Sache bis auf jenes weitere geheim zu halten. Diese Möglichkeit sei zweifellos vorhanden. Persönlich kenne mich in der Stadt niemand mit Ausnahme der Familie selbst, die nicht in Rechnung komme, und der Hausfreunde, auf deren Diskretion man mit Bestimmtheit rechnen dürfe. Natürlich werde ich unter fremdem Namen auftreten müssen. Der

fremde Name werde um so weniger auffallen, als das Stadttheater gerade jetzt, wie stets zu dieser Jahreszeit, seine Sommerbühne beziehe, bei welcher Gelegenheit dann immer einige alte Mitglieder ausschieden, um neuen unbekannten Platz zu machen. Das ganze Experiment — wollten wir es einmal in diesem Lichte betrachten — werde wenige Wochen in Anspruch nehmen, während derer ich für den Vater eben bei der Schwester auf einem Besuch sei, der sich aus diesem oder jenem Grunde ein wenig in die Länge ziehe. Der gute Vater freilich werde große Augen machen, wenn er nachträglich den wirklichen Grund und Zweck des Besuches erfahre; aber geschehene Dinge seien eben nicht zu ändern. Der Treffliche werde sich in das Unabänderliche fügen, und vielleicht weniger schwer, als wir in unserem schlechten Gewissen anzunehmen wagten. Sie erinnere sich noch sehr wohl, daß er in der Magdeburger Zeit ein eifriger Besucher des Theaters gewesen sei. Auf keinen Fall werde es dem einst lebenslustigen Mann schwerer fallen, sich in einen Theatermenschen hineinzudenken, als in einen Gelehrten. Habe sie ihn doch im vergangenen Herbst auf der Familienkonferenz wiederholt seufzend und kopfschüttelnd sagen hören: aus dem Fritz wird seine Lebtage kein Gelehrter! Nun, so treffe eben die seufzende Prophezeiung ein, die sich in Freude verwandeln werde, wenn die Nachricht einlaufe: der Fritz ist allerdings kein Gelehrter, aber ein großer Schauspieler geworden.

So sprach die Gute, sich, nach der Weise sanguinischer Menschen, immer eifriger in ihren Plan hineinredend, um, als derselbe fertig vor ihrer

Phantasie stand, ihn für den einzig richtigen, besten in dieser besten aller Welten zu halten. Ich, Thor, der ich war, erklärte mich einverstanden, während es doch nur eines geringen Nachdenkens bedurft hätte, um einzusehen, daß der Plan an einem Kardinalfehler litt, und der alte Theatermann in Berlin recht gehabt hatte. Er hatte mit seinem scharfen Blick den Wankelmut in meinen Augen flackern sehen und sich gesagt: dieser junge Mann wird die Insel nie erobern, es sei denn, daß er die Schiffe hinter sich verbrennt. Behält er auch nur ein Bot übrig, wird er sich nach dem ersten Fehlschlagen zu retten suchen. Der Plan der Schwester, klug, wie er ersonnen war, kühn, ja wagehalsig, wie die Ausführung schien — das letzte Bot hatte er nicht verbrannt. Ich will nicht sagen, daß ich mich damit tröstete; ja, ich bin überzeugt: ich sah das Bot in diesem Augenblicke wirklich nicht. Aber es war nichtsdestoweniger da; und alles gegen nichts zu wetten, daß ich es zu finden wissen würde in dem Augenblicke, wo die momentane schnelle Farbe der Entschließung von des nachhinkenden Gedankens Bläße angekränkelt war.

Vorläufig trugen die ersten Schritte, die ich unternahm, die wünschenswerte Farbe, trotzdem ich nicht behaupten konnte, daß sie besonders erfolgreich waren. Durch den Eifer der Schwester war die Bekanntschaft mit Fräulein J. schnell vermittelt worden. In der „ersten Heldin" fand ich ein nicht mehr junges, und, wie mir schien, herzlich unbedeutendes Mädchen, das ich, wäre ich ihm sonst begegnet, für die ehrbare Directrice eines Konfections-

geschäftes oder etwas der Art, nimmermehr für eine Schauspielerin gehalten haben würde. Ich ließ daher ihr zweideutiges Urteil über einige deklamatorische Vorträge, die ich ihr auf ihren Wunsch gehalten hatte, auf sich beruhen. Sie meinte: es sei das alles ganz schön, klinge auch sogar gut; aber schauspielerisch sei es nicht. Die Erklärung dieses ihres Ausspruches müsse sie mir schuldig bleiben — aus guten Gründen, wie ich für mich hinzufügte. Höchst auffallender Weise lautete das Verdikt eines vertrautesten Comités von Hausfreunden, denen ich ein paar Tage später meine Künste zum besten gab, wenngleich mit anderen Worten ausgesprochen, dem Sinne nach nicht viel anders, ja, eigentlich identisch. Sie waren der Meinung, nachdem ich ihnen mit einigen Stücken aus Faust, Hamlet, Julius Cäsar (aus letzterem selbstverständlich die Rede des Antonius) aufgewartet: das sei vortrefflich im Munde eines Professors, der ein Kolleg — publice und gratis — über die betreffenden Stücke lese und seine ästhetischen Auseinandersetzungen durch das Vorlesen einer und der anderen Stelle illustrieren wolle. Ob es auf dem Theater gleich wirksam sein werde, daran müßten sie bescheiden zweifeln. Vor der Hand. Dies solle bei Leibe kein endgiltiges Urteil sein! Möchte es doch sogar nur an der Akustik des Zimmers liegen, wenn selbst mein Organ bei aller offenbaren Kraft für sie etwas Unbiegsames, um nicht zu sagen: Hohles, Bleiernes gehabt habe. Von den Bretttern herab werde es schon anders klingen. Überhaupt könne man eine schauspielerische Begabung nur nach ihrer Leistung auf den Brettern taxieren;

genau so, wie man den dramatisch-theatralischen Wert eines Stückes nur nach der Aufführung zu beurteilen im stande sei.

Mit dem allen war ich völlig einverstanden, sogar mit dem, was man von meiner Stimme gesagt hatte. Sie kam mir selbst wie eingerostet vor. Und das war kein Wunder. Hatte ich doch in diesem monatelangen einsamen Brüten über den Büchern fast das Sprechen verlernt! Und wohl mochte meine Auffassung der betreffenden Stellen für andere etwas Fremdartiges haben, da ich bei ihrem Einstudieren — wenn davon überhaupt die Rede sein konnte — eigentlich nie an andere und die Wirkung, die meine Leistung bei ihnen hervorbringen möchte, gedacht hatte, sondern ich mir selbst Darsteller und Publikum gewesen war. Es würde also darauf ankommen, das mir so Geläufige, durchsichtig Klare gleichsam aus meiner Sprache in die der anderen zu übersetzen. Warum sollte mir das bei einiger Übung und Aufmerksamkeit nicht gelingen?

Inzwischen wartete ich noch immer vergeblich auf die mir von Fräulein J. bei ihrem Direktor ausgemittelte Audienz. Endlich hatte der Vielbeschäftigte eine Stunde für mich. Ich traf einen Mann in mittleren Jahren von feinsten Manieren und ausgesuchter Höflichkeit, schlank, beweglich, redegewandt, wie die meisten Schauspieler, und der sich offenbar gern reden hörte. Man hatte mir gesagt, daß er schwindsüchtig sei. Eine gewisse fieberische Röte auf den etwas mageren Wangen schien das zu bestätigen, mehr noch die nervöse Erregtheit, die aus jeder Miene, Geste, aus jedem Ton sprach. Er ließ

mich eigentlich gar nicht zu Worte kommen, da er von Fräulein J. alles Nötige erfahren habe und sogleich zur Sache übergehen könne. Diese bestand nun zu meinem nicht geringen Erstaunen darin, daß er es für seine Pflicht erklärte, mir auf das entschiedenste von meinem Vorhaben abzuraten. Er rate jedem ab, Schauspieler zu werden. Es sei herzlich wenig Segen bei dem Berufe, aber Unsegen die Hülle und Fülle. Schauspieler dürfe und könne nur werden, wer einen Drang dazu in sich fühle, der ihm die Ausübung jedes anderen Berufes zur Unmöglichkeit mache. Ich erlaubte mir einzuwenden, ob das nicht — alles in allem — doch etwas zu pessimistisch von dem Schauspielerberufe denken heiße? — Sie werden, rief der Erregte, darüber ebenso denken, wenn Sie so lange Schauspieler gewesen sind, wie ich. — Aber wie soll ich dahin kommen, rief ich nun auch erregt, wenn Sie, Herr Direktor, durch Ihre eindringliche Abmahnung mir den ersten Schritt auf die Bühne so erschweren, ja, unmöglich machen? — Der eifrige Mann sah, daß er zu weit gegangen war, und lenkte ein. — So sei es nicht gemeint. Er habe es nur für angezeigt gehalten, mich zu einer nochmaligen ernsten Prüfung meines Vorhabens aufzufordern. Im übrigen wolle er mir gern behülflich sein. Ich möge entschuldigen, wenn er für jetzt die Unterredung abbreche, ohne eine Prüfung mit mir anzustellen, die ich sicher erwartet habe, und die mir auch werden solle in einigen Tagen, wenn er mit der Einrichtung des Sommertheaters aus dem Gröbsten heraus sei. Übrigens habe er bereits über mich mit einem seiner tüchtig-

sten Schauspieler, Herrn G., gesprochen, der bereit sei, einige Rollen vorläufig mit mir durchzugehen und mich auch sonst ein wenig au courant der Dinge zu setzen. — Damit war ich entlassen.

Ich trat auf die Straße mit einem Verdacht im Herzen, den das spätere Benehmen des Mannes mir bestätigt hat. Daß meine Verwandten sich hinter ihn gesteckt, und ihn beschworen hätten, mir auf jede Weise mein Vorhaben zu verleiden, war für mich ausgeschlossen. Aber sehr wahrscheinlich, vielmehr zweifellos schien mir, daß jenes Fräulein J. denn doch aus den Unterredungen mit meiner Schwester herausgehört hatte, wie wenig die Familie mit meinem Entschlusse einverstanden sei; daß sie darauf hin — wie ich gern annehmen wollte, in dem guten Glauben und der besten Absicht, meiner Schwester, auf deren Protektion sie großen Wert legte, einen namhaften Dienst zu leisten, — bei dem Direktor die Ohrenbläserin gemacht und mir so den immerhin sonderbaren Empfang bereitet habe. „Gewiß, gewiß", sagte ich mit dem im Vorzimmer des Sultans monologisierenden weisen Nathan: „er stürzte mit der Thür so ins Haus! Man pocht doch, hört doch erst, wenn man als Freund sich naht".

Mein nächster Ausgang führte mich zu dem Schauspieler, an den ich empfohlen war. Ich hatte mit Bestimmtheit angenommen, daß mich dieser Herr mit dem Liede des Direktors, nur vielleicht aus einer anderen Tonart, empfangen werde. Ich hatte mich geirrt.

Herr G. war ein schmächtiger Mann in der Mitte etwa der dreißiger Jahre, mit einem melan-

cholischen Ausdruck in dem nicht eben schönen Gesicht, der mich an den Trübsinn in Dessoirs Miene erinnerte. Das Leben mochte ihm Ursache gegeben haben, düster dreinzuschauen. Der entschiedenen schauspielerischen Begabung entsprachen die äußeren Mittel nicht. Es hatten ihm auch wohl Glück und Stern gefehlt, die den Unbedeutenderen so oft zu Stellen gelangen lassen, die den Bedeutenden offen bleiben sollten. So schien es denn mit seinen Glücksumständen nicht erfreulich zu stehen, und die kinderlose Häuslichkeit wurde durch seine Gattin nicht eben verschönt. Ihr Gesicht war durch einen schlimmen Fall, den sie gethan, auf eine peinliche Weise entstellt; übrigens eine brave, häusliche Frau mit dem entschiedensten Talent, aus schwarzem Glanzpapier ellenhohe Reiterstiefeln und sonst aus unscheinbarsten Dingen die hübschesten und notwendigsten theatralischen Requisiten hervorzuzaubern. Der melancholische Künstler selbst trat mir mit großer Freundlichkeit entgegen. Obgleich er schlimmere Grade des schauspielerischen Ungemachs durchlitten haben mochte als der redselige Direktor, kam es ihm nicht in den Sinn, mich vor einem Berufe zu warnen, an dem er selbst mit jeder Faser seines Herzens hing. Und was für mich wichtiger und erfreulicher war: er fand, während wir einige kleinere Rollen durchnahmen und ich ihm einige größere vortragen mußte, meine Leistungen gewiß nicht vollkommen, aber anerkennenswert für jemand, der sich nie zuvor auf den Brettern bewegt und nur sich selbst zum Lehrer gehabt hatte. Nebenbei: die Bretter seien für einen Schauspieler die besten, vielleicht die einzigen Lehrer; ich würde das bald

herausfinden, sobald ich nur erst auf ihnen Fuß gefaßt. Ob ich denn schon ein Repertoire habe? eine Anzahl von Rollen, die zu spielen ich mir getraue? — Ich hatte nichts derart; denn daß hier von Hamlet, Faust und anderen dramatischen Herrlichkeiten nicht die Rede sein könne, verstand sich von selbst. Auch habe ich, fügte ich entschuldigend hinzu, bei der Schnelligkeit, mit welcher ich meinen Entschluß gefaßt und ausgeführt, keine Zeit gehabt, an weitere Vorbereitungen zu denken. — Er meinte, das sei ein großer Übelstand, und dem schwer abzuhelfen. Man lebe auf der Sommerbühne von einem Tag zum anderen und müsse, so zu sagen, auf alles gefaßt und für alles bereit sein. Ob ich ein gutes Gedächtnis habe? — Ich glaube mich dessen zu erfreuen, erwiderte ich. — Nun, wenn das der Fall, wird es sich schon machen, tröstete er mich. Die Hauptsache ist, zu wissen, was der Direktor mit Ihnen vorhat. Hoffentlich erfahren wir das morgen.

Die Sache war, daß der Direktor mich endlich für den nächsten Vormittag nach der Probe zu einer Prüfung auf das Theater bestellt hatte. Er, mein freundlicher Lehrer und der Regisseur, ein Herr v. R., mit dem ich mittlerweile ebenfalls bekannt geworden, würden, so zu sagen, die Examinationskommission bilden. Die Wahl der Vorträge war mir freigestellt. Ich hatte mich auf Anraten meines Mentors für den „Reinhold“ in den Putlitzschen „Badekuren“, den „Bruder“ in dem Gutzkowschen „Fremdes Glück“ und, wenn es dazu kommen sollte, für die Rede des Antonius im Julius Cäsar entschieden.

Das Sommertheater lag auf dem anderen Elbufer in einem großen Kaffeegarten. Wir setzten in einem Boot über an einem hellsten Sommermorgen. Die Probe war, als wir anlangten, eben beendet; es konnte sogleich zum Werk geschritten werden. Der Direktor zeigte sich wieder von der größten Liebenswürdigkeit. Er nahm nach der Begrüßung auf der völlig geräumten kleinen Bühne auf einem Sessel Platz; die beiden anderen Herren stellten sich respektvoll hinter ihm auf; das Examen mochte beginnen.

Ich wußte zum voraus, daß es schlecht ausfallen werde. Ich fühlte mich unbehaglich, nervös; die Zunge klebte mir am Gaumen. Durch das Glasdach des Saales fiel das grelle Sonnenlicht auf die Bühne, deren Vorhang aufgezogen war, während in dem weiten Raume über den leeren Bänken und wüst durcheinander geschobenen Stühlen des Parketts schräge Lichtsäulen, in denen die Staubatome wirbelten, mit grämlich grauer Dämmerung wechselten. Der Saal war leer bis auf ein paar Frauen, die in den Balkonlogen dem Geschäft des Reinmachens eifrig oblagen. Dafür bemerkte ich in dem Hintergrunde der Couliſſen verschiedene regungslose Gestalten von Herren und Damen — zweifellos künftige Kollegen und Kolleginnen, die auf der Probe beschäftigt gewesen waren und sich das interessante Nachspiel ansehen wollten. Ich erschien mir in dieser ungeheuerlichen Situation erbarmungswürdig, und, was schlimmer war: albern. Aber ich hatte das Martyrium auf mich genommen; ich mußte es durchhalten.

Es kam, wie ich es hatte kommen sehen. Während ich sprach, glaubte ich eine fremde Stimme zu hören, die mir gar nicht gefiel, ja, die mir aufs äußerste unsympathisch und unheimlich war. Mit der rauhen, unbiegsamen Stimme standen zweifellos die Mienen und Gesten in anmutloser Harmonie. Dazu die grausame Ironie, mich, der ich niemals ein fröhlicher Student gewesen, den Preis der wundersamen Burschenherrlichkeit verkünden zu hören! Es war entsetzlich.

Das offen auszusprechen, verstattete dem Direktor seine Höflichkeit nicht. Er that es aber indirekt, indem er meinen Mentor aufforderte, den Panegyrikus, an dem ich mich eben versündigt, seinerseits mit den erforderlichen Gesten vorzutragen. Herr G. konnte sich dem Wunsche des Chefs nicht wohl entziehen. Das klang nun freilich ganz anders. Der Direktor hatte nicht erst nötig, wie er es — immer mit der größten Höflichkeit — that, mich auf einen so handgreiflichen Unterschied aufmerksam zu machen. Ich erwiderte nicht ohne eine gewisse Gereiztheit: es sei mir keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß sich ein Schüler mit einem bewährten Meister nicht messen dürfe; und so habe es für mich eines Beweises nicht bedurft, der freilich schlagender kaum gedacht werden könne. — Hier legte sich der bisher schweigsame Regisseur, Herr v. R., ins Mittel mit einem Freimut, für den ich dem würdigen Manne, so oft ich mich der peinlichen Scene erinnere, von Herzen dankbar bin. Er sagte geradezu: daß ihm dies keine Probe scheine, aus der man irgend etwas folgern dürfe. Ein junger Mann in meiner Lage

sei notwendig von einer großen Befangenheit ergriffen, die ja auch ganz deutlich in jedem Symptom an mir wahrnehmbar sei. Er zweifle nicht daran, daß ich unter günstigeren Umständen, wie die augenblicklichen, sehr viel Besseres leisten könne. — Nun fiel mein Mentor ein, um aus eigener Erfahrung der freundlichen Ansicht des Kollegen beizupflichten. Der Herr Direktor möge zu weiterer Bestätigung eines wohlwollenderen Urteils über mein schauspielerisches Talent erlauben, daß ich, da ich mich jetzt einigermaßen erholt zu haben scheine, noch eines und das andere vortrage.

Der Herr Direktor erklärte, man habe ihn völlig mißverstanden, wenn man angenommen, er wolle es bei dieser Probe, die man ja in der That gar nicht so nennen könne, bewenden lassen. Einem jungen Manne von meiner Bildung brauche man die Differenz zwischen einem Anfänger und einem alten Praktikus nicht ad oculos zu demonstrieren. Die Hauptsache sei, daß die Differenz nicht so weit klaffe, ihre Ausfüllbarkeit als unmöglich erscheinen zu lassen. Von einer solchen Unmöglichkeit hier zu reden, liege keinerlei Veranlassung vor. Leider sei er für den Augenblick verhindert, — dringend verhindert, Herrn G.s Wunsch zu erfüllen und die Probe fortzusetzen. Er müsse zu einer Konferenz mit dem Bürgermeister in die Stadt zurück.

Der Herr Direktor hatte es so eilig! Kaum, daß er mich vor dem Fortgehen noch einen Moment auf die Seite ziehen konnte, um mir — in einem Ton, der um eine Schattierung offiziöser war als der, in welchem er sonst mit mir gesprochen — das

eigentliche Resultat der Probe in folgenden Worten mitzuteilen: „Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß von einem Engagement vorläufig nicht die Rede sein kann. Ich halte damit um so weniger zurück, als ich weiß, daß Sie es nicht anders erwartet haben. Wollen Sie aber als Volontär bei meiner Gesellschaft eintreten, so wird es mir eine Ehre und eine Freude sein."

Ein verbindliches Lächeln, ein warmer Händedruck, und der geschäftige Mann war enteilt. Ich bin nicht sicher, daß ich ihn jemals wiedergesehen habe. Wenige Tage darauf war er in ein Bad gereist. Bevor er aus demselben zurückkam, war es mit meiner Volontärschaft bereits zu Ende. Wenn sie überhaupt einen Anfang nahm — ihm ist die Schuld dafür nicht beizumessen. Er hatte, was in seinen Kräften stand, bis an die Grenze seiner ihm angeborenen und angewohnten Höflichkeit gethan, daß es nicht geschah.

Dennoch trug mir seine Entfernung vom Schauplatze nicht die Vorteile ein, die ich mir versprochen hatte. Es war, wie mein guter Mentor gesagt: man lebte auf der Sommerbühne betreffs des Repertoire von einem Tag zum anderen, froh, wenn der Theaterzettel für den nächsten zur rechten Zeit zu stande kam und am Abend das Stück aufgeführt werden konnte, das der Zettel angekündigt hatte. Für gewöhnlich waren es aber mehrere Stücke, die immer von denselben Personen gespielt wurden — den wenigen Personen, die der knappe Sommer-Etat wohl oder übel als eisernen, notwendigen Bestand sich seufzend hatte aufbürden lassen. Bei diesem

Zustand der Dinge war es erklärlich, daß jemand, der die betreffende Rolle immer erst hätte lernen und einstudieren müssen, und auf den man sich, wie das ja in der Natur der Sache lag, auch dann noch nicht unbedingt verlassen konnte, so zu sagen, als fünftes Rad neben dem unaufhaltsam über Stock und Stein dahinrasselnden Thespiskarren einherlief. Jetzt erst verstand ich das bedauernde Kopfschütteln meines Mentors, als ich ihm das notgedrungene Geständnis machte, daß ich kein „Repertoire“ habe. So mußte ich es noch als ein Glück betrachten, wenn ich doch hier und da als Statist oder mit einem ganz unbedeutenden Röllchen aushelfen durfte. Einen der Offiziere in „Karl XII. vor Stralsund“ und dergleichen bereits ein wenig in die Handlung eingreifende Figuren darzustellen, mußte ich zu meinen bedeutenderen Leistungen zählen.

Dennoch befand ich mich für einen Lehrling, der ich doch war, alles in allem in der richtigen Situation. Kam es doch jetzt für mich darauf an, auf den Brettern stehen und gehen, ohne Stolpern kommen und abtreten zu lernen; meine natürliche Stimme in den Bühnensprachton zu gewöhnen; den anderen abzusehen, wie man sich kostümiert, schminkt und das zu stande bringt, was man eine Maske nennt; all' die Handgriffe mir zu eigen zu machen, die so unbedeutend scheinen und für den Schauspieler unentbehrlich sind. So weit war alles in bester Ordnung. Ich begriff das auch und würde, glaube ich, mit meiner Lage zufrieden gewesen sein, hätte ich fünf oder sechs Jahre weniger gezählt. Ich sage: ich glaube; gewiß bin ich dessen nicht. Bis zur Leiden-

schaftlichkeit eifrig, wie ich von jeher alles angegriffen hatte, wäre mir vielleicht auch damals schon ein so langsames Vorwärtskommen lästig, ja unerträglich erschienen; hätte ich den Abstand dessen, was man von mir erwartete, von dem, was ich von mir selbst forderte, übel empfunden; in dem geschäftigen Müßiggang, zu dem der Schauspieler vor und auf den Proben, während der Vorstellung selbst so oft verurteilt ist, eine Art Versündigung gesehen — mit einem Worte: ich würde vermutlich auch damals bald herausgefunden haben, daß ich mich zum Schauspieler nicht eignete. Jetzt mußte ich mich jeden Tag fragen, wie es damit stehe, und die richtige Antwort konnte nicht ausbleiben. Gewohnt an eine sehr energische geistige Thätigkeit, wie ich es nun seit so vielen Jahren war; vor kurzem noch mit der Lösung tiefsinniger philosophischer Probleme aus allen Kräften ringend; mich mit dichterischen Aufgaben tragend, die auf einem ganz anderen Gebiete lagen; in der dramatischen Kunst selbst von jeher nur nach dem Höchsten, Würdigsten ausblickend, kam mir das Treiben um mich her kläglich, mein eigenes Thun jämmerlich und verächtlich vor. Und war ich auch an die Sache wahrlich nicht mit romantischen Illusionen herangetreten, so hausbacken nüchtern hatte ich mir das Schauspielertum nicht vorgestellt. Dies war in meinen Augen kein Künstler-, es war ein Handwerkstreiben, ein sehr ehrbares, bei dem von Extravaganz nach irgend einer Seite nicht die geringste Spur entdeckt werden mochte. Man arbeitete sein Pensum ab, wie es nun eben der Tag brachte, ohne Mißmut, aber auch ohne Freude. Dann zog

man sich, wenn man verheiratet war, zurück in seine bescheidene Häuslichkeit, oder setzte sich, war man es nicht, mit den Kollegen in eine Laube des Gartens, aß sein frugales Butterbrot, trank ein Glas mäßigen Bieres dazu und sprach von allem anderen, nur nicht vom Schauspiel und von der Kunst. Ich möchte nicht behaupten, daß diese Schilderung für alle Bühnen der Art zutrifft; ich kann nur sagen, daß es sich bei der, die ich kennen lernte, so verhielt, und den Wunsch hinzufügen, es möchte sich in Beziehung der Moral und tüchtigen Lebensführung überall so verhalten. Wie ich das Betragen dieser Menschen über mein Erwarten hinaus gesittet und des höchsten Lobes würdig fand, so hatte ich wahrlich keine Veranlassung, über ihr Benehmen mir gegenüber zu klagen. Man gab sich nicht nur durchaus freundlich und höflich, sondern behandelte mich völlig kollegialisch, während man, ohne alle Aufdringlichkeit, beflissen war, mir in meiner Unerfahrenheit und Ungeschicklichkeit mit gelegentlichen nützlichen Winken und Zurechtweisungen zu Hilfe zu kommen. Hier war ich denn, außer meinem Mentor, noch einem zweiten Kollegen besonders verpflichtet, dessen Namen, da er sich später als tüchtiger Schauspieler, vorzüglicher Regisseur und anmutiger Dichter weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, ich nennen darf: Karl Schultes. Er, wenige Jahre älter als ich, liebenswürdig, geistreich, lebhaft, machte durchaus den Eindruck auf mich, als ob er in diese Gesellschaft eigentlich nicht gehöre. Er wäre der Mann gewesen, mich, wenn nicht für immer, so doch vielleicht noch auf Jahre an das Theater zu fesseln. Aber

wir fingen eben erst an, einander näher kennen zu lernen und Geschmack aneinander zu gewinnen, als bereits die Katastrophe hereinbrach, die meinem ephemeren Bühnenleben ein unschwer vorauszusehendes und doch unvorhergesehenes jähes Ende bereitete.

Bekanntlich hat über den dramatischen Wert, ja, über die Bühnenwirksamkeit eines neuen Stückes kaum jemand ein so wenig klares, zutreffendes Urteil, als sonderbarerweise der Schauspieler. Ist er in demselben nicht beschäftigt, hält er es selten der Mühe wert, sich den Kopf über Wert oder Unwert der Neuigkeit zu zerbrechen. Ist er dagegen in Anspruch genommen und erfreut die ihm zugeteilte Rolle sich aus diesem oder einem anderen Grunde seines Beifalls nicht, so findet er das Stück schlecht, miserabel und wird gegen eine Welt verteidigen, daß es entweder total durchfällt „mit Pauken und Trompeten“, oder es nicht über drei Anstandsvorstellungen bringt. Gefällt er sich aber in seiner Rolle — etwas, das mit der Hoffnung, dem Publikum darin zu gefallen, für ihn identisch ist — so ist das Stück gut, ein besseres selten dagewesen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn es nicht zwanzig, dreißig Abende erlebte.

Vielleicht wurde meine geringe Befähigung zu einem regelrechten Schauspieler durch den einzigen Umstand bewiesen, daß ich ein Stück, welches bei uns in Vorbereitung war, erbärmlich fand, trotzdem mich der Regisseur, wenn nicht mit der Hauptrolle, so doch mit einer hervorragenden betraut hatte und die von meinen Kollegen als eine besonders „dank-

bare“ bezeichnet wurde. Man gratulierte mir von allen Seiten. Ich hatte, wie die Dinge lagen, beim besten Willen des Regisseurs, mich herauszubringen, bisher immer im Hintergrunde bleiben müssen. Es sei recht von Herrn v. R., daß er diese erste Gelegenheit benutze, mir eine Rolle zu geben, in der ich einmal zeigen dürfe, was ich könne. Ich solle nun aber auch ordentlich ins Zeug gehen. Das Stück vertrage, ja erfordere kräftige Farben. Mit Sammethandschuhen sei da nichts zu machen. Das müsse flott, sehr flott gespielt werden. Besonders meine Rolle. Eine famose Rolle. Überhaupt ein famoses Stück.

Mir klang das alles, obgleich es gute, ehrliche Meinung der Kollegen und Kolleginnen war, wie grinsende Ironie. Ich fand das Stück, das allerdings in Paris Furore machte und auf einem der Boulevardtheater schon seit Monaten allabendlich gegeben wurde, entsetzlich: eine Karikatur von einem Drama, in der die Handlung, die Situationen, die Charaktere — alles unmöglich war. Die mir zu teil gewordene war von den schlimmen Fratzen vielleicht die schlimmste, jedenfalls die widerwärtigste: ein junger Marquis, dessen angeborene Liebenswürdigkeit die sieben Todsünden, die er bereits neben einer Legion von anderen begangen, nur noch unwiderstehlicher gemacht hatten; der mit sich nie verleugnender Grazie den Vater bestiehlt, die Mutter beschimpft, den Freund verrät; und den zuletzt die Nemesis in Gestalt einer tugendhaften Nähterin erreicht, die den jungen Herrn in die Alternative bringt, vor der Welt als der Schurke

dazustehen, der er in Wirklichkeit ist, oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, worauf er sich denn höchst inkonsequenterweise zu dem letzteren entschließt. Dazu hatte der Übersetzer das Monstrum von einem Stück in einem Deutsch geschrieben, das, so weit unsere Zunge klingt, noch niemals gehört worden war.

Zweifellos wäre es das Klügste gewesen, wenn ich mich unter irgend einem Vorwande der mir zugedachten Ehre entzogen hätte. Aber ein Vorwand ohne bedenkliche Ähnlichkeit mit einer Weigerung wollte sich nicht finden lassen, und weigern durfte ich mich nicht. Es hätte das einen Bruch herbeigeführt, zu dem ich denn doch noch nicht entschlossen war. Endlich: ich konnte mich ja auch irren. Und irrte ich mich nicht: lieber Himmel, ich hatte das gute Publikum schon so viel breite Bettelsuppen mit Behagen hinunterschlucken sehen; so mochte auch dies Gericht aus der französischen Sudelküche seinem unverwöhnten Gaumen genießbar erscheinen!

Bei dem Memorieren der Rolle hatte ich zum anderen Male eine Beobachtung gemacht, die geeignet war, mich in meinem früheren Glauben an meine schauspielerische Befähigung zu erschüttern. Die Gabe, mit Leichtigkeit auswendig zu lernen, schien mich verlassen zu haben. Vielmehr: ich mußte mich überzeugen, daß ich in Wahrheit diese Gabe nie besessen; daß ich niemals eigentlich auswendig gelernt, sondern nur behalten hatte, was mir gefiel, was meiner Denkweise konform war, meiner Phantasie zusagte, sich gefällig in mein Ohr schmeichelte. Damit kann der Schauspieler nicht auskommen; er muß ohne Anstrengung auch das behalten, bei dem jenes

alles nicht zutrifft, vielleicht das Gegenteil stattfindet. Mir aber waren noch jedesmal die paar Quartseiten Text, die ich schlimmsten Falls bis jetzt zu memorieren gehabt hatte, eine Qual gewesen, welche sich nun, da es eben so viele Bogen zu bewältigen galt, zu einer ernsthaften Verlegenheit steigerte. Das entsetzliche Gewäsch wollte in meinem Gedächtnisse nicht haften. Ich vertauschte die Worte, verwechselte die Sätze, sprang aus der ersten Scene des zweiten Aktes in die dritte des vierten, oder umgekehrt, um endlich, nach unsäglicher Mühe, mit Zuhilfenahme halber Nächte, doch Ordnung in das Chaos zu bringen und wenigstens nach dieser Seite dem hereindrohenden Unheil mit der nötigen Ruhe entgegensehen zu können.

Weshalb den Unglücksabend ausführlich schildern? Es kam, wie ich gefürchtet hatte und schlimmer. Das ausnahmsweise zahlreiche Publikum wurde mit jedem Akte ungeduldiger, unruhiger. Bereits während des dritten ließ es bei gewissen Scenen, die ihm nach Absicht des Verfassers das Haar vor Entsetzen sträuben machen sollten, vereinzelt jene Lachlaute hören, deren infernalischen Schrecken nur nachempfinden kann, wer sie schaudernd von der Bühne aus gehört, wohl gar — der Himmel weiß: wie sehr gegen seinen Willen! — in eigener Person entfesselt hat. Aber erst der vierte und letzte Akt, in welchem sich allerdings der Unsinn zu einer schwindelhaften Höhe gipfelte, brachte das längst schon grollende Ungewitter zum vollen Ausbruch. Man lachte ganz ungeniert; zischte höchst vernehmlich; schwieg dann ein Weilchen, um das Lach- und Zischconcert kräftiger fortzusetzen.

Wir auf der Bühne kämpften weiter, obgleich wir manchmal unsere eigenen Worte kaum noch hörten und den einen der Angstschweiß von der Stirn rann, während die anderen vor Wut mit den Zähnen knirschten. Ich gehörte zu den letzteren. Ich mußte dem Publikum recht geben und doch hätte ich es zermalmen, vernichten mögen. Und nun kam die Scene, die mich schon längst vorher mit den allerbangsten Ahnungen erfüllt hatte: die Scene, in welcher die tugendsame Nähterin mir verworfenen Menschen jene obige schreckliche Alternative stellt, und ich, erschüttert, ins Gewissen getroffen, zerschmettert davon stürze, grassen Auges, mit gesträubtem Haar, in der einen Hand die (ungeladene) Pistole, die andere auf dem Schloß der Thür, die mir den Weg aus dem Kämmerlein der Tugendsamen in den sofortigen, wohlverdienten Tod öffnen soll. Die Thür öffnet sich nicht. Ich drücke kräftiger; sie wackelt, aber sie öffnet sich nicht. Ich stoße verzweifelt mit dem Fuße dagegen; sie schwankt, aber sie öffnet sich nicht. Der Inspicient, der meine letzten Worte gehört, von dem Unglück keine Ahnung hat und mich längst hinter der Couliſſe wähnt, ruft: Schuß! Der verhängnisvolle Knall ertönt, während er, der dabei sein sündiges Leben aushauchen soll, sich noch vor aller Augen an der widerspenstigen Thür abquält. Das Publikum hätte jeden Sinnes für Humor bar sein müssen, wenn es hier nicht in ein schallendes Gelächter ausgebrochen wäre. Es hatte Sinn für Humor, sehr viel Sinn; und das Gelächter, in das es ausbrach, ließ an herzhafter Kraft nichts zu wünschen übrig. Im nächsten Moment war ich draußen. Einige

sagten später: ich habe die Thür eingestoßen; andere: ich habe sie umgerannt — ich weiß es nicht; möchte mich aber für das letztere entscheiden in Anbetracht, daß ich es mit dem Einstoßen schon wiederholt vergeblich versucht hatte und mir da wohl nichts als das Umrennen übrig blieb.

War nun die Lachlust des Publikums erschöpft, konnte (was auch kaum möglich), die drastische Komik dieser Scene durch das, was noch kam, nicht mehr überboten werden — man ließ das Schauerdrama zu Ende spielen und begnügte sich damit, als der Vorhang fiel, es noch einmal gründlich auszuzischen. Darauf ging man vergnügt nach Haus; die Schauspieler thaten desgleichen, nur nicht vergnügt. Man pflegt das nicht zu sein, wenn man ausgelacht und ausgezischt ist. Wir wußten, daß wir es sämtlich waren, und diese Genossenschaft des Unglückes verhinderte jenes Erbärmlichste des Erbärmlichen: daß einer dem anderen die Schuld in die Schuhe schob. Unser guter Regisseur zeigte sich ganz geknickt. Als wir das Bot bestiegen, in welchem der größere Teil der Mitwirkenden nach der Stadt zurückkehrte, mußte der kleine rundliche Herr sich schwer auf den Arm unseres langen polternden Alten stützen. Anfänglich sprach keiner von uns, — die Schemen in Charons Nachen konnten nicht schweigsamer sein. Dann begann ein Murmeln und Raunen, von dem ich bei meinem schlechten Gewissen meinte, daß ich der Gegenstand sei, wie ich mich denn auch nicht wesentlich gewundert haben würde, wenn man sich nun auf mich gestürzt und mich über Bord geworfen hätte. In leidenschaftlicher Erregung ersuchte ich die Gesellschaft,

sich nicht zu genieren und laut zu sagen, daß man mich für den Haupturheber des Unglückes halte. Wie wurde ich durch die Güte der Gefährten beschämt! Man beeiferte sich mich zu versichern, daß mich keinerlei Schuld treffe, in meiner verzweifelten Lage jeder dasselbe gethan haben würde; im übrigen hätte ich meine Sache ganz brav gemacht — und was dergleichen freundliche Tröstungen mehr waren. Schließlich besann man sich sogar darauf, ähnliche schreckliche Abende bereits auch sonst erlebt zu haben, und daß noch keiner daran gestorben sei. Anekdoten von lächerlichen Vorkommnissen, bei solchen Gelegenheiten unausbleiblich, wurden erzählt; man geriet fast in eine behagliche Stimmung. Der gute polternde Alte setzte sich sogar an meine Seite, mir zuzuflüstern, daß ich durchaus nicht Ursache habe zu verzweifeln; er im Gegenteil überzeugt sei, es werde ein tüchtiger Schauspieler aus mir werden. Aber freilich sei der Boden hier für mich nicht eben günstig. Ob ich nicht daran denke, an ein kleines Hoftheater zu kommen, wie seines (ich glaube: es war das Altenburger), an das er für den Winter zurückkehre, und wo man mich gewiß gern aufnehmen werde? Er habe da einigen Einfluß und werde mir gern behilflich sein. — Ich drückte dem guten Manne dankend die Hand und sagte: ich wolle es mir überlegen. Wir waren gelandet; man trennte sich: auf Wiedersehen!

Ich wußte, daß es für mich kein Wiedersehen gab. Es schwankte alles in mir. Eines stand fest: nie wieder würde ich die Bretter betreten.

Ich habe sie nicht wieder betreten, wenigstens als Schauspieler nicht. Meine theatralische Laufbahn

endete, nachdem sie kaum begonnen. Dennoch ist sie keine Episode, die aus der Geschichte meines Lebens auch ebenso wohl hätte wegbleiben können. Dieser Versuch, wie lächerlich überflüssig er erscheint, war für mich eine Notwendigkeit. Hätte ich ihn nicht angestellt — noch Jahre lang, vielleicht mein ganzes Leben lang würde ich den Gedanken nicht losgeworden sein: Und doch hast du unrecht gethan, daß du nicht Schauspieler wurdest! Was du auch auf anderen Gebieten erreicht, auf diesem hättest du es weiter, hättest du es zur vollen Entfaltung deiner Kraft, deiner Fähigkeiten gebracht! Dieser Stachel wäre mir im Fleisch geblieben. Ich habe ihn so ein für allemal herausgerissen. Es war, wenn man will, mit den selbstverständlichen Veränderungen, dasselbe Experiment, das ich mit mir vorgenommen, als ich im vergangenen Spätherbst den Anlauf zu einer gelehrten Carrière nahm. Auch da hatte ich mir erst den Beweis holen müssen, daß dies nicht die mir beschiedene Bahn sei, möchte ich es immerhin auf derselben mit dem nötigen Fleiß und der obligaten Ausdauer zu einem gewissen Erfolge gebracht haben, genau so, wie auf der des Schauspielers. So bin ich von beiden Berufen geschieden ohne Groll, aber auch ohne das wehleidige Gefühl der Entsagung. Es hat nicht sollen sein. Freilich! Aber, wie es im Volksliede heißt: Ohne dich kann ich schon leben; ohne dich kann ich schon sein.

Eine so gefaßte Stimmung war freilich nicht die der nächsten Tage. Sie wurden in Sorge und

Unrast verbracht. Was sollte ich beginnen? Hier war meines Bleibens nicht mehr. Konnte ich zurück nach Leipzig, wo ich meine Verhältnisse abgebrochen hatte, nicht ohne dem Vorwurf der Undankbarkeit und des Wankelmutes gegründeten Raum zu geben? Ich war in dem Hause des Freundes aufgenommen worden, als ob ich zur Familie gehöre. Fast täglich hatte ich dort verkehrt, die Bekanntschaft namhafter Gelehrten gemacht, welche, im Vertrauen auf die Empfehlung des Kollegen, dem jungen Fremden mit Wohlwollen entgegen gekommen waren. Wie ich nun an diese Abende zurückdachte, — jene kleinen behaglichen Gesellschaften in dem Studierzimmer des Freundes, an denen die Damen teilnahmen, wenn sie sich auch selten in die Diskussionen mischten, — befiel mich eine brennende Scham. Wie oft hatte ich da das große Wort geführt! Ich hatte wahrhaftig mich nicht vordrängen, niemand mit einem Wissen täuschen wollen, das ich nicht besaß! Ich hatte nur mein Licht, wie es nun eben brannte, nicht unter den Scheffel gestellt; die Gedanken, die mich bewegten, vielleicht mit einiger Beredsamkeit vorgetragen; von meiner Kombinationsgabe Gebrauch gemacht; meine Phantasie spielen lassen. Das alles sind Dinge, die dem deutschen Gelehrten selten bequem liegen und oft recht schwer fallen. Zu gewissenhaft, auch nur das Geringste zu behaupten, wofür ihm noch der sichere Beweis fehlt; zu bescheiden, um als Redner glänzen, als Causeur sich den Damen empfehlen zu wollen, überläßt er, die Kosten der Konversation zu tragen, willig dem, der sie augenscheinlich gern trägt. Und bewegt sich der

Betreffende auf einem Gebiete, das ihm selbst fremd ist, nimmt er in seiner Ehrlichkeit den Schein der Sicherheit, den jener zur Schau stellt, gern für bare Münze, und meint, daß, was so munter, so ergiebig fließt, aus einem tiefen Quell kommen müsse. Ich hatte jener Zeit oft heimlich darüber lächeln müssen; jetzt lastete es mir schwer auf der Seele. Ich kam mir nachträglich wie ein Betrüger vor. Und wäre ich es etwa nicht in den Augen der würdigen Männer uud ihrer ehrbaren Gattinnen gewesen, wenn sie den revolutionären Ästhetiker, der gegen einen Schiller die Fahne aufzuwerfen wagte, im Kampf mit der widerspenstigen Thür gesehen hätten unter dem schallenden Gelächter eines Sommertheater-Publikums? War es nicht wenigstens möglich, daß mich einer oder eine von ihnen so gesehen hatte? Und mochten sie alle derzeit ruhig in Leipzig gesessen haben — die Welt ist so klein, ihre Akustik so groß! Es war mir schon längst kein Geheimnis mehr, daß mein Inkognito in Magdeburg sich denn doch nicht streng hatte durchführen lassen. Dazu war die Familie, in deren Heimlichkeit ich hatte leben wollen, viel zu bekannt, stand in zu lebhaftem Verkehr mit einer zahlreichen Gesellschaft, von der man nicht jeden einzelnen zur Verschwiegenheit hatte verpflichten dürfen. Wie leicht konnte da von den vielen umherirrenden Funken einer nach Leipzig übergesprungen sein! Nein, nach Leipzig in die alten Verhältnisse durfte ich nicht wieder zurück.

Darin sah ich freilich kein besonderes Unglück. Der Bruch war jetzt nur besiegelt; für mich hatte er längst stattgefunden. Aber was nun? Die Sklaverei

des Hauslehrertums noch einmal auf mich nehmen? Unmöglich. Mich dem Vater entdecken? ein reumütiges Bekenntnis ablegen? Aber ich bereute ja nichts! Ich hatte gethan, was ich nicht hatte lassen können. Auf dieser Basis konnte ich mit dem Vater nicht Frieden schließen. Er würde mir auch so die gütige Hand nicht entzogen haben. Das wußte ich; und gerade das war es, weshalb ich nicht nach ihr greifen durfte.

Hier nun, in dieser wirklich ratlosen Not trat einer jener glückhaften Zufälle ein, die in dem Leben von Menschen meines Schlages wohl nur deshalb häufiger vorkommen, weil wir denselben zu ihrem Eintreten die nötigen Chancen geben; ich meine: uns mehr als andere in Lagen bringen, aus denen uns nur noch ein Glücksfall retten kann.

Der Glücksfall aber bestand für diesmal in einem Briefe aus Leipzig, der am Morgen des dritten Tages nach der Katastrophe eintraf und in der Übersetzung — er war englisch geschrieben — so lautete:

„Werter Herr! Wollen Sie mir erlauben, Ihnen ohne Umschweife eine Proposition zu machen. An dem Modernen Gesamt-Gymnasium des Direktor Hauschild ist eine Lehrerstelle frei geworden, die sofort wieder besetzt werden muß. Da es sich wesentlich um den englischen Unterricht in den mittleren Klassen handelt, hat sich Herr H. an mich gewandt, ob ich ihm eine geeignete Persönlichkeit in Vorschlag bringen könne. Ich habe mir nun verstattet, Ihren Namen zu nennen in der allerdings schwachen Hoffnung, daß Sie acceptieren werden. Stützt sich doch diese Hoffnung nur auf gewisse Äußerungen, die Sie im Lauf unserer Bekanntschaft haben fallen lassen

und die ich vielleicht falsch ausgelegt habe! Immerhin will ich darauf hin hiermit angefragt haben. Freilich müßte Ihre Entscheidung umgehend erfolgen, da bereits drei kostbare Tage unter vergeblichem Nachfragen Ihrer jetzigen Adresse, die ich endlich durch unseren gemeinschaftlichen Freund Dr. K. erfuhr, verloren gegangen sind. Obgleich Herrn H. meine Empfehlung vollkommen genügt, wird es doch in Ihrem eigenen Interesse sein, wenn Sie sich einer Probelektion, die ich in Vorschlag gebracht habe, unterziehen. Eine reine Formalität, wie ich Ihnen wohl kaum zu sagen brauche. Ich bitte nochmals um umgehende Antwort. — Der Ihrige, treulichst Robert Hall Westley."

Drei Stunden nach Empfang dieses Briefes war ich auf dem Wege nach Leipzig.

Am folgenden Vormittag, zehn Uhr, trat ich auf das Katheder, um in Gegenwart des Herrn Direktors und einiger Lehrer vor der Quarta die Probelektion zu halten.

Als die Lektion beendet war, gratulierte mir der Direktor zu dem fließenden Englisch, das ich für einen Deutschen mit anerkennenswerter Korrektheit gesprochen habe. Besonders habe ihn aber die Sicherheit meines Auftretens gefreut, auf die er, wie er mir jetzt wohl sagen dürfe, einen vorzugsweisen Wert lege. Ich dankte dem gütigen Manne herzlich für seine gute Meinung, der ich auch fernerhin Ehre zu machen hoffe, im Stillen lächelnd über das Erstaunen, das ihn befallen würde, wenn ich ihm sagte: wo und wann ich mir diese ihm so erfreuliche Ruhe in kritischen Augenblicken erworben. Die

anderen Herren traten heran, den neuen Kollegen zu begrüßen. Ich kehrte in mein Hotel, das ich als schweifender Beduine verlassen, zurück als seßhafter Hadesi. Seßhaft in Leipzig, als etatsmäßig angestellter Lehrer des Modernen Gesamt-Gymnasiums.

Nun sind alle Dornenhecken beseitigt, welche die Ungunst der Verhältnisse gezogen, mich von dem zurückzuhalten, worin schon der Knabe seinen Lebensberuf zu finden glaubte. Die letzten waren die schlimmsten, stacheligsten. Auch sie sind durchbrochen. Sie haben mich blutig geritzt, mir viel Schmerzen bereitet; aber sie liegen hinter mir. Die Bahn ist frei. Bin ich der, für den ich mich gehalten, so kann, so muß ich es jetzt zeigen. Zeige, beweise ich es nicht, so ist mein bisheriges Streben ein lechzendes Rennen durch die Wüste nach einer Luftspiegelung gewesen, und ich habe alle Aussicht, in dieser selbstgeschaffenen Wildnis elend zu verkommen.

Hier liegt in dem Schicksal des Dichters ein Mysterium, das man nicht entschleiern, auf das man nur mit zagendem Finger deuten darf. Er soll zeigen, beweisen, daß er Dichter ist. Wem? Der Welt. Wodurch? Durch dichterische Leistungen, die sie anerkennt. Ist das ein vollgültiger Beweis? Und zugegeben, es sei einer, und was die Welt nicht als solche anerkennt, seien keine dichterischen Leistungen, so gilt doch der Beweis nur für sie, nicht für den betreffenden Unglücklichen. Er wird sich darum nicht weniger für einen Dichter halten; noch keiner, der so vom Publikum zurückgewiesen

wurde, hat es gethan. Er ist in seinen Augen dann nur eben ein verkannter Dichter; aber Dichter doch. Man hätte ihm mit nicht besserem Erfolge zu beweisen versuchen können, daß er nicht lebe, während er sich doch lebend weiß. Denn seine Poesie — was er Poesie nennt — ist sein Leben, die Äußerung eines Dranges in ihm, der absolut unwiderstehlich ist. Und dies ist auch der Grund, weshalb man von einem Dichterberufe im gewöhnlichen Sinne nicht sprechen sollte und auch wohl nur der Bequemlichkeit des Ausdrucks wegen von einem solchen spricht. Beruf im gewöhnlichen Sinne ist eine bürgerliche Thätigkeit, für die man sich entscheiden oder auch nicht entscheiden, die gut auszuüben man lernen, deren gute Ausübung gelehrt werden kann. Der Dichter wird geboren. Ist er es nicht, kein Gott kann ihn nachträglich dazu machen. Was er sagen, wie er es sagen soll — von keinem wird er es je erfahren; er kann für sich selbst auch weiter nichts thun, als durch unausgesetzte Übung der eingeborenen Kraft sich in seinem Können, d. h. seiner Kunst steigern, wie der Magnet, in Thätigkeit erhalten, immer größere Lasten trägt. Wiederum ist diese beständige Übung der Kraft kein Verdienst seinerseits, man müßte denn einem Menschen zum Verdienst anrechnen, daß sein Herz weiter schlägt und er unverändert den Atem einsaugt und ausstößt. Das krause Zeug, das sich der Zwölfjährige zusammenphantasiert und für ein Drama hält, und das — nehmen wir an — verständige Theaterstück, das dem Sechzigjährigen gelingt, sind ja gewiß sehr verschiedene Dinge, in dem Einen aber völlig gleich: er mußte das eine schrei-

ben wie das andere, beide sind es notwendige Manifestationen seines Wesens. Ob die innere Flamme nur für ihn brennt, ob sie die Kraft hat, nach außen zu strahlen und anderen zu leuchten, andere zu erwärmen, ist für die Welt ein großer Unterschied; für ihn nicht, wie es der Tanne nichts verschlägt, ob sie unbeachtet im tiefen Forst lebt und stirbt, oder ob man Sargbretter aus ihr schneidet, oder sie als stolzer Schiffsmast über die Meere zieht. Und ist es auch für ihn ein Unterschied insofern, als ihm die von der Welt anerkannte Leistung Ehre und Ruhm bringt, so sind es schwache Stunden, in denen er seinem Gott, dem alles gebührt, etwas davon wegstiehlt zu eigener Lust. Aber eins wird ihm eine ewige Unlust und Trauer sein und zu keiner Stunde wird er darüber hinwegkommen: daß ihn die Not zwingt, sich seine Leistungen bezahlen lassen zu müssen. Sein Thun ist sein Sein. Wer auf der Welt sonst wird für sein Sein bezahlt? Oder wenn er es wird, wie kann er die Bezahlung mit gutem Gewissen, wie kann er sie ohne Beschämung empfangen? Hat er nicht geschafft, weil er mußte, nicht anders konnte, ein Gott ihn trieb? Wie mag er dafür Lohn nehmen? Oder — traurig zu sagen! — er hat geschafft, was er nicht mußte, was er gern gelassen hätte, wozu kein Gott ihn trieb. Das Produkt trägt den Stempel seiner banausischen Herkunft an der Stirn; keiner sieht das schärfer als er selbst; aber er thut nicht desgleichen; er giebt sich die Miene, es nicht zu sehen, bringt die falsche Ware an den getäuschten Käufer — o Schmach! o Gram! wie sie herzzerreißender für eine von Natur stolze

und edle Seele, wie es die Dichterseele immer sein wird, nicht weiter giebt!

Wie ich zu diesen Betrachtungen komme auf der Schwelle des Stadiums meiner Lebensbahn, in das wir jetzt treten? Ich meine, sie sind wohl jedem und mehr als einmal gekommen, dem die Natur keine Wahl ließ, sondern den sie zwang, zum Berufe zu machen, was in dem landläufigen Verstande keiner ist. Daß ich sie freilich hier anstelle, hat seinen besonderen Grund. Man wird sich jene meiner Anschauungen gegenwärtig halten müssen, oder es würde für manches von dem, was ich noch zu berichten habe, das rechte Verständnis fehlen. Man dürfte nicht recht begreifen, weshalb ich jetzt, wo eingestandenermaßen sich keine Hindernisse mehr auf meinem Wege finden, nicht schneller, herzhafter zuschreite; weshalb ich nur nebenbei zu treiben scheine, was ich doch als die Haupt-, ja als die einzige Aufgabe meines Lebens längst erkannt habe; weshalb ich die Gemeinschaft derer, welchen dieselbe Aufgabe gestellt ist, so gar nicht suche, vielmehr geflissentlich meide, wie wenn ich nicht ihr ehrliches, sondern ein lichtscheues Gewerbe triebe, dessen ich mich zu schämen hätte; weshalb ich den Leser schließlich — in Anbetracht und infolge dieser Sonderlichkeiten meines Wesens — bitten muß, mir vorerst nicht, wie er erwarten durfte, in das Arbeitszimmer eines eifrigen jungen Schriftstellers, sondern in die Schulstube zu folgen, wo ich Knaben von zehn bis zwölf Jahren Englisch, Französisch und andere nützliche und wissenswerte Dinge lehre.

Achtes Buch.

Wohl und Wehe des „Modernen Gesamt-Gymnasiums zu Leipzig“ standen auf den Augen seines genialen Begründers und Direktors, des Dr. Hauschild. In ihm habe ich kennen gelernt und verehrt — und sollte die Nachwelt, anstatt ihn schnöde zu vergessen, verehren — einen jener seltenen Menschen, welche einer kommenden Zeit, die sie mit ihrem Anhauch umwittert, eine Stätte bereiten wollen und — wie dann das so zu gehen pflegt — in ihrer heroischen Arbeit auf den Widerstand einer stumpfen Welt stoßend, an diesem Widerstande kläglich scheitern.

Der leidenschaftliche Drang unserer Tage nach einer grundmäßigen Reform unserer Schulen, einer besseren Unterrichtsmethode, schärferen Sichtung des Lernmaterials, Entlastung der Lehrer und Schüler von Dingen, die nicht für das Leben gelehrt und gelernt werden — alles hatte der merkwürdige Mann voraus empfunden, bedacht, erwogen und auf der Basis dieser seiner Erwägungen ein System gegründet, dessen praktische Aus- und Durchführung eine von ihm ins Leben gerufene Schule war, die er mit Fug und Recht modernes Gesamt-Gymnasium

nannte. Modern im besten Sinne war alles an und in dieser Anstalt, wenn es auch gerade nicht immer neu war, wie denn auf diesem Gebiete kaum etwas vorgebracht werden kann, worüber sich nicht bereits früher andere denkende Köpfe klar gewesen wären, oder was energisch-praktische Pädagogen zu verwirklichen nicht versucht hätten. Jedenfalls war der Versuch noch niemals in einem so großartigen Maßstabe, mit solcher Konsequenz in Angriff genommen worden, und das allein hätte der Anstalt das volle Anrecht auf sein erstes schmückendes Beiwort gegeben. Die Grundidee des Ganzen aber war, die Schüler so zu unterrichten, daß schlechterdings nichts etwas Auswendiggelerntes, Äußerliches blieb, sondern ihnen zu Fleisch und Blut wurde; der Unterrichtsstoff ihrem jeweiligen Lebensalter und Geisteszustand genau angepaßt war, sodaß sie, in welchem Stadium sie auch die Schule verließen, das ihren Jahren Gemäße aus derselben mit fort ins Leben nahmen. Der ganze Kursus war für besonders fähige Schüler auf acht, für minder fähige auf zehn Jahre berechnet, sodaß die letzteren die vier großen Einteilungen, welche die ersteren in dem schnelleren Tempo durchmaßen, in einem langsameren, ihrer geringeren Begabung gemäßen zurücklegen durften. In der untersten Abteilung wurde von Sprachen, außer der Muttersprache selbstverständlich, nur die englische gelehrt; in der zweiten neben dieser die französische; in der dritten neben den beiden modernen Sprachen die lateinische; in der vierten endlich neben den drei genannten die griechische. Und da dieser sprachliche Unterricht immer ein lebensvoller war, alles gethan

wurde, dem Lernenden die fremde Sprache gleichsam ins Ohr zu schmeicheln, seinen Geist und seine Zunge für sie zu schmeidigen, so konnten wir vierzehnjährige Knaben entlassen, die es in der Kenntnis der beiden modernen Sprachen mit den Abiturienten unserer gewöhnlichen Gymnasien getrost aufnehmen durften. Auf diesem sicheren Grunde verhältnismäßig großer Sprachübung baute sich nun das Lateinische mit einer Leichtigkeit auf, die in Erstaunen setzte, ja geradezu an das Wunderbare grenzte, das dann völlig ins Leben zu treten schien, wenn die jungen Leute nach zwei-, respektive zweiundeinhalbjährigem Unterricht im Griechischen das vorschriftsmäßige, zum Studium aller gelehrten Fakultäten berechtigende landesübliche Examen gut oder mit Auszeichnung bestanden.

Es versteht sich von selbst, daß, was hier von dem sprachlichen Unterricht gesagt ist, auch für die übrigen Disciplinen: Mathematik, Naturkunde u. s. w. gilt: dasselbe allmälige Aufsteigen durch vier Abteilungen, dieselbe Unterrichtsmethode, dieselben überraschenden Resultate, für die allerdings ein weiterer Erklärungsgrund in der verhältnismäßig geringen Anzahl der Schüler liegt, die dem Lehrer jeweilig anvertraut wurden. Es war nämlich streng durchgeführter Grundsatz, daß keine Klasse über zwanzig Schüler zählen durfte. Sobald die Zahl überschritten war, wurde eine Parallelklasse abgezweigt, die sich dann mit der ersten in die Schülerzahl teilte. Eine wie viel größere Sorgfalt dabei der Lehrer auf die Fortbildung des einzelnen Schülers wenden konnte; zu einem wie viel höheren Grade der Lehr-

eifer auf der einen, die Lernbegierde auf der anderen gesteigert wurde, liegt auf der Hand. Nun war allerdings bei diesem starken Verbrauch von Lehrkräften die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß, in Ermangelung einer tüchtigen Kraft, eine weniger tüchtige eingestellt werden mußte. Indessen, dank dem unfehlbaren Scharfblick des Direktors, trat die Gefahr selten ein, oder wurde, war sie eingetreten, so bald als möglich in aller Stille wieder beseitigt, was denn auch bei dem reichlichen Angebot meistens nicht schwer hielt. Mehr als ausgeglichen wurde dieser Übelstand noch durch ein anderes Moment, das freilich unter einem weniger genialen Direktor wiederum zu einer großen Gefahr für die Anstalt hätte ausschlagen können. Fast alle Lehrer waren junge Leute, die sich in ihrem Berufe vorher noch nicht bewährt hatten; bei denen das „im Lehren Lernen" zur vollsten Geltung kam; die durch Eifer und guten Willen oft ersetzen mußten, was ihnen an Übung und Erfahrung fehlte. Aber gerade solche brauchte unser großer Führer, sie sich zu willigen und fähigen Werkzeugen für eine Praxis umzuschaffen, die mit dem alten Schlendrian so gründlich gebrochen hatte, wie Napoleon junge Generäle brauchte, seine Schlachten schlagen und gewinnen zu können. Wie sicher ihn sein Takt in der Auswahl leitete, beweist die nicht unbedeutende Zahl derer, die, aus diesem jugendlichen Lehrerkollegium hervorgegangen, sich später als tüchtige Gelehrte und Pädagogen ausgewiesen haben: so der Naturforscher Brehm, der klassische Philolog Bursian, Direktor Winter, der dann jahrelang dem Stralsunder Gymnasium mit Er-

folg vorstand, und andere. Zu dem Lehrstabe gehörten nicht weniger als vier Ausländer: zwei Franzosen und zwei Engländer, von welchen letzteren mein Freund Robert Westley, dem ich die Stelle verdankte, einer war.

Der Zufall hatte eine Bekanntschaft vermittelt, die, wie ich eben gemeldet, in einem der kritischsten Augenblicke meines Lebens so hilfreich eingriff und auch für meinen weiteren Leipziger Aufenthalt vielfach bedeutungsvoll für mich werden sollte. Oder kann man es anders als einen Zufall nennen, daß ich damals — bei meinem ersten Aufenthalte — dem späteren Freunde gegenüber zu wohnen kam? erfuhr, daß seine Wirtin, eine rüstige Wittfrau, einen Mittagstisch halte, der von einer nur geringen Anzahl junger gebildeter Männer frequentirt werde? ich in meiner Abneigung gegen öffentliche Lokale den Mut hatte, anzufragen, ob ich etwa versuchsweise teil nehmen dürfe? eine bejahende Antwort erhielt; mich präsentierte, angenommen wurde und so in eine mir wildfremde Gesellschaft kam, aus der sich dann der kleine Kreis meiner intimen Leipziger Freunde ausschließlich zusammenstellte — ein Kreis, aus dem keiner der Teilnehmer anders als durch den Zwang des Todes geschieden ist? Ich werde später ausführlich von diesen jungen, jeder in seiner Weise ausgezeichneten Männern zu sprechen haben. Für den Moment tritt nur einer von ihnen aus dem Hintergrunde hervor: eben jener Robert Westley, der Mustertyp eines Engländers: von schönem, stattlichen Äußeren, schweigsam für gewöhnlich, beredt genug, wenn es zu sprechen galt; jedes anderen

Rechte heilig achtend, für die Verfechtung des seinen, und hätte es sich um einen Strohhalm gehandelt, mit seinem Leben eintretend; harmlos, wie ein Kind, tapfer, wie ein Löwe; schwer zu einer Zusage zu bewegen, was er zugesagt, heilig haltend; bescheiden, aber mit der Sicherheit eines Prinzen von Geblüt auftretend, — um es mit einem englischen Worte zu sagen, das dies alles einschließt: ein „gentleman born and bred“.

Man versteht, wie die Empfehlung eines solchen Mannes für unseren Direktor als vollwichtig gelten mochte; ich darf aber auch sagen, daß ich, was in meinen Kräften stand, that, dieser Empfehlung Ehre zu machen. Der Leser erinnert sich, wie ich auf der Universität den Grund zu meiner Kenntnis des Englischen legte. Der Vorteil, dabei sogleich an Originalengländer gekommen zu sein; vor allem: die Aussprache direkt aus englischem Munde gelernt zu haben, erwies sich jetzt erst in seiner vollen Wichtigkeit. Denn da ich, auf diesem sicheren Grunde fußend, weiter hatte bauen dürfen und wirklich rüstig weiter gebaut hatte, konnte es geschehen, daß ich in der Liste unserer englischen Lehrer unmittelbar hinter den ausländischen Kollegen stehen, sie im Behinderungsfalle in den obersten Klassen vertreten und mich dieser Aufgabe entledigen durfte, ohne den sehr vorgeschrittenen Schülern gegenüber in Verlegenheit zu geraten. Nicht ganz so gut stand es bei mir mit dem Französischen. Ich hatte seit meiner Hauslehrerzeit fast keine Gelegenheit gehabt, mich im Französischsprechen zu üben, und die Lektüre, wie eifrig man sie auch treibt, kann diesen Mangel nicht ersetzen.

Hier that Nachhilfe not, die ich mir denn durch Privatlektionen bei meinen französischen Kollegen angedeihen ließ, sodaß ich, da ich auch den grammatikalischen und lexikalischen Studien fleißig oblag, mich bald der schwierigen Sprache für meine Zwecke hinreichend bemächtigte. Und, einmal in diesen linguistischen Studien, meinte ich, es sei die höchste Zeit, das bisher gänzlich vernachlässigte Italienisch ernsthaft in Angriff zu nehmen, obgleich es im Gesamtgymnasium nicht gelehrt wurde, und ich mir auch sonst einen praktischen Gebrauch davon vorderhand nicht versprechen konnte. Leider hatte ich nicht, wie in Bonn englische, so hier italienische Zimmernachbarn; mußte die neue Sprache mühselig aus Büchern lernen und lange warten, bis ich erfahren sollte, welch' wunderlich-barbarisches Etwas ich bis dahin für Italienisch gehalten hatte, und welch' entzückende Musik die lingua romana in bocca toscana ist.

Es muß um diese Zeit des Anfangs meiner Lehrthätigkeit oder wenig später gewesen sein, als ich mein bescheidenes schriftstellerisches Debüt machte. Meinem Gedächtnis war schon so gut wie entfallen, daß mein gütiger Freund Overbeck noch während meines ersten Leipziger Aufenthaltes, verzweifelnd, für „Clara Vere" einen Verleger zu finden, eine kleine Arbeit, die ich ihm ebenfalls vorgelegt, an Gutzkow für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd" gesandt hatte: jenen Aufsatz über Homer, den ich seinerzeit für meine Schwester geschrieben. Gutzkow hatte nicht abgelehnt, aber auch keine bestimmte Zeit für die Veröffentlichung in Aussicht gestellt. Darüber war ich nach Magdeburg in die schauspiele-

rische Campagne gegangen und dachte, wie gesagt, kaum noch an jene Angelegenheit. Um so angenehmer überraschte es mich, als ich eines Tages ein Heft der „Unterhaltungen“ zugesandt erhielt, in welchem der Aufsatz unverkürzt und auch sonst unverändert stand. Es folgten ein paar Zeilen von Gutzkow, in welchen er mir über die Arbeit einiges recht Freundliche sagte und mich zu weiterer Mitarbeiterschaft aufforderte. Hier war denn nun eine Anknüpfung gegeben, wie ich sie mir günstiger nicht wohl denken konnte. Anstatt mit beiden Händen zuzugreifen; die verschiedenen kleineren und größeren Essays, die viertel, halb und beinahe ganz fertig im Pulte lagen, zu revidieren, zu vollenden; sie dem von mir hochverehrten, mir auf halbem Wege entgegenkommenden Manne anzubieten; ihm von der ins Stocken geratenen Novelle Mitteilung zu machen; ihm wenigstens mein weitgereistes Schmerzenskind vorzustellen, that ich nichts von alledem, sondern sandte — eigentlich nur seine Höflichkeit nicht unerwidert zu lassen — eine noch dazu ziemlich willkürlich getroffene Auswahl jener dem Leser bekannten Aphorismen, in welchen ich nun schon seit Jahren das Resultat meiner moralischen und ästhetischen Spekulation in knappster Form zu fixieren suchte. Auch diese wurden gütig aufgenommen und gelegentlich als Lückenbüßer zum Abdruck gebracht, womit es dann vor der Hand sein Bewenden hatte.

Da ich den Leser auf meine wunderliche Auffassung vom schriftstellerischen „Beruf“ vorbereitet habe, wird er die offenbare Lässigkeit, der ich mich hier schuldig machte, eher verstehen. Auch will er-

wogen sein, daß ich gerade jetzt von der Thätigkeit, in der ich einen eigentlichen Beruf sah, ganz eingenommen war; daß ich alle Hände voll zu thun hatte, die Lücken in meinem Wissen möglichst schnell auszufüllen; und vier Stunden täglich, dazu ein halbes oder ganzes Dutzend Privatlektionen an junge Ausländer oder Nachhilfe heischende Schüler für behagliche Muße nicht viel übrig lassen. Indessen hält diese Erwägung insofern nicht Stich, als sich herausstellen wird, daß ich trotz alledem Zeit genug zur freien Verfügung behielt und diese Zeit in einer Weise verwandte, welche wenig geeignet schien, mich dem Publikum als Schriftsteller weiter vorzuführen und womöglich zu empfehlen.

Ich war nämlich, während ich, ursprünglich nur aus sprachlichem Interesse, meine bereits früher eingeleitete Bekanntschaft mit den englischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts erneuerte und fortsetzte, wieder auf mein altes ästhetisches Steckenpferd: den Humor geraten. Eine wissenschaftliche Lösung der Frage, die auch andere hätte befriedigen können, nahm ich nicht in Aussicht, eingedenk des Mißerfolges meiner ästhetischen Schiller-Kant-Studien, und daß ich mir bei jener Gelegenheit die wissenschaftliche Befähigung ein für allemal abgesprochen hatte. Ich wollte nichts weiter als mir selbst ein Genüge thun, indem ich ein Problem, das mich nun schon seit Jahren beschäftigte, so weit verfolgte, als meine Kräfte eben reichen würden. Auch glaubte ich der Lösung jetzt doch ein gut Teil näher gekommen zu sein und der sogenannten humoristischen Dichtung in meinem System die rechte Stelle anweisen zu kön-

nen, ebenso wie früher der sentimentalischen. Beide gehörten sie nicht in das eigentliche Reich der Poesie, sondern bildeten jede für sich eine Grenzprovinz, einander benachbart, sodaß die Bewohner der einen leicht in das Gebiet der anderen gelangen konnten — eine Freiheit, von der freilich die leichtfüßigeren Humoristen häufiger und in ausgiebigerem Maße Gebrauch machten, als die schwerblütigeren Sentimentalisten. Wie sie denn auch sonst in ihrem Gebaren sehr verschieden waren trotz aller Wahlverwandtschaft. Diese aber schien mir im folgenden zu bestehen. Beide: der Sentimentalist nnd der Humorist finden für ihre innere Welt in der reinen Kunstform nicht den adäquaten Ausdruck, weil diese innere Welt nicht eine der Anschauungen, oder doch nicht nur eine solche, sondern sehr wesentlich eine abstrakter Gedanken ist, die in die Kunstform nicht eingehen. Indem sie nun dennoch beide für diesen gedanklichen Überschuß einen dichterischen Ausdruck suchen, geraten sie freilich auf sehr verschiedene Auswege: der Sentimentalist höhlt seine Gestalten, um sie zu durchsichtigen Bildern seiner Ideen zu machen, zu Schemen aus, wenn er nicht schließlich den Gestalten ganz den Laufpaß giebt, auf das Bild verzichtet und die pure, bildlose Idee giebt; der Humorist dem es eigentlich auch nur auf die Idee ankommt, verfolgt sie bis ins Kleine, Sonderbare, stets darauf bedacht, ihr Vorhandensein, ihre unverwüstliche Kraft und Herrlichkeit auch im Kleinsten und Sonderbarsten nachzuweisen, und gelangt so notwendig in der Überbürdung der Gestalt mit Einzelheiten zur Karrikatur, um, nachdem er auch diesen seinen letzten

Trumpf vergeblich ausgespielt, in Streckversen und sonstigen mehr oder weniger philosophischen, jedenfalls aber unpoetischen Parabasen zu sagen, was er nicht hat singen können. Das ist denn die „dear sensibility“, die Sterne immer wieder als die köstlichste Perle in seiner Krone preist, und die mit der elegischen Stimmung, welche den sentimentalen Dichter so oft überkommt, von kaum zu unterscheidender Ähnlichkeit ist. Hier sinken sich verständnisinnig in die Arme, die sich sonst als feindliche Brüder einander gegenüber stehen. Denn für gewöhnlich erscheint dem Sentimentalisten der Humorist verächtlich, wie jener diesem lächerlich. Wie könnte es anders sein? Wälzt jener doch die Last der Idee mit Anspannung aller Kraft einen steilen Berg hinauf, während dieser den ganzen Krimskrams der Welt in ein Faß schüttet, auf dessen Boden die Idee als Niederschlag zurückbleiben soll. Ein höchst ernstes Geschäft das eine, ein wenigstens scheinbar lustiges Metier das andere, bis sich herausstellt, daß der Berg zu steil ist und das Faß ein Loch hat, worüber denn beide in dieselben wehmutvollen Klagen ausbrechen.

Diese meine Auffassung vom Humor traf, so viel ich sehen konnte, völlig mit der Schopenhauers zusammen. Auch er legt den Hauptaccent auf die Subjektivität des Humors, der, eben zunächst nur für das eigene Selbst da, auf einer ernsten, ja, erhabenen Stimmung beruhe, welche unwillkürlich in Konflikt gerate mit einer sehr heterogenen, gemeinen Außenwelt. Da sie dieser nun weder ausweichen, noch sich selbst aufgeben könne, versuche sie ihre eigene Ansicht und jene Außenwelt durch dieselben Begriffe

zu denken, welche so eine doppelte, bald auf dieser, bald auf der anderen Seite liegende Inkongruenz zu dem dadurch gedachten Realen erhalte, wodurch der Eindruck des absichtlich Lächerlichen, also des Scherzes entstehe, hinter welchem jedoch der tiefste Ernst versteckt sei und durchscheine. Demnach beruhe der Humor auf einer besonderen Art von Laune (wahrscheinlich von luna?), durch welchen Begriff, in allen seinen Modifikationen, ein entschiedenes Übergewicht des Subjektiven über das Objektive bei der Auffassung der Außenwelt gedacht wird. Auch jede poetische oder künstlerische Darstellung einer komischen, ja possenhaften Scene, als deren verdeckter Hintergrund jedoch ein ernster Gedanke durchschimmere, sei Produkt des Humors, sei humoristisch.

Aber wie vorteilhaft sich auch diese Darstellung in ihrer Einfachheit und Klarheit von dem weitschweifigen, zum Teil ganz sinnlosen Gerede unterschied, mit welchem andere Ästhetiker dem armen Humor zugesetzt und alles mit ihm gethan, nur ihn nicht erklärt hatten, — völlig genügte sie mir dennoch nicht. Ich vermißte — was dem Philosophen ja auch ferner gelegen hatte — die Anwendung seiner Analyse auf die Dichtkunst, die Klarlegung der Stellung des Humors zu dieser, und gerade darauf kam es mir an. Was half es schließlich, einzusehen, wie der Humor zu stande kommt, wenn man ihn nicht in die Objektivation verfolgte, welche er in der Dichtkunst anstrebt? nachwies, wie weit dies Streben erfolgreich sein kann, ohne daß die Kunst darunter Schaden leidet? wo die Grenze liegt, über welche hinaus das fortgesetzte Streben von der Kunst nicht

mehr ertragen wird, mithin eine Trennung stattfinden muß?

Es ist ein gewichtiges Wort Goethes: der Humor zerstört zuletzt die Kunst. Ich war und bin überzeugt, daß er, wenn er es auch nicht gesagt hat, hätte sagen können und sagen müssen: die Sentimentalität (im Schillerschen Sinne) thut dasselbe. Denn beide sind — wie ja auch Schopenhauer bestätigt — in ihrem Grunde subjektiv und die (naive d. h. für mich ein für allemal: wirkliche) Kunst verträgt sich nur mit einem aliquoten Grad von Subjektivität. Über diesen Grad hinaus ist das, was man ein objektives Erfassen der Wirklichkeit nennen kann und muß, nicht mehr möglich. Die Grenze aber liegt da, wo die Subjektivität zur Willkür wird, nur noch an sich, an ihre Befriedigung denkt und darüber das Objekt aus dem Auge verliert. So lange sie es im Auge behält, ist die Sache nicht bedenklich, vielmehr, es kann der Kunst aus der Steigerung des subjektiven Empfindens ein Vorteil erwachsen, der sogar nur auf diesem Wege zu erreichen ist. Denn so und nur so entsteht unter der Hand des Sentimentalisten die erhabene (tragische), unter der des Humoristischen die lächerliche (komische) Idealgestalt, für welche erstere wir leider keine besondere Bezeichnung haben, während für die letztere die der Karrikatur allgemein acceptiert ist. Nehmen wir beide weg: die Prometheus und Oedipus, die Don Quixote und Pickwick — wie namenlos würde die Dichtung verarmen! Aber, auf der anderen Seite, wie verarmt sie auch wieder, wenn die hohe tragische Gestalt zum blutlosen Schemen und die tiefsinnige

Karrikatur zur platten Fratze wird? Nur daß in einem realistischen Jahrhundert wie das unsere, die erstere Gefahr, die doch immer einen Schwung der Empfindung zur Voraussetzung hat, kaum jemals eintritt, desto häufiger aber die zweite, in welche die Ideenlosigkeit, wenn ihr — und wie bald pflegt das zu geschehen! — das bischen Humor ausgegangen ist, unweigerlich verfällt.

Es ist ein großer Irrtum anzunehmen, daß was wir heute als Realismus und Naturalismus in der Dichtkunst bezeichnen, auch in der Sache eine Erfindung von heute sei. Wenn ich nicht fürchten müßte, den Umfang dieses Werkes allzusehr anzuschwellen, würde ich hier eine ausführliche Analyse von Smollets Humphry Clinker einfügen, die ich damals zu meiner eigenen Belehrung niederschrieb, und in welcher ich mit aller wünschenswerten Genauigkeit bestimme, wie weit in diesem wahrhaft klassischen Werke der goldige poetische Humor reicht, der es zur künstlerischen Karrikatur bringt; wo dann ein poetisch nicht mehr so wertvoller, immerhin aber ästhetisch annehmbarer gesunder Realismus einsetzt, und wo endlich die Karrikatur zur Fratze, der Realismus zum ungesunden Naturalismus wird, in beiden Fällen die ästhetische Anarchie hereinbricht.

Ich habe jener Zeit mit anderen sogenannten humoristischen Werken ähnliche, wenn gleich weniger eingehende Analysen angestellt, oder doch die dazu nötigen Notizen und Excerpte gemacht, denn ich wollte für mich mit dem Thema abschließen. Da hieß es, so viel Material herbeischaffen, daß ich vor jeder Einseitigkeit des Endurteils bewahrt blieb. Die eng-

lischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts kannte ich so ziemlich vollständig; ihnen schlossen sich die der Gegenwart an, besonders Dickens und Thackeray, von denen mich jetzt wiederum der letztere besonders fesselte. Dann ließ ich unsere Humoristen die Revue passieren: die Lichtenberg, Rabener, Hippel, Thümmel, Jean Paul, Hamann, welchen letzteren ich jetzt zum erstenmale kennen und hochschätzen lernte. Ich untersuchte auch die Neueren: die romantische Schule, das junge Deutschland auf ihren Humor hin. Selbst die älteren und alten blieben vor meiner Wißbegier nicht sicher, und bald war ich im Fischart und im Simplicissimus so belesen, wie in den Werken des Königsberger Magiers oder im Titan. Die Franzosen durften nicht ausgeschlossen werden: von Rabelais angefangen, über Le Sage und Molière bis zu den Aventures de Faublas, den Liaisons dangereuses, ja bis zu Paul de Kock herab. Den Boccaccio konnte ich schon deshalb nicht übergehen, weil ich aus seinem Decamerone den besten Teil meines Italienisch lernte. Endlich kam der Meister der Meister, der göttliche Cervantes mit seinem wundersamen Don Quixote.

Ich hatte ihn nie vorher auch nur angeblättert und kann die Lust nicht beschreiben, mit der ich ihn jetzt las, um ihn seitdem eigentlich nicht wieder aus der Hand zu legen. Hier war mehr als Gil Blas, Tristram Shandy, Tom Jones, Katzebergers Badereise, Vanity Fair, Copperfield. Hier war ein höchster Gipfel der Erzählungs- und aller dichterischen Kunst. Hier war alles, was die besten Köpfe je theoretisch über das Wesen des Humors vorgebracht, in herr-

lichster poetischer That. Die Idee, die an den Dornen der Wirklichkeit ihr heiliges Gewand zerfetzt, ihren keuschen Leib zerfleischt und sich doch durch das grauenhaft-lächerliche Martyrium in ihrer ewigen Schöne behauptet. Hier war die Erhabenheit, welche der Sentimentalist anstrebt und der Humorist eigentlich meint, nicht zum Schemen ausgehöhlt, nicht zur Fratze verzerrt, sondern hingestellt in der geistvollsten aller geistvollen Karrikaturen, ganz sublimste Idee und ganz greifbarster, verwundbarster, mit dem Schmutz der Welt und den Prügeln gemeinster Fäuste zugedeckter Leib. Und bei dieser vollsten Erfüllung zugleich des sentimentalen und humoristischen Ideals die satteste Befriedigung der realistischen Forderung: die Welt zu schauen, „nicht verlindert und nicht verwitzelt, nicht verzierlicht und nicht verkritzelt.“ Wahrlich, wer diese poetische Höhe des Don Quixote zu ermessen sucht, ihn ergreift Schwindel; und er muß die seiner Ohnmacht spottende Höhe erst wieder vergessen haben, bevor er es wagt, seinerseits an die Arbeit zu gehen und die Sandhügelchen, die er mühsam zusammenschaufelt, wo möglich für Berge zu halten. Und was mich vielleicht zumeist an diesem unvergleichlichen Werke rührte, war die Naivität (hier ist das Wort an seinem rechten Platz), mit der der Meister an es herangetreten war und es vollendet hatte, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und ein Königreich fand. An den bescheidenen Ausgang, bei dem es nur auf Verspottung einer thörichten litterarischen Richtung abgesehen war, mahnt denn freilich das klägliche Ende, wenn der todesmüde Kämpe der Idee „vernünftig“

wird, und die Ritterbücher, die ihn toll gemacht haben, verbrennt. Ich erinnere mich nicht, ob E. v. Hartmann von dem merkwürdigsten aller Quid-proquos, das der „Don Quixote“ in der ursprünglichen Absicht seines Dichters und in seiner poetischen Vollendung darstellt, Notiz genommen. Hat er es nicht, so hat er einen Eckstein verworfen oder nicht beachtet, auf dem er seine ganze Philosophie des Unbewußten hätte bauen können.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich noch von diesen ästhetisch-litterar-historischen Studien, bei denen ich mich in aller Stille als Essayist versuchte, hätte fesseln lassen, wäre nicht der Zufall dazwischen gefahren und hätte mir eine Aufgabe in die Hände gespielt, die insofern eigentümlich genug war, als sie zugleich an meine Kenntnis der englischen Sprache und mein etwaiges dichterisches Vermögen appellierte.

Ein amerikanischer industrieller Verleger war auf den Einfall geraten, in seiner Heimat deutsche Volkslieder mit den betreffenden Kompositionen und englischem Text herauszugeben. Er hatte sich zur Ausführung dieses Vorhabens an einen Leipziger Verleger gewandt, der, nachdem er, wie es schien, die ganze Stadt nach einer für den Zweck geeigneten Persönlichkeit abgesucht, endlich an mich geriet. Ich wies das Ansinnen zuerst rundweg ab, erklärte mich dann aber doch bereit, nachdem ich über die Aufgabe reiflicher nachgedacht, Geschmack an ihr gefunden, auch einen Versuch angestellt hatte, und dieser zu meiner und, was mir mehr galt, zur Zufriedenheit meiner englischen Freunde ausgefallen war. Welche Schwierigkeiten es hier zu überwinden galt, wird

jeder ermessen, der jemals einen Versuch derart angestellt hat. Handelte es sich doch nicht bloß um eine, wenn Gott wollte, poetische Wiedergabe des deutschen Textes, sondern mußte der neue Text doch auch zu den Noten, die selbstverständlich unverändert blieben, Silbe für Silbe passen! Dabei hatte ich von der Musik, wie man weiß, nur eine dämmernde Ahnung; vermochte kaum ganze von halben und viertel Notenzeichen zu unterscheiden, höchstens bei den Liedern, deren Melodie ich kannte und die ich während des Übersetzens immer vor mich hinsummte, um in dem Eiertanze nicht aus dem Takt zu kommen oder fehl zu treten. Glücklicherweise waren die meisten der hier zu „Volksliedern" nicht ohne einige Willkür gestempelten solche, deren Text und Melodie uns von Jugend auf geläufig sind, oder die wir doch hin und wieder haben singen hören, wie: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", „Morgen muß ich fort von hier", oder „der rote Sarafan" und ähnliches. Für solche, die wissen möchten, wie denn die Geschöpflein ausschauten, welche einer solchen wunderlichen generatio aequivoca ihr Leben verdankten, will ich hier eines der Lieder mitteilen, das einzige, von dem ich noch ein Brouillon in meinen Papieren vorgefunden habe. Es ist das allbekannte: „Ach, wie wär's möglich", das als „Thüringisches Volkslied" gilt, trotzdem es wohl schwerlich jemand aus dem Munde des thüringischen Volkes vernommen hat:

Ah, this will never be,
That thou art not my love;
I love thee from my heart,
Believe on me!

There is no thought of mine,
But it is wholly thine,
I love no other, dear,
But thee! but thee!

I know a flower blue,
It says: be ever true!
Lay it on thy dear heart,
And think of me!

Flower and hope must die;
They will our love envy,
For it can never die,
Believe on me!

Ah, if I were a bird,
And thou didst say a word,
I should not fear the hawk,
But fly to thee.

Kill'd by the hunters lead,
I should fall in thy lap;
Didst thou but smile on me,
I'd die with glee.

Das Merkwürdigste an dieser Sache aber ist, daß diese doch gewiß recht fragwürdigen Produktionen drüben nicht mit Protest zurückgewiesen wurden, sondern Beifall fanden, sodaß der Verleger noch mehrere Jahre später, als ich bereits in Hannover lebte, sich vor Nachdruck zu schützen, meine Autorschaft durch seinen Konsul bestätigen ließ.

Für mich hatte der Scherz eine bedeutsame Folge. Um für die Fabrikation meiner englischen Imitationen doch einigen Anhalt zu haben, hatte ich für ratsam erachtet, einen kleinen Ausflug in die amerikanische Lyrik zu machen, die mir bis dahin ein völlig

fremdes Gebiet gewesen war. Dabei geriet mir R. W. Griswolds: „The poets and Poetry of America“ in die Hände. Ich blätterte in dem sehr umfangreichen Werke, stieß hier auf ein anmutiges, dort auf ein bedeutendes, hin und wieder auf ein wunderbar schönes Gedicht. Meine Neugier wurde immer lebhafter erregt; schließlich hatte ich den mächtigen Band von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Nun konnte ich der Begierde nicht widerstehen, so ausgezeichnete Männer, wie Bryant, Longfellow, Edgar A. Poe, Bayard Taylor, und wie sonst die Namen lauteten, die mir hier zum erstenmale an's Ohr klangen, nicht aus Bruchstücken, sondern ganz kennen zu lernen. In der Metropole des deutschen Buchhandels hielt es nicht schwer, zu den Werken selbst zu gelangen. So wurde aus dem kurzen Ausflug eine lange Reise, eine der anmutreichsten, genußvollsten, die mir in meinen litterarischen Studien zu machen vergönnt wurde, und die nicht zu unterlassen ich jedem, der die Kosten tragen kann, auf das dringendste rate. Die amerikanische Lyrik ist nicht durchweg originell, wie es die dichterische Produktion eines „Neulandes“ wohl nach keiner Seite hin sein kann. Sie hat nach Inhalt und Form ihren älteren Schwestern auf unserem Kontinent viel und vieles zu verdanken, in erster Linie selbstverständlich der englischen in ihrem ganzen weiten Umfange von Shakespeare und Spenser bis Tennyson und Swinburne; in zweiter der deutschen, wo dann Goethe, Uhland und Heine die milden Nährväter sind; aber auch die Franzosen: Victor Hugo, Lamartine und besonders Alfred de Musset haben drüben ihre Bewunderer ge-

funden. Indessen hat man von diesem fremden Kapital fast ausnahmlos den anständigsten, würdigsten Gebrauch gemacht. Selten, daß man von einer Nachahmung reden kann; fast immer handelt es sich um eine Anlehnung, die noch dazu sicher oft unwillkürlich und unbewußt ist. Auch der scharfsinnige und heißblütige Edgar Poe mußte den Nachweis des Plagiats, das an englischen und deutschen Dichtern begangen zu haben, er Longfellow anklagte, schuldig bleiben. Schließlich bildet dieses etwas unsichere Terrain auf dem weiten Gebiete der amerikanischen Lyrik doch nur eine verhältnismäßig wenig umfangreiche Enklave. Auf diesem weiten, durchaus originalen Gebiet aber welche Fülle, welche Mannigfaltigkeit der Produktion! Federpalmen wachsen da neben knorrigen Eichen, und neben Gartenblumen von zauberhafter Pracht und berauschendem Duft die bescheidenste, lieblichste Flora der Prärie. Welch geisterhafte Accorde hat Edgar Poe seiner Harfe zu entlocken gewußt! welch lieblich rührende Weisen erklingen in den Liedern Bryants, Ch. F. Hoffmans und so vieler anderer! Es mag zugegeben werden, daß in der amerikanischen Lyrik das beschreibende Element ein wenig mehr vorherrscht, als mit den Gesetzen einer strengen Kunst verträglich ist; doch wird diese Schwäche, in meinen Augen wenigstens, wieder gut gemacht durch die frappante Wahrheit und bezaubernde Anmut der Schilderungen. Da wandern wir mit dem Dichter durch den Urwald, fahren mit ihm die stolzen Flüsse hinab oder über die majestätischen Seen; hören mit ihm das Sausen des Windes in unermeßlich hohen Wipfeln, das Donnern der Katarakte, die von Felsengebirgen herab aus

unzugänglichen Quellen stürzen; treten an seiner Hand in das Blockhaus fern im West, in das Kirchlein an Stellen, wo vor vier Wochen noch der Bison eine Lagerstätte fand; rasseln mit ihm den Schienenweg durch endlose Öden; sitzen mit ihm um Indianerfeuer in trostloser Wildnis; traben mit ihm auf unermüdlichen Mustangs hin am Saume von Swamps, aus dessen schlammigen Gewässern der Kaiman sein schuppiges Haupt hebt und mit blöden Augen den Wanderern nachglotzt, vor denen das Sommerentenpaar, das sie aus dem Röhricht aufgestoßen, pfeilschnell dahinflieht. Und die Sommersonne, in deren Licht sich die Prärieblumen wiegen, der Herbstwind, der das rötliche Laub des wilden Weins von den Spalieren reißt, der Winterorkan, der, von Labrador herabheulend, die Luft so mit Schnee füllt, daß der Landmann den kurzen Weg von der Scheune nach dem Wohnhause verfehlt — jedes atmosphärische Phänomen, alles, was am Himmel geschieht, auf der Erde vor sich geht — mit rührender Treue, heiliger Andacht ist es gesehen, wird es geschildert, für den Freund der Natur — hier einer Natur, die denn doch von der ihm bekannten in vielen und bedeutsamen Zügen abweicht, — ein hoher, geradezu unerschöpflicher Genuß.

Nicht lange hatte ich mich ihm hingegeben, als der Wunsch erwachte, so Köstliches in das geliebte Deutsch zu übertragen. So entstand die Sammlung, welche ich dann unter dem Titel „Amerikanische Gedichte“ herausgegeben habe. Sie entstand nicht schnell, wie ich denn ursprünglich an nichts weniger als daran dachte, mit dieser Arbeit in die Öffentlich-

keit zu treten. Auch paßt das Wort Arbeit kaum hierher; mir wenigstens war es keine. Ich wagte mich an kein Gedicht, das mir nicht völlig sympathisch war; mehr noch: bei dem ich nicht die deutliche Empfindung hatte: es ist dir aus der eigenen Seele heraus geschrieben und, wenn du es freilich leider nicht selbst gedichtet hast, so hättest du es selbst gedichtet haben mögen. So darf ich denn wohl sagen, daß die Übertragung in jedem einzelnen Falle eine Umdichtung war und mir leicht aus der Feder floß, wie sie willig aus der Seele quoll. Ich hatte so einen willkommenen Ersatz für die eigene lyrische Produktion, die seit Jahren nur noch unter einer dichten Aschendecke glimmte, über die nur gelegentliche und dann meist satirische Funken liefen. Auch nahm ich die teuren Blätter, die allmälig zu einem stattlichen Heft anschwollen, nur in seltenen Weihestunden zur Hand, die dann meistens in die Nacht fielen, welche jetzt, wie früher, was sie mir an Schlaf nicht gewähren konnte, auf diese Weise ersetzte. Wie gern ich dieser Zeit gedenke, da mich der Zaubermantel der Phantasie nächtlicher Weile mühelos in ferne Länder trug und erst das Zwitschern der Vögel in den Bäumen vor meinem Fenster mich aus dem wonnevollen Traum weckte und an die Pflicht des Tages mahnte!

Fiel so bei meiner Vorliebe für das Englische der Löwenanteil meines Privatfleißes diesem zu, sorgte ich doch auch gewissenhaft dafür, daß das Französische dabei nicht gar zu kurz komme. Ich hielt damals das Übersetzen für ein besonders wirksames Mittel der Erweiterung und Befestigung unserer Erkenntnis

der betreffenden fremden Sprache. Von dieser Ansicht bin ich längst zurückgekommen. Ein Mittel mag es immerhin sein, ein besonders wirksames ist es sicher nicht. Selbstredend ist ein genaues Verständnis des vorliegenden Textes das erste Erfordernis einer guten Übersetzung Aber sobald dies Verständnis gesichert ist, wozu für den Geübten meistens schon ein schnelles Überblicken hinreicht, wendet sich die Aufmerksamkeit sofort und mit großer Energie dem Satze zu, der in der eigenen Sprache das Spiegelbild jenes in der fremden werden soll: seinem Bau im ganzen, seiner Gliederung, den einzelnen Wendungen und Ausdrücken, deren Wahl bei dem großen Reichtum unserer Sprache ebenso interessant wie schwierig ist. Dort sind wir gewissermaßen Finder, hier müssen wir bis zu einem gewissen Grade Erfinder sein und zu dem Zweck unserem Geist, unserer Phantasie einen Schwung geben, den jenes erste Geschäft keineswegs in demselben hohen Grade erfordert. Weshalb ich das Übersetzen zwar nicht dem anraten möchte, der eine fremde Sprache tiefer ergründen, wohl aber dem, der den Besitz der eigenen erweitern und befestigen will. So mag es mir immerhin wenigstens keinen Schaden gebracht haben, daß ich damals manche Stunde zu meiner Übung auf Übersetzungen aus dem Französischen verwandte, von denen ich unter anderen noch ein vollständiges Manuskript: „Die kleine Gräfin“ nach Octave Feuillets reizendem Roman „La petite comtesse“ als freundliche Erinnerung jener harmlosen Zeit aufbewahre.

Indessen es war dafür gesorgt, daß nicht alles, was ich so schrieb oder noch einmal schreiben würde,

bloße Erinnerungsblätter vergangener Zeiten für meine späteren Jahre bleiben sollte. Wenn der eigensinnige Prophet nicht zum Berge gehen will, bleibt dem guten Berge nichts übrig, als zum Propheten zu kommen. Er kam zu mir in Gestalt eines Buchhändlers. Der noch junge, unternehmungslustige, übrigens nicht mit Glücksgütern gesegnete Herr war auf den ingenuosen Einfall geraten, Übersetzungen von amerikanischen Autoren herauszubringen, ein in jeder Beziehung verdienstliches Werk, vorausgesetzt, daß der Übersetzer keine hohen Honoraransprüche machte und die Ware Abnehmer fand. Wer ihn nun auf seiner Suche nach dem billigen Übersetzer an mich gewiesen, wüßte ich nicht mehr zu sagen; jedenfalls kam er zu mir und es erwies sich, daß ich hinsichtlich des ihm vor der Hand wichtigsten Punktes der Rechte war. Das Honorar war so gering — wenn ich von Zeit und Mühe absah und nur Feder, Tinte, Papier, das Öl der nächtlichen Lampe in Rechnung stellte, konnte ich ungefähr auf meine Kosten kommen. Dafür gefiel mir das meiner Kunst anvertraute Buch ungemein. Es war die „Nil-Notes of an Howadji“ von G. W. Curtis. In der That ein liebenswürdiges, und, wenn es auch nicht den mindesten Anspruch auf Gelehrsamkeit macht, dennoch ein instruktives Buch. Denn, der es geschrieben, war ein Poet, und Poetenaugen sehen und Poetenohren hören gar manches, von dem die Gelehrsamkeit sich nichts träumen läßt. Ich habe seitdem manches Werk über Ägypten gelesen, aber keines, das mir Land und Leute in so klaren Umrissen, so satten Farben wiedergespiegelt, bei dem ich so viel ägyptische Luft geatmet hätte.

Als leicht erwies sich die Übersetzung just nicht. Es war, wie er selbst in der Vorrede sagt, des Autors erstes Buch; und erste Bücher sind manchmal in einem krausen Stil geschrieben, in einem um so krauseren, wenn der Verfasser zum Überfluß ein Humorist ist. Nun hat aber fast die ganze jüngere amerikanische sogenannte schöne Litteratur mindestens einen humoristischen Anstrich, und Mr. Curtis machte davon keine Ausnahme. Im Gegenteil! Das war oft ein Gequirl von wunderlichsten Einfällen, eine halsbrechende Bilderjagd; da gab es labyrinthische Perioden, aus denen sich glücklich herausgefunden zu haben man Gott dankte; fratzenhafte Wortungetüme, vor denen man sich entsetzte; hieroglyphische Anspielungen, über deren Deutung man sich — und ach, wie oft vergebens! den Kopf zerbrach. Ich möchte heute um vieles eine solche tolle Fahrt nicht anstellen; damals hat sie mir unsägliches Vergnügen bereitet. Ich hatte so viel Humoristen gelesen; jetzt, wo ich selbst einmal — wenn auch nur als Übersetzer — humoristisch schreiben sollte, konnte ich zeigen, ob ich etwas aus dem Umgange profitiert. Ich glaube, es ist der Fall gewesen, und ich darf meine Arbeit, — wie Berthold Auerbach zu sagen pflegte — vor Meister und Gesellen sehen lassen. Leider ist sie, fürchte ich, so gut wie unbekannt geblieben. Von der Kritik gründlich tot geschwiegen, ist sie in ein ruhmloses Grab gesunken; und so blieb ein Brief des Autors, in welchem er mir für alles Gute, das ich an seinem ersten Kinde gethan, herzlich dankte, nach dieser Seite mein einziger, mir freilich völlig genügender Lohn.

Während ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, erfuhr ich — nicht ohne einigen Schrecken — zum erstenmale, daß meine frische Kraft, der ich alles zumuten zu dürfen glaubte, wie alles auf der Welt, ihre Grenze habe. Ich will, was mir begegnete, erzählen, da es den Psychiatriker interessieren und einem und dem anderen jüngeren Kollegen zur Warnung dienen möchte.

Wie schon erwähnt, pflegte ich die halbe und oft mehr als die halbe Nacht hindurch zu arbeiten. Das war denn wieder einmal geschehen. Ich hatte mich um drei Uhr zu Bett gelegt mit dem Vorsatz, um sechs aufzustehen, da auf meinem Tisch noch ein großer Packen Hefte lag, die ich zur ersten Lehrstunde um acht korrigiert haben mußte. Schon als Jüngling, besonders seit meiner Militärzeit, hatte ich mich daraufhin geschult, daß ich — gleichviel ob aus längerem oder kürzerem Schlaf — zu der Stunde, ich möchte sagen: zu der Minute, in der ich es mir vorgesetzt, erwachen konnte. So saß ich denn heute bereits um sechs, wie ich gewollt, an meinem Arbeitstisch über den Heften, ungeduldig des Burschen harrend, der mich bediente und Befehl hatte, Punkt sechs mit dem Frühstück zu erscheinen. An der Uhr vor mir auf dem Tische sehe ich, daß es bereits zehn Minuten über sechs ist. Da höre ich den Schritt des Burschen den langen Korridor herauf, der zu meinem Zimmer führt. Der Schritt nähert sich der Thür, auf die ich meinen Blick geheftet habe, den Eintretenden mit einem tadelnden Wort über seine Saumseligkeit zu empfangen. Die Thür öffnet sich, der Mensch tritt ein; das Wort auf der Lippe stockt

vor einem seltsamen Ausdruck in dem breiten Gesicht des Menschen, der schon nicht mehr er, sondern eine Grauengestalt ist, so entsetzlich, daß es mir noch jetzt, während ich dies schreibe, in der Erinnerung kalt über den Nacken läuft. Ich fahre mit einem Angstschrei von meinem Sitze auf. Die Grauengestalt ist verschwunden. Der Schritt, den ich vorhin gehört, ist jetzt unmittelbar vor der Thür, die sich aufthut. Abermals steht der Bursche auf der Schwelle, das Kaffeebrett in der Hand, — diesmal kein Gespenst, sondern, Gott sei Dank, ein Mensch von Fleisch und Blut. Ich bemerke dabei, daß ich, obgleich ich ja zweifellos, und wäre es für den tausendsten Teil einer Secunde, geistesabwesend und im Banne der Traumphantasie gewesen bin, von dem Übergang aus einem in den anderen Zustand nicht das mindeste gemerkt habe und merken konnte, da es in dem kritischen Moment nicht etwa dunkel um mich wurde, oder auch nur eine andere Beleuchtung eintrat, sondern alles und jedes blieb wie es war und die Erscheinung beim hellsten Morgenlicht in dem schrägen, von Staubatomen durchtanzten Strahl, den die Sonne von einem Fenster rechts her in das Zimmer warf, vor mir gestanden ist.

Die „Nil-Skizzen" waren fertig, gedruckt, geheftet, gebunden. Zum erstenmale sah ich auf dem Titelblatte eines Buches meinen Namen, zwar nur an bescheidener Stelle hinter und unter dem des wirklichen Autors, aber meinen Namen doch. Und selbst diese kleine Freude hatte mir der ingenuose Verleger nicht gönnen mögen, indem er der Ansicht war, daß der Name eigentlich recht seltsam klinge, und ob ich

ihn nicht mit irgend einem sich leichter ins Ohr schmeichelnden nom de plume vertauschen wolle? Meine Antwort war gewesen, daß ich nun einmal so heiße, dieses meines Namens mich zu schämen keinerlei Ursache habe und es darauf ankommen zu lassen gedenke, ob ein verehrliches Publikum geneigt sein werde, sich an denselben zu gewöhnen.

Nun wäre der Ingenuose wohl kaum darauf verfallen, mir jenen so wenig schmeichelhaften Vorschlag zu machen, hätte es sich nur um einen obskuren Übersetzernamen gehandelt. Er aber hatte größere Dinge mit mir vor. Die Existenz meines Schmerzenskindes war ihm nicht unbekannt geblieben. Eben jetzt war es wieder von einer seiner vielen Wanderschaften durch die Breite und Länge des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation — ich glaube: von Hallberger in Stuttgart — zurückgekehrt. Es sollte seine letzte sein. Denn nun geschah das Zeichen und Wunder, daß das arme, viel umgetriebene Fräulein auf seine nicht mehr ganz jungen Tage in der Person meines Ingenuosen den Längstgesuchten fand. Wozu die großen Rittersmänner von Verlegern nicht den Mut gehabt, das wagte dieser, der im Vergleich zu jenen doch nur ein kleiner Knappe genannt werden mochte. Allerdings hatte ich ihm das Wagnis so gefahrlos wie möglich gemacht. Es handelte sich für ihn nur um die Herstellungskosten; ein Honorar hatte ich nicht gefordert, und er hatte meine Bescheidenheit durch Anbieten eines solchen auch nicht verletzen mögen. So wurden wir denn unschwer handelseinig, und bereits nach wenigen Wochen hielt ich abermals ein gedrucktes Büchlein

in den Händen, auf dessen Titel diesmal mein von mir gegen die Machinationen des Ingenuosen mühsam behaupteter Name allein figurierte.

Nun hatte auch ich — die Nil-Skizzen zählten für mich nicht — „mein erstes Buch“ und konnte dem amerikanischen Kollegen die Freude, die er über das seine gehabt, nachempfinden. Ich ertappte mich wiederholt dabei, daß ich das geheimnisvolle Titelblatt andächtig betrachtete, wie eine Mutter das Erstgeborene auf ihrem Schoße. Ist es doch auch in der That etwas Ungeheures um ein erstes Buch für den, der es geschrieben. Der Würfel fiel: der Rubikon ist überschritten; eine Umkehr giebt es, wenigstens für den Mutigen, nicht. Du mußt das Reich erobern oder gewärtig sein, als ein Dieb betrachtet und behandelt zu werden, der „weg vom Sims die reiche Krone stehlen“ wollte und dabei ertappt wurde. Dein Name wird da sein, wohin du selbst ihn gelegt hast: in dem Munde der Leute, und sie werden damit umgehen nach ihres Herzens guter oder böser Lust. Mögen sie dich loben, mögen sie dich tadeln — und wärst du stolz wie Lucifer, du kannst nicht gleichgültig dagegen bleiben, nicht „verächtlich von des Volkes Stimme denken“. Das Lob wird dich erfreuen, der Tadel dich schmerzen; nach dem ersteren wirst du verlangen, zuletzt nach ihm gieren; vor dem letzteren bangen, endlich vor ihm zittern; und so oder so — deine Ruhe, dein Frieden sind dahin; der Sklav bist du anderer, die du doch heimlich verachtest; nimmermehr dein eigener Herr, dem die Selbstachtung das Heiligste war. Und o! das Schrecklichste des Schrecklichen: wenn du kein reicher Mann bist, der

von seinen Renten lebt, oder dich von einem bescheidenen Gewerbe, das du nebenbei treibst, redlich nährst; wenn du nicht mehr, wie einst, auf die Feierstunde deiner Seele warten darfst, jede und auch die schlimmste benutzen, der Muse, was sie dir sonst willig gab, abbetteln, abtrotzen, abringen mußt — wehe dir! Einst warst du ein Gott und saßest mit deinesgleichen an goldenen Tafeln in des Vaters Haus, mit Ambrosia und Nektar deine unsterbliche Seele letzend; nun bist du auf die Erde hinabgestoßen, die Rinder des Admet zu weiden, und darüber hast du deine Göttlichkeit eingebüßt und bist ein Knecht worden, wie andere Knechte, lebend, wie sie, frohnbend, zitternd vor der Peitsche des Vogtes, wie sie! —

Das nun freilich waren die Gedanken und Empfindungen nicht, mit denen ich mein erstes Buch in der Hand hielt; aber daß es nicht schwer wog, darüber sollten mich bald jene ehrwürdigen, weisen Männer, die auf dem litterarischen Markte Maß und Gewicht und die Güte der Ware pflichtmäßig prüfen, in ihrer freundlichen Art belehren. Die bei weitem meisten gingen allerdings an meinem kleinen Kram vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen; einer oder der andere blieb aber doch betrachtend stehen, und da bekam ich sonderbare Dinge zu hören. Der eine sagte: „Nicht übel! leider ohne alle Originalität: eine sklavische Nachahmung der Tieckschen Novellenmanier.“ Und ich Unglücklicher hatte noch nie eine Tiecksche Novelle gelesen! — Der andere, der das Buch zugleich mit den Nil-Skizzen (die er „geradezu kindisch“ fand) besprach, meinte: „Die Novelle desselben Verfassers ist selbstverständlich eben-

falls eine Übersetzung aus dem Englischen; nur daß es ihm in diesem Falle nicht beliebt hat, das Original zu nennen!“ Und ich einfältiger Mensch hatte geglaubt, den Titel des Tennysonschen Gedichtes, den ich ja so leicht verändern konnte, beibehalten zu sollen, damit jeder sofort sehen könne, daß ich mich wohl durch dasselbe habe anregen lassen, im übrigen aber völlig frei gearbeitet habe!

Nun sind ja bekanntlich erste Eindrücke die stärksten und oft maßgebend für das ganze Leben. So könnte es immerhin sein, daß die skeptische Stimmung hinsichtlich der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit der Kritik, die ich mein Leben lang nicht habe loswerden können, sich auf die wenig achtungsvolle Empfindung zurückführen läßt, welche dem in die Hallen der Litteratur Eintretenden das ihn begrüßende kritische Geschwätz erregte.

Jedenfalls luden so dürre Lorbeern nicht zur Ruhe ein, nach der ich denn auch kein Verlangen trug. Mein sinniger Verleger — ich konnte ja jetzt bereits von einem Verleger sprechen — kam meiner Unrast zu Hilfe: er wünschte eine Übersetzung von Emersons English Traits. Wir vereinigten uns auf dieselben, meiner Bescheidenheit sorgsam Rechnung tragenden Bedingungen, wie bei den Nil-Skizzen. Nur hatte ich mir diesmal, eingedenk jenes Gespensterbesuches am lichten Morgen nach einer durcharbeiteten Nacht, den Ablieferungstermin etwas weiter hinausgeschoben. Rüstig ging ich ans Werk.

Emersons Namen kennt heutzutage jeder gebildete Deutsche, auch wenn er seine Schriften nicht gelesen hat. Damals war sein Name so unbekannt

wie seine Schriften. Dann kam er schnell in Aufnahme; ich glaube weniger durch meine „Englischen Charakterzüge", als durch die „Representative Men", die Hermann Grimm ein wenig später übersetzte, und durch den geistvollen Essay, in welchem er uns ein ausführliches Bild des merkwürdigen Mannes gab. Ich hatte bereits in meiner Stille manches von ihm gelesen: einige der Essays, vor allem die Gedichte, von denen auch ein paar in meiner Sammlung einen verdienten Ehrenplatz einnahmen. Da diese Sammlung herzlich wenig bekannt geworden ist, mag es mir ausnahmsweise verstattet sein, hier eins derselben zu wiederholen:

Apologie.

Nennt mich mürrisch nicht und kalt,
Such' ich gern den stillsten Ort,
Geh' zum Gott im grünen Wald
Und ich bring euch heim sein Wort.

Scheltet nicht, daß ich in Schoß
Leg' die Händ' in Wald und Bruch,
Keine Wolke am Himmel floß,
Schrieb ein Zeichen in mein Buch.

Träumer habt ihr mich genannt,
Als ich Blumen euch gebracht;
Jede Aster in der Hand
Hat ein Wörtlein mir gesagt.

War noch niemals ein Myster' —
Jede Blume konnt' es zeigen;
Und kein Rätsel war so schwer —
Vögel sangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Zog mir gestern heim der Stier
Und das Land, das du bestellt,
Gab den Stoff zum zweiten mir

Das Gedicht ist der Mann, wie er leibt und lebt, von dem man freilich sagen muß, daß er in jeder, auch der scheinbar unbedeutendsten und beiläufigsten seiner Äußerungen, ganz er selbst und kein kleinstes fremdes Fäserchen an ihm ist. Diese seine ausnahmslose Urwüchsigkeit, die ihn niemals die gebahnte Heerstraße des Denkens und Empfindens ziehen, ihn auch zu scheinbar Naheliegendem auf einem Wege, auf den kein anderer verfallen wäre, gelangen läßt, macht ihn oft schwer verständlich, und nicht selten bleibt man über seine eigentliche Meinung im dunkeln. Aber die Mühe, die uns die Lektüre seiner Schriften vielfach verursacht, und der Unmut, der uns bei derselben manchmal überkommt, werden tausendmal wieder gut gemacht durch den Gewinn, den wir unter allen Umständen — ich meine, wann und wo wir auch nicht mit ihm übereinstimmen — aus den Schriften eines selbständigen Denkers ziehen werden. Emerson kennt diese seine Eigenheit wohl und deutet auf den Wert, den sie hat, bescheidentlich ironisch hin, wenn er in einem Briefe aus dem Jahre 1838 an einen Freund schreibt: „Es berührt mich wunderlich, daß gute und weise Männer in Boston oder Cambridge mich zu einem Gegenstand ihrer Kritik machen. Ich bin infolge meiner gänzlichen Unfähigkeit zum methodischen Schreiben von jeher ein in der Wolle gefärbter Libertiner (a chartered libertine) gewesen, der sich die Freiheit nimmt, zu verehren und zu verspotten — glücklich, wenn ich mich verständlich machen konnte, aber niemals in meiner Schätzung den Institutionen und dem Geist der Gesellschaft nahe genug,

um die Beachtung der Meister in der Litteratur und Religion zu verdienen. Ich habe für die Vorteile meiner Stellung das vollste Verständnis, denn ich weiß sehr wohl, daß kein Gelehrter zu einem Polemiker weniger Neigung und Fähigkeit hat als ich. Ich könnte, wenn dazu aufgefordert, keine Rechenschaft von mir selbst ablegen. Ich könnte auch auf keine Weise eins von den „Argumenten" aufzeigen, auf denen irgend eine meiner Doktrinen steht, denn ich weiß nicht, was hinsichtlich des Ausdrucks eines Gedankens Argumente sind. Ich habe Freude daran, zu sagen, was ich denke; aber wenn ihr mich fragt, wie ich es wagen kann, desgleichen zu behaupten, oder warum das so ist, bin ich der hilfloseste aller Menschen. Ich sehe nicht einmal, daß auf irgend eine dieser Fragen eine Antwort möglich ist . . . So werde ich denn fortfahren, zu sehen, was ich sehen kann, und zu sagen, was ich gesehen habe; ich vermute: beides mit demselben Glück, das mir bisher zu teil geworden: der Freude, zu finden, daß meine älteren und besseren Brüder, die, liebend und geliebt, in der Billigung der Gesellschaft stehen und mit derselben arbeiten, dann und wann ganz unerwarteterweise meine Anschauungen bestätigen und herausfinden, daß mein Unsinn nichts anderes ist, als ihr eigener Gedanke in einem närrischen Gewande (in motley)."

Ich habe dieses merkwürdige Selbstbekenntnis mitgeteilt, weil es mir einiges zu enthalten scheint, was die Sympathie erklärt, welche der Mann gerade in mir erwecken mußte. Den Drang wenigstens, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen; was ich so gesehen, auf meine Weise zu sagen; den Ab-

scheu vor der blinden Hingabe an die Autorität anderer, mochten diese „anderen“ hervorragende einzelne, mochte es die vielköpfige Menge sein — ich teilte sie völlig. Und wenn man nur den Mut hat, sich in der Prüfung der Dinge und Menschen sich auf sich selbst zu verlassen; sich schlechterdings keine Ruhe zu gönnen, als bis man soweit gekommen ist, wie die eigene Kraft langt; mit keinem Resultat sich zufrieden zu geben, es reihe sich denn völlig in unser System (wie es nun eben ist) ein, kann man sicher sein, mit denen zusammenzustimmen, die denselben Mut haben. Nicht immer freilich. So war mir der Carlylesche Heroenkultus, an den Emerson in seinen „Representative Men“ mindestens streift, nichts weniger als sympathisch. Der Heroenkultus führt unmittelbar zu dem Götterglauben, und der Götterglaube artet nur zu oft in Götzendienst aus. Wohl soll man die im Geist Großen hochachten und sich vor ihnen beugen; aber die Ehre soll man Gott geben, wie sie selbst es thun, wenn sie wahrhaft Große sind und im stillen Kämmerlein mit sich ins Gericht gehen, da zu finden, daß, was sie groß gemacht hat, einmal ein etwas ist, von dem sie selbst sich am wenigsten Rechenschaft ablegen können: eine Kraft, die ihnen angeboren war, wie ihre Leibesgröße, von der bekanntlich niemand etwas wegthun oder ihm eine Elle zusetzen kann, und der sie folgen, die sie walten lassen mußten, sie mochten nun wollen oder nicht — unter keinen Umständen ein etwas, an dem sie sich auch nur das geringste Verdienst beimessen dürfen. Und ebensowenig an dem zweiten, das sie zu ihrer Größe hinauftrug: der Gunst der

Verhältnisse in jeder ihrer tausendfachen Beziehungen; dem Glück des Augenblicks, das aus der Götter Schoße fällt; der Leichtigkeit des Aufsteigens auf Sprossen, die nicht sie, sondern andere vor ihnen in die Leiter fügten. Dies alles wird sie, wenn sie es frommen Gemütes erwägen, vor dem Luciferstolz bewahren und uns, wenn wir es recht bedenken, vor jenem Kultus, der dem Menschen einem anderen Menschen gegenüber nicht ziemt. Denn dieser Kultus ist objektiv falsch, weil er aus einer phantastisch-unwissenschaftlichen Auffassung hervorgeht, und er ist subjektiv schädlich, weil er das uns so hochnötige Vertrauen zu uns selbst erschüttert, indem wir einer inkommensurabeln Größe es nicht gleichzuthun, ja, nicht einmal mit Erfolg nacheifern zu können glauben; dagegen dann aber den leidigen Hang im Menschen, andere für sich arbeiten zu lassen, die Verantwortung auf anderer Leute Schultern zu schieben, mächtig nährt und so durchweg für die Trägen im Geist, die Unentschlossenen und Feigen im Gemüt einen allzeit bereiten Zufluchtshafen bietet. Wie uns aber die rationelle Verehrung geistiger Größe vor diesen Ausschweifungen schützt, die der irrationelle Kultus unweigerlich im Gefolge hat, so wird sie uns auch von dem Laster des Neides freihalten, das die andere Seite des Kultus ausmacht und des freien Mannes nicht minder unwürdig ist. Sie wird uns vielmehr auch der erhabensten Geisteshoheit gegenüber mit einem aus Stolz und Bescheidenheit wundersam gemischten Gefühl erfüllen, dem Emerson selbst in seinem mystischen Gedichte „Sphinx“ folgenden, für ihn so charakteristischen Ausdruck giebt:

O, tiefer und tiefer
  Muß tauchen der Geist;
Weißt alles du, weißt du,
  Daß gar nichts du weißt;
Jetzt zieht es dich mächtig
  Zum Himmel hinan;
Bist droben du, steckst du
  Dir weiter die Bahn.
Stolz stürzte die Engel,
  Die Schaam wäscht sie rein;
Die süßeste Freude
  Aus sündiger Pein.
Hab' ich einen Liebsten,
  Der edel und schlicht,
Ich wollt', er wär' edler,
  Und liebte mich nicht.

Wird man es mir verargen, daß ich so lange bei Emerson verweile? Thut es nicht in der Erinnerung gern jeder bei einer Stätte, die ihm auf einer langen Reise besonders anheimelnd und genußreich gewesen ist? An wie viel ödesten Schriftstellern muß man pflichtmäßig sich abquälen, bis man an einen gerät, mit dessen Denken und Empfinden das unsere froh zusammenklingt! Das war mein glücklicher Fall bei Emerson, und so wird man die freudig-gehobene Stimmung ermessen, die mich bei der Übersetzung seiner „English Traits“ von der ersten bis zur letzten Zeile erfüllte. Ich halte es für eines seiner besten Bücher, wenn nicht für sein bestes. Der kühne Steiger, der sich im Reiche der Spekulation nicht selten ins Nebelhafte verirrt, hier steht er auf festem Boden. Hier heißt es, sich mit einer Welt oft der derbsten Thatsachen auseinandersetzen, und da zeigt sich denn wieder, daß die tief-

sinnigsten Spekulanten, wenn sie einmal zu den Thatsachen Stellung nehmen müssen, eine Schärfe der Beobachtung, eine Offenheit des Auges und des Ohres zeigen, um die sie die eingefleischtesten Realisten beneiden müßten. Wie er die Größe des englischen Ingeniums willig und freudig anerkennt, so hat er doch den Blick unverschleiert für seine schwachen Seiten: den greulichen Obskurantismus in Sachen der Religion, die klägliche Engherzigkeit seiner Anschauungen von Menschen und Dingen, sobald diese Menschen und Dinge nicht englisch sind; die wilde Brutalität des Egoismus, der seinen Fuß ungestraft auf den Nacken jedes Schwächeren setzen zu dürfen glaubt. Dabei ist die Schreibweise in diesem Werke, wenngleich nicht eigentlich flüssig — das ist sie bei ihm nie — doch concinner als sonst; durchweg in der Darstellung eine elastische Kraft, wie eines Rennpferdes bei dem Durchmessen der Bahn.

Zu der Sympathie, die ich für den Autor in so hohem Maße empfand, gesellte sich das lebhafte Interesse, das ich an dem Gegenstande nahm. Seit Jahren hatte ich mich mit der englischen Litteratur aufs eifrigste beschäftigt; mich mit englischen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen vertraut zu machen gesucht. Wie gern wäre ich einmal in England selbst gewesen, hätte die schottischen Hochlande durchstreift, die Stätten, die Gegenden mit eigenen Augen zu sehen, die ich bis jetzt nur durch das Medium der Phantasie meiner Dichter gesehen hatte! Einmal war ich ganz nahe an der Erfüllung dieses meines Lieblingswunsches gewesen; aber der reiche

junge Genfer, dessen Begleiter ich sein sollte, hatte ein paar Tage vor der schon bestimmten Abreise Hals über Kopf in seine Heimat zurückgemußt. So durfte ich doch wenigstens im Geist mit einem anderen reisen, der auch ein Fremder im Lande war und mit dem auf die Wanderschaft zu gehen sich wahrlich der Mühe verlohnte. Kam ich doch an seiner Hand in Kreise, die dem obskuren deutschen jungen Schriftsteller sich schwerlich erschlossen hätten. „In dem Hause von Mr. Carlyle traf ich in Gesellschaft und Wissenschaft hervorragende Personen. Die Privilegien des Athenäums, des Reform-Klubs wurden mir gastfreundlich bewilligt; in den Kreisen der „Geologischen", der Archäologischen und der „Königlichen Societät" fand ich reiche Ausbeute. Ich sah Rogers, Hallam, Mackaulay, Dickens, Thackeray, Tennyson..." Und es bleibt ja nicht bei dieser Nomenklatur. Wie interessant sind die ausführlichen Berichte der Besuche, die er Carlyle, Wordsworth und anderen abstattet! Auf diese Weise hatte ich aus bester zweiter Hand ein Glück, das mir aus erster niemals zu teil werden sollte.

Ich muß es einen freundlichen Zufall nennen, daß ich den übel beleumundeten Übersetzerdienst zum anderenmale an einem Werke üben durfte, dessen Liebenswürdigkeit mich das Botmäßige meines Thuns schier vergessen machte. Aber nun war doch die Zeit gekommen, wo das Schicksal, wenn es auch nur ein wenig mit mir wollte, mich mit dem bei mir nötigen gelinden Zwang auf meine eigenen Füße stellen mußte.

Es fehlten an der Übersetzung noch ein paar letzte Seiten, als ein Brief von einer mir unbekannten

Hand bei mir eintraf. Der Schreiber war der Chefredakteur der Zeitung für Norddeutschland in Hannover. Die ersten Worte des Briefes lauteten: „Ihre ‚Clara Vere‘ ist ein seltenes Buch.“ — Ich traute meinen Augen nicht: das hatte noch niemand von meinem Schmerzenskinde gesagt. Die Fortsetzung entsprach dem erfreulichen Anfang. Der Schluß war eine Aufforderung, für das Feuilleton der genannten Zeitung einen Roman oder eine Novelle zu schreiben, respektive, falls ich etwas derart, wie zu vermuten stehe, fertig habe, die Zeitung damit zu betrauen, die sich meine Mitarbeiterschaft jederzeit zur Ehre rechnen würde.

Hier nun hatte die Gunst des Geschickes, von der ich oben behauptete, daß der Erfolgreiche ihr den besten Teil des Erfolges verdanke, doch ganz sichtbar die Hand im Spiel. Wäre „Clara Vere“ nicht in Hannover gedruckt worden, so würde das Büchlein, von dem, wie von der heimlichen Liebe außer dem Betroffenen, niemand nichts wußte, dem vielbeschäftigten Manne schwerlich in die Hände gekommen sein; und wiederum mußte der Mann gerade der sein, der er war.

Ein merkwürdiger Mann, dieser Ehrenreich Eichholz, der nicht bloß deshalb, weil er hier in die Geschichte meines Lebens so werkthätig eingreift und auch für meine nächsten Jahre von vielfach bestimmender Bedeutung gewesen ist, sondern schon als einer der ungewöhnlichsten Charaktere, die mir im Leben vorgekommen sind, an dieser Stelle ein paar Worte pietätvoller Erinnerung beanspruchen kann.

Er war die verkörperte contradictio in adjecto: ein republikanischer Preuße, ich meine: Preuße vom Wirbel bis zur Sohle in seiner unermüdlichen Pflichttreue, seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn, der spartanischen Einfachheit seiner Lebensweise, seiner tiefen wissenschaftlichen Bildung — in allem, was wir mit mehr oder minderem Grunde als specifisch preußisches Wesen ansprechen, und dennoch Republikaner. Nicht als ob es ihm so sehr auf den Namen angekommen wäre! aber nach seiner Überzeugung mußte die Verfassung einer Nation, die sich bis zu einer gewissen Höhe der moralischen und politischen Bildung aufgeschwungen hat, eine grundmäßig republikanische sein. Deshalb nun sein Bestreben, so viel an ihm war, durch Wort und Schrift die Tugenden zu lehren, die Gesinnungen zu fördern, ohne die freilich eine Republik nicht werden und ganz gewiß nicht bestehen kann; er selbst, wie ich schon andeutete, kein falscher Priester, der andere auf einen steilen und beschwerlichen Weg weist, den er für seine Person wohlbedächtig meidet, sondern in tugendhafter Gesinnung und praktischer Lebensführung ein Verrina, dem Schillerschen Musterrepublikaner darin weit überlegen, daß ihn kein Umschlag des Glückes, keine trübste persönliche Erfahrung in der Treue, mit der er zu seinem Ideal stand, wankend machen konnte. Hatte er doch den traurigen Niedergang und das klägliche Ende der republikanischen Erhebung von achtundvierzig kämpfend und duldend miterlebt! hatte er doch so manchen Fiesko, der sich für einen republikanischen Löwen ausgab, zu einem Schweifwedler vor der Gewalt werden sehen, in das Geheul der

reaktionären Meute freudig einstimmen hören! Nichts konnte ihn an seinen Idealen irre, in seinem idealen Bestreben wankend machen, Und dabei war er insofern kein Don Quixote, als er eine Schafherde von einem reisigen Haufen und Windmühlen von Riesen sehr wohl zu unterscheiden wußte. Nur sein Glaube an die Perfektibilität der menschlichen Natur und die erzieherische Kraft der reinen Vernunft war unerschütterlich. Und nun die Tragik in dem Leben dieses Mannes, daß der deutsche Staat, aus dem er hervorgegangen, dem er sein Bestes verdankte, den sein klares Auge sehr wohl als die Pflanzstätte und hohe Schule eben der Tugenden erkannte, die er am höchsten schätzte, gerade der sein sollte, welcher sich der Verwirklichung seines Ideals am kräftigsten entgegenstemmte. Er war überzeugt, daß, hätte Preußen achtundvierzig nicht sein Schwert in die Wagschale geworfen, die republikanische Bewegung zu ihrem Ziele gelangt wäre. Nun sollte der Speer, der die Wunde geschlagen, sie auch heilen. Von Preußen war das Verderben gekommen, von eben dem Preußen erwartete er schließlich das Heil. Das war der Traum, den er in der Tiefe seines Herzens durch die wüste Reaktion der fünfziger Jahre, den so schnell verhallten Reigen der „neuen Ära" weiter und weiter nährte, bis ihn die Ereignisse des Jahres sechsundsechzig furchtbar weckten. Mit dem erdrückenden Übergewicht, das nun das königliche Preußen in Deutschland errungen, sah er die Verwirklichung seines Ideals in unabsehbare Ferne gerückt. In den Augen seiner Freunde konnte der Irrweg, auf den er jetzt geriet, nur von dem Wahnsinn der Ver-

zweiflung eingeschlagen werden. Er, der mit der hannöverschen Regierung seit Jahren in einem Kampfe gelegen hatte, der keinen Gottesfrieden kannte, er wurde Welfe, übernahm die Redaktion eines ultrawelfischen Blattes, für die neue Fahne, die er aufgeworfen, kämpfend mit demselben zähen Fanatismus, mit dem er vorher für die alte republikanische gekämpft hatte. Daß er infolgedessen gezwungen war, mit seinen früheren Freunden und Gesinnungsgenossen zu brechen; daß er sich alsbald in einer Gesellschaft fand, wie sie seiner Denkungsart wildfremder nicht gedacht werden konnte; er mit Notwendigkeit auf der schiefen Ebene, auf die er sich begeben, weiter und immer weiter, schneller und immer schneller abwärts gleiten mußte — sollte das alles der sonst so klare Kopf nicht vorausgesehen haben? Ich weiß es nicht; ich war damals längst von Hannover fort, unser brieflicher Verkehr seit Jahren abgebrochen. Aber ich kannte ihn hinreichend, um überzeugt zu sein, daß, mochte, was er that, mit seiner Gesinnung schlechterdings nicht in Einklang zu stehen scheinen, er darum doch seine Gesinnung in nichts geändert hatte, er in allem und mit allem seiner geliebten Republik zu dienen glaubte. Dann kam, was unausbleiblich war. Die preußische Regierung wollte und mußte wohl sich eines so fanatischen und gefährlichen Gegners entledigen. Daß es geschah, wie es geschah, fällt gewiß nur dem stumpfen Sinn subalterner Organe zur Last; es ist deshalb nicht weniger beklagenswert. Der des Hochverrats Angeschuldigte wurde zur Untersuchungshaft nach einer Festung in Ostpreußen abgeführt. Man ließ den schwächlichen

Mann, der sich stets nur durch seine eiserne Energie aufrecht hielt, nicht die Zeit, sich für die lange Reise bei unmildem Wetter mit der nötigen warmen Kleidung zu versehen. Krank kam er an seinem Bestimmungsorte an; krank blieb er während der monatelangen Dauer seiner Haft, krank kam er zurück, als dann die Untersuchung niedergeschlagen wurde, sei es, weil es schließlich doch an dem nötigen Beweismaterial fehlte, oder man den Mann nicht länger für gefährlich hielt. Man hatte recht. Er war im Leben nie ein Simulant gewesen; er hatte sich auch nicht kränker gestellt, als er war. Wenige Wochen später trug man ihn zu Grabe. Ich wüßte auf seinem Leichenstein keine passendere Inschrift als das stolze Horazische: Si fractus illabatur orbis, inpavidum ferient ruinae. Es werden die einen es für ein schmeichelhaftes Lob, andere es für einen bitteren Tadel der Gegenwart halten, wenn ich es unumwunden ausspreche, daß er, dessen Bild ich hier zu skizzieren versucht habe, einem Geschlechte angehörte, von dem nur noch wenige unter uns wandeln, und bald der letzte dahingeschwunden sein wird. Nehme es eben ein jeder, wie er mag.

Was diesen Enthusiasten nun an meinem Erstlingswerke so wahlverwandtschaftlich berührt hatte, habe ich mir nachträglich unschwer erklären können. Es war der spinozistische Hauch, der über dem Ganzen lag; es war im besonderen die leidenschaftliche Empörung gegen feudalen Übermut und die im Schoße der Üppigkeit gewisser exclusiver Kreise genährte Frivolität, welche den schweren Ernst des Lebens zu einem Spiel ihrer müßigen Laune verkehren möchte.

Ich hielt mich vorläufig an das Wohlgefallen, ohne nach dem Grunde zu forschen, und ergriff mit Freuden die mir so gütig dargereichte Hand. Aber wie sollte ich der für mich so schmeichelhaften Aufforderung nachkommen? Die „Problematischen Naturen" waren ja längst in meinem Kopfe entworfen, will sagen: ich arbeitete innerlich fortwährend an dem Plan, schade nur, daß bis jetzt kein Wort von all den schönen Dingen auf dem Papiere stand. Und den ersten Band von den vieren, in welchen ich das Thema absolvieren zu können glaubte, mußte ich doch wohl wenigstens fertig haben, bevor ich mit einiger Sicherheit das Ganze versprechen durfte.

In dieser Bedrängnis erinnerte ich mich jener während meiner Hauslehrerschaft angefangenen Novelle, die nun schon seit Jahr und Tag als Fragment in meinem Pulte lag. Ich hatte die Arbeit nie eigentlich völlig verloren gegeben, aber sie war inzwischen zu einer Episode des großen Romans geworden, die auch ihre Stelle bereits angewiesen erhalten. Wie, wenn ich ihr nun doch zu der ihr ursprünglich zugedachten poetischen Selbständigkeit verhalf? Vielleicht fand sich jetzt die Wendung, die zu einem Abschluß führte, an dem ich damals verzweifelt war, — wie sich der Leser erinnert, deshalb, weil ich es nicht über mich gewinnen konnte, das Verhältnis der beiden jungen Liebenden in der Novelle zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, während die Ahnung mir sagte, daß es in Wirklichkeit zwischen den Originalen der Dichtergestalten zu einem solchen nicht kommen werde. Nun hatte sich die Ahnung erfüllt. Seit dem Magdeburger Abenteuer war unser Brief-

wechsel nicht wieder aufgenommen worden. Das liebe Mädchen hatte meine Handlungsweise ganz richtig gedeutet. Es war ein Bruch gewesen und hatte einer sein sollen: ein Bruch mit dem bürgerlichen Leben, in welchem ich bis dahin gelebt hatte und weiter hätte leben müssen, wenn ich den Gedanken auch nur der Möglichkeit einer späteren Verbindung in meiner Seele weiter hegte. Dies war ihr das sichere Zeichen gewesen, daß es nicht mehr der Fall; daß ich mich von einem unerträglichen Joche befreien wollte, welches ich schließlich doch nur um ihrethalben auf mich genommen. Wahrlich ohne ihr Zureden! ohne daß sie mich nur mit einer Andeutung dazu aufgefordert hätte! Es wäre im Grunde so selbstverständlich gewesen; tausende an ihrer Stelle würden es unbedenklich gethan haben. Sie hätte lieber die Hand ins Feuer gelegt. Und ich? Ich hatte mir eingeredet, daß ich, indem ich mich frei machte, sie auch von mir befreite, von einem Menschen, der das Schicksal eines geliebten Wesens nicht in seine unberechenbare Zukunft hineinflechten durfte; das heißt: ich hatte das großherzige entsagungsvolle Opfer angenommen. In einem Punkte gleichen ja wir Menschen den Göttern völlig: darin, daß wir für uns genehme Opfer allzeit empfänglich sind.

Da lag denn das Novellenfragment wieder vor mir. Ich hatte den Frevelmut des Künstlers, es jetzt ganz objektiv betrachten zu können, als ob der Inhalt mich persönlich nicht weiter angehe; mich der sicheren Linienführung zu freuen, der Farben, die erst gestern aufgesetzt zu sein schienen. Ich fand kaum etwas zu ändern, nur so viel, als nötig war, den

Schluß, den ich mir ausgedacht, wahrscheinlich und möglich zu machen. So mußte sich denn die anmutige Hedda hinsetzen und an ihre Freundin Olga in S. schreiben, daß sie den Paul allerdings gern, sehr gern habe, diese neue Herzensregung sie aber in der Liebe zu ihrem Gerhard nicht wanken machen könne. — Dieser Gerhard aber, an den meine Seele früher nicht gedacht hatte, der zu denken ihr ein Greuel gewesen sein würde, war der Retter aus der poetischen Not. Er mußte schleunigst von Valparaiso herbeordert werden; mit seinem Schiffe an der Insel vor Anker gehen, landen; das Mädchen (das ihn immer geliebt hatte) in seine treuen Arme schließen; den guten Paul im Handumdrehen zu seinem Freund und enthusiastisch-neidlosen Bewunderer machen, worauf denn nun die Katastrophe, die über das andere Paar hereindrohte, ihren verderblichen Gang gehen konnte.

Ich hatte nach Hannover geschrieben, daß ich in vier Wochen das Manuskript einer bereits früher begonnenen Novelle einschicken werde. Nach vier Wochen sandte ich das fertige Manuskript, nicht ohne Zagen, welche Aufnahme es wohl finden würde, überzeugt, wie ich war, daß diese Arbeit eine ganz andere sei, als mein Auftraggeber sie von mir erwartet hatte. Die Richtigkeit meiner Prognose wurde durch einen fast umgehend von Hannover eingehenden Brief bestätigt. Der treffliche Mann gestand, in der neuen Arbeit den Verfasser von „Clara Vere" erst allmälig wiedererkannt zu haben. Es müßten seitdem seltsame Veränderungen mit mir vorgegangen sein. Aus dem Idealisten sei ein Realist geworden, nicht sowohl in

der Empfindung, die sich glücklicherweise auf einer für ihn annehmbaren idealistischen Höhe halte, als in der Art und Weise des Sehens und der damit korrespondierenden Darstellung. So, wie es sei, könne er noch aufrichtiges Wohlgefallen an dem Werke haben, und es gereiche ihm zu inniger Freude, mir das rückhaltlos aussprechen zu dürfen. Aber er möchte mich doch freundschaftlich warnen, dem realistischen Element in Zukunft ein schwereres Gewicht zu geben, durch das mein schönes Talent unweigerlich herabgezogen werden würde in Sphären, deren trübe Luft nicht mehr durchleuchtet sei von der Sonnenhelle, welche die Gipfel des Parnassus verkläre.

Angesichts der ästhetischen Zustände und Anschauungen von heute verlohnt es sich wohl, ein solches Urteil zu registrieren. Es wirft ein grelles Licht auf den Weg, den unsere Dichtkunst im Verlauf von wenig über ein Menschenalter zurückgelegt hat.

Damit will ich nun keineswegs gesagt haben, daß ich das Urteil des Freundes, welches denn doch eine halbe Verurteilung war, unterschrieben hätte. Ich empfand den Unterschied der Dichtweise in meiner ersten und dieser zweiten Novelle vollkommen deutlich; aber ich sah darin einen entschiedenen Fortschritt. Dies waren doch endlich keine mir verhaßten Bewohner von Wolkenkuckucksheim, sondern Menschen von Fleisch und Blut, in deren Denken, Empfinden, Handeln man sich ohne Mühe zurechtfinden konnte. Hier war doch ein Schauplatz, den man nach jeder Richtung durchmessen mochte, um überall festen Boden unter den Füßen zu haben, und wäre dieser Boden auch eine schwanke Schiffsplanke gewesen. Hier hatte

ich doch endlich einmal die Wirklichkeit zu schildern versucht. Die Wirklichkeit? Wie denn? War denn der brave Baggerinspektor totgeschossen? trauerte die Witwe an seinem Grabe? Lebten die Originale nicht ganz vergnüglich weiter, nachdem sich das bischen tragischer Gewitterregen, der in ihr friedliches Dasein gefallen, im Sande der Alltäglichkeit längst verlaufen? War der Mann überhaupt ein melancholischer Bagger-inspektor gewesen und nicht vielmehr ein pommerscher Gutsherr mit der Devise: leben und leben lassen? Hatte ich nicht Hedda, die keinen Vater mehr hatte, einen Vater gegeben in der Gestalt eines mir bekannten jovialen Lootsenkommandeurs? Hatte ich auch nur Hedda selbst und jenen Paul (der ich sein sollte) gelassen, wie sie waren? nicht wenigstens ihre Geschicke mit schier frevelhafter Willkür so gewandt, wie es mir für meine poetischen Zwecke paßte? War nicht jener unausstehlich schöne und liebenswürdige Gerhard (von Valparaiso) die pure Erfindung? Hatte ich nicht durchweg das, was ich gefunden, mit dem, was ich dazu erfunden, zu einem korinthischen Erz zusammengegossen, das freilich anderen (wenn das Glück gut war) nicht komponiert erscheinen mochte, wenn ich auch auf Haaresbreite anzugeben wußte, wo das Gefundene aufhörte und die Erfindung einsetzte? Nein, die Wirklichkeit war es wahrhaftig nicht, was ich gegeben; aber Wirklichkeit doch — ein etwas, von dem niemand, wenn es auch nur ein Gebilde der Phantasie war, sagen konnte: dies hier streitet wider die Wahrscheinlichkeit; dies dort ist sogar unmöglich. Wenn es aber niemand sagen durfte, und sich einer und der andere fand, dem dies durch-

aus Wahrscheinliche, durchweg Mögliche auch noch interessant, rührend, erhebend zu sein schien — interessanter, rührender, erhebender, als die Wirklichkeit zu sein pflegt — nun, beim Himmel, so war das in meinen Augen alles, was ich nur wünschen konnte; so hatte ich meine Poetenpflicht, wie ich sie faßte, redlich erfüllt.

Ich aber saß, in der Hand den Brief, der mir die obigen Gedanken erregt hatte, auf meinem Lieblingsplatz in der Glasveranda des Café français am Augustusplatz und schwur mir zu, daß ich mich von der Befolgung dieser Principien durch niemand und durch nichts abschrecken lassen wolle bei meinem großen Roman, an dessen Ausarbeitung ich nun unvorzüglich gehen müsse.

An dem Abend desselben Tages (es wird aber wohl die Nacht gewesen sein) schrieb ich die ersten Kapitel der „Problematischen Naturen". Ich schrieb auch noch in den folgenden Tagen und Wochen ein paar Bogen; aber es war dafür gesorgt, daß noch manches Wasser die Ufer der Pleiße hinabrinnen sollte, bevor ich unter die mit so viel Feuer begonnene Arbeit das erwünschte „Ende" schreiben konnte.

So große Eile hatte die Sache ja auch eben nicht. Jedenfalls war es der Welt nicht darum zu thun, von dem Verfasser von „Clara Vere" und „Auf der Düne" weitere Proben seines etwaigen Talentes zu sehen. Die Kritik hüllte sich abermals in ihr mir schon bekanntes vornehmes Schweigen, um, wenn sie es, was zwei oder dreimal doch geschah, brach, mit irgend eine Platitüde aufzuwarten. Wenigstens machte mir die Frage, mit welcher eine längere,

durchweg spöttliche Besprechung in der Novellenzeitung schloß „Ist der Verfasser ein Kandidat der Theologie, oder eine Dame?" nicht gerade den Eindruck besonderer Geistreichigkeit. Nur eine Anerkennung wurde mir zu Teil in Form von zwei Sonetten, die ein, mir übrigens unbekannter Schriftsteller Hugo Ölbermann in Bonn dem „Real-Idealisten" widmete. Das erste begann mit den Worten: „Nur wen'ge kennen Deinen Namen heute, weil Du verschmähst die Wege der Reklame"; und ich teilte in Dankbarkeit gegen einen, der ein liebevolles Auge für mich hatte, als ich der übrigen Welt so gut wie nicht vorhanden war, den übrigen Text gern mit, wenn er außer dem obigen Schmeichelhaften nicht noch mehr derart enthielte, und vor allem mir eine Zukunft prophezeite, von der ich nur sagen kann, daß ich sehr fröhlich sein würde, wäre sie nicht auf dem Papier geblieben.

Also die Welt gab mir unzweideutig zu verstehen, daß sie keinerlei Ansprüche an meinen Fleiß erhebe, und ich für mein Teil hatte ebensowenig Eile, den zwei verschossenen Pfeilen einen dritten nachzusenden.

Dennoch überraschte es mich aufs angenehmste, als mir von einem Leipziger Buchhändler die Mitteilung gemacht wurde, daß er meine „Amerikanischen Gedichte", von denen er gehört habe, zu verlegen wünsche. Ich hatte allerdings die Gedichte mehrfach bei mir befreundeten Familien im kleineren Kreise, auch wohl in größeren Gesellschaften vorgelesen, und es war mir viel Liebes und Schönes über meine Pfleglinge gesagt worden. Mit dem Anerbieten eines Honorars wurde ich auch diesmal nicht gekränkt. Der Wagemut des Verlegers erschien mir darum um nichts

weniger bewunderungswürdig: riskierte er doch immerhin die Ausgaben für Papier, Satz und Druck. Er hatte nichts riskiert. Erst Jahre darauf erfuhr ich den wirklichen Verhalt. Der Herr eines jener mir befreundeten Häuser, ein liebenswürdiger, mir wohlgewogener Mann, der mir eine Freude machen wollte und wußte, daß ich sie mir nicht auf eigene Rechnung machen könne, hatte unter der Bedingung strengster Verschwiegenheit sämtliche Herstellungskosten aus seiner Tasche bestritten. Da die Beteiligten das Geheimnis streng bewahrten — ein Zufall machte mich erst Jahre später zum beschämten Mitwisser — blieb das Verdienst, das der Gute sich um mich erworben, im stillen, wie er es gewünscht, freilich auch in einer Weise, die ihm in meinem Interesse die möglich unerwünschteste war. Über die Novellen hatte sich doch ein und der andere lässige Mund aufgethan; von den Amerikanischen Gedichten sprach niemand; soviel mir bekannt, ist auch niemals öffentlich über sie ein Wort gesprochen worden. Dennoch behaupte ich hier kühn, daß diese Gedichte — ganz abgesehen selbstverständlich von meiner Arbeit daran — einen namhaften Wert repräsentieren; daß sie eine Bereicherung unserer Litteratur sind, oder doch sein würden, und daß die Kritik, als sie auch nicht einen Finger rührte, das Publikum auf sie hinzuweisen, ihre Pflicht nicht gethan hat. —

So stand nun bereits mein Name auf dem Titelblatte eines fünften Buches; ein sechstes sollte alsbald dazu kommen. Es mußte doch wohl schon mindestens auf dem Buchhändler-Markte von mir, als von einem fleißigen (und billigen) Übersetzer ge-

sprochen sein, oder der kluge und äußerst vorsichtige Verleger der Leipziger Illustrierten, J. J. Weber, hätte sich schwerlich an mich gewandt, um für J. Michelets soeben erschienenes Buch „L'amour“ einen Übersetzer zu gewinnen. Ich hätte lieber an meinen „Problematischen“ weiter gearbeitet, indessen wenn ich auch keineswegs luxuriös lebte, so war ich doch von Jugend auf an einen gewissen Comfort gewöhnt, zu dem mein schmales Lehrergehalt und der unsichere Ertrag der Privatstunden nicht immer bequem langten, und Weber bot ein Honorar, von dem nach Abrechnung der Auslagen für Schreibutensilien u. s. w. doch vielleicht noch etwas übrig blieb. Ich bedang mir als Arbeitsfrist vier Wochen aus, wobei ich von dem fünfhundert und einigen Seiten starken Buche ungefähr einen Druckbogen auf den Tag rechnete, was immerhin in Anbetracht der vier bis sechs Stunden, die ich tagsüber zu geben hatte, keine schwächliche Leistung war. Aber wozu wären denn die Nächte gewesen! Und dann hatte ich mir mittlerweile doch eine ziemliche Gewandtheit im Übersetzen erworben. Ein Blick über den Satz im Text genügte mir, die Form, in welche ich den entsprechenden deutschen zu gießen hatte, sofort festzustellen. Das Niederschreiben kostete die meiste Zeit, ja, ich möchte sagen: war das einzige bei der Arbeit, was Zeit kostete. Um mir aber das denn doch manchmal etwas monotone Geschäft etwas interessanter zu machen, war ich auf folgenden Ausweg gekommen. Ich las das betreffende Werk nicht vorher durch, sondern las es, indem ich es übersetzte — einen folgenden Satz nicht früher, als bis sein Vorgänger

abgefertigt war und er an die Reihe kam. So konnte ich mir einbilden, ich selbst schriebe das Buch, begierig, zu wissen, was mir demnächst wohl einfallen werde, häufig verwundert über einen brillanten Gedanken, den ich mir gar nicht zugetraut hätte; nicht selten freilich auch ebenso traurig, daß ich doch auch gar nichts besseres zu stande brachte; manchmal beschämt, daß ich es wagte, dem Publikum solchen Nonsens zu bieten. Der letztere Fall war mir bei Emerson freilich nie begegnet, bei dem hyperidealistischen Michelet trat er dagegen wiederholt in für mich peinlicher Weise ein, wofür mich dann freilich das viele Schöne, Geistvolle, ja, Tiefsinnige des Buches reichlich entschädigte. Ob es nun gerade diese seine Vorzüge waren, welche ihm — dem ersten der Bücher, mit denen ich zu thun gehabt — einen reichlichen Absatz verschaffen; ob dieser Erfolg auf Rechnung des anziehenden Titels kommt und der vielfachen pikanten Details, die der Gegenstand mit sich brachte, und denen der entschlossene Autor niemals aus dem Wege geht — ich will es dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hatte es Erfolg. Bereits nach wenigen Monaten wurde eine zweite Auflage nötig, die ich auf Wunsch des Verlegers mit einer Vorrede begleitete. Es ist dann noch wiederholt aufgelegt worden und jetzt, zum sicheren Zeichen seiner Klassicität, in die bekannte Reclam'sche Universal-Bibliothek übergegangen. —

Ich muß hier den ausführlichen Bericht über diese Seite meiner litterarischen Thätigkeit um so mehr schließen, als Michelets Buch das letzte war, dessen Übersetzung mir Freude gemacht und wirklichen

geistigen Gewinn eingetragen hat. Schon sein nächstes „La femme“ war eine schwächliche Verwässerung des Feuerweines in „L'amour“; und „La mer“ nur ein stellenweise interessantes, im übrigen aber oberflächlich-unwissenschaftliches Werk. Als ein desto gewichtigeres erwies sich William Roscoes „Leben Lorenzos de' Medici“, für das ich leider meinem unhistorischen Gemüt die rechte Teilnahme nicht abgewinnen konnte und dessen schier endlose Satzgefüge mich oft in helle Verzweiflung brachten. Auch nur die Titel verschiedener anderer Werke zu nennen, die sonst noch während des Leipziger Aufenthaltes, wenn nicht meinen Geist, so doch meine Feder in Bewegung setzten, verlohnt sich nicht.

Inzwischen hatte ich mich längst auf einem anderen litterarischen Felde versucht, zu dem mich von jeher eine besondere Neigung zog und das ich auch später kultiviert habe, so oft mir zwischen meinen sonstigen Produktionen einige freie Zeit blieb. Dies Feld ist der Essay, speciell der litterarische, der dann gern in das eigentlich philosophisch-ästhetische Gebiet übergreift.

Eine Anleitung und Aufforderung, uns in der Form des Essay zu bewegen, erhalten wir eigentlich alle bereits auf der Schule in den deutschen Aufsätzen. Es wird uns da ein litterarisches, historisches, moralisches Thema gestellt, über das wir sagen sollen, was wir zu sagen haben in einer ansprechenden, womöglich eleganten Form. Daß dabei meistens nicht eben viel, wohl aber herzlich wenig herauskommt; daß es eben Versuche in des Wortes eigentlicher Bedeutung und oft recht klägliche sind, dafür

sorgen der Schülerstand der Verfasser und die als Regel zu betrachtende Talentlosigkeit. Aber wenn dann auch der Essay von Meisterhänden behandelt wird, sein Schema bleibt der des deutschen Primaner-Aufsatzes: der Autor sagt über ein einzelnes, aus dem Ganzen der Wissenschaft oder Kunst herausgegriffenes, scharf umgrenztes Thema, was er zu sagen hat in einer Form, die er so gefällig, anmutig macht, als er sie irgend machen kann. Ich lege auf das letztere ein besonderes Gewicht; es scheint mir die conditio sine qua non des Essay. Eine Abhandlung kann so gelehrt, so gründlich sein, wie sie will; sie ist darum noch kein Essay. Sie wird es erst, wenn jene Qualitäten der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, die freilich nicht minder bis zu einem gewissen Grade unumgänglich sind, den Autor nicht hindern, der genannten ästhetischen Bedingung voll zu genügen und so ein Etwas zu stande zu bringen, das, indem es den Leser durchaus belehrt, ihn von Anfang bis zu Ende nicht minder unterhält und ergötzt. Kann also auch der Essay ein volles Kunstwerk nicht sein, da er sich keineswegs ausschließlich an die Phantasie wendet, wie er ebensowenig durch dieselbe zu stande kommt; will und darf er seine Herkunft aus der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht verleugnen und seine Absicht, zu derselben einen weiteren Beitrag zu liefern, so participiert er doch auch wieder an dem Wesen eines Kunstwerks durch die übersichtliche Disposition des Stoffes, das fein abgewogene Verhältnis seiner Teile, die bis in die Einzelheiten des Satzbaues und der Wortwahl hineinleuchtende Klarheit des Ausdrucks, die anmutvolle Ungezwungenheit der Übergänge —

mit einem Wort durch jene suprema vis formae, welche sonst nur die Prärogative und der Stempel der künstlerischen Leistung ist.

Daß den beiden Bedingungen gleicherweise Rechnung zu tragen: der wissenschaftlichen Gründlichkeit nichts zu vergeben, ohne darüber die Anmut der Kunstform einzubüßen, eine schwer lösbare Aufgabe ist, ja, daß dieselbe vielleicht einen Widerspruch, mithin die Unmöglichkeit der völligen Lösung in sich schließt, wer möchte es leugnen? Der Verfasser wird je nach Neigung und Vermögen eben desselben Guten, das er nach der einen Seite zu viel thut, nach der anderen zu wenig thun und so die gleichwertige Behandlung beider für den Leser und für ihn selbst ein frommer Wunsch bleiben. Der Nachweis davon ist unschwer an den meisten jener litterarischen Produkten, die unter dem Titel des „Essay" in die Welt gehen, zu führen; nur eine minimale Zahl nähert sich dem angestrebten Ideal. Scheinbar werden ihm die immer noch am nächsten kommen, welchen die anmutige Form die mindere Schwierigkeit und die obligate Gründlichkeit die geringeren Skrupel macht. Und da nun die Sprache, in welcher der Betreffende sich zu äußern hat, in dem Maße, als sie durchgebildet, flüssig, für den schriftstellerischen Gebrauch durch lange Übung zweckmäßig zugerichtet ist, dem Einzelnen zu statten kommt und ihm die Schwierigkeiten der Form überwinden hilft, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn aus diesem und aus dem obigen Grunde Franzosen und Engländer im Essay bereits glänzten und eine reiche Litteratur in diesem Genre aufzuweisen hatten, als wir

Deutschen uns kaum eines hervorragenden Essayisten rühmen durften. Lessings Abhandlungen haben in dem obigen Sinne nie Essays sein wollen und sind es auch nicht, trotzdem die Gründlichkeit des Inhalts im ganzen und die Anmut der Form im einzelnen gewiß nichts zu wünschen lassen. Auch von den Goetheschen Aufsätzen, so unschätzbar sie sind, kann man kaum einen und den anderen cum grano salis einen Essay nennen. Als unseren ersten, wirklichen Essayisten müssen wir, so viel ich sehen kann, Schiller ansprechen, der denn freilich alles mitbrachte, was die Aufgabe erfordert: Wissenschaftlichkeit ohne die pedantische Ängstlichkeit des eigentlich gelehrten Geistes; den stürmischen Gedankenflug, der auch über Abgründe zum Ziele trägt; die Beherrschung der Sprache, die er sich für diese seine Zwecke erst eigens geschaffen hatte; das künstlerische Vermögen, auch einen zähen Stoff in eine Form zu drängen, die das ästhetische Bedürfnis befriedigt. In allen diesen Punkten und nach allen diesen Seiten steht Schiller noch immer als ein unerreichtes Muster da, so viele auch seitdem nach seiner Palme gerungen haben. Jedenfalls aber haben wir jetzt keine Veranlassung mehr, auf dem Gebiete des Essay den Vergleich mit Franzosen und Engländern zu scheuen. Ich brauche nur die Namen Herman Grimm und Karl Frenzel zu nennen, um auch den Bescheidenen zu überzeugen, daß dieser Ausspruch keine chauvinistische Phrase ist.

Es ist bedenklich, aber nicht wohl zu umgehen, daß ich, nachdem ich so mein Ideal als Essay formuliert und glänzende Vertreter des Genre genannt habe, nun von meinen eigenen Versuchen auf dem-

selben Felde sprechen soll. Ohne alle Vorbereitung betrat ich es nicht. Der Drang, über ein Thema, das mich gerade besonders interessierte, durch eine schriftliche Ausarbeitung meiner Gedanken womöglich ins klare zu kommen, hatte mich schon von frühauf beseelt. Ich war ihm, wie sich der Leser erinnert, auch während der Universitätsjahre und später gefolgt; und so hatte sich mittlerweile in den Adyten meines Pultes eine ziemliche Anzahl von Schriftstücken eingefunden, die, wenn gleich keine Essays, so doch immerhin Ansätze zu solchen genannt werden konnten. Es bedurfte eigentlich nur jemandes, der mir eine Aufgabe stellte, sagen wir: einen Aufsatz bei mir bestellte und damit den Scheuen zwang, aus seinem Versteck hervorzukommen. Der Versucher erschien in der rundlichen Gestalt des damaligen Redakteurs der von G. Kühne gegründeten „Europa", der eine Besprechung von Michelets „L'amour" für sein Blatt wünschte und sich zu diesem Zweck an den ihm persönlich unbekannten Übersetzer wandte.

Ich gestehe, eine kleine Schwäche für diese meine erste öffentliche Probeleistung im Essay zu haben. Der nicht eben umfangreiche Aufsatz ist, soweit ich mir ein Urteil nach vierunddreißig Jahren gestatten darf, mit einer Lebhaftigkeit geschrieben, die man bei einem jungen Schriftsteller selbstverständlich findet und einer Reife des Urteiles, wie man sie füglich nur von einem älteren Manne erwarten kann. Ich glaube wenigstens, der Zustimmung aller, welche das Buch kennen, sicher zu sein, wenn ich es in meinem Aufsatz mit der allen Besuchern des Louvre bekannten Gruppe Pügets: „Die Befreiung der Andromeda", von der

Michelet selbst seinen Ausgang nimmt, vergleiche: „Das Werk des Bildhauers ist so sehr ein Prototyp seines eigenen Werkes geworden, daß man auf sein Buch wörtlich anwenden kann, was er von jener Gruppe äußert: ‚Ein liebliches, leidenschaftliches Werk, das in einer Beziehung albern ist und doch gerade dadurch seine Leidenschaftlichkeit beweist. Der Künstler hat uns für seine Kleine so zu interessieren gesucht, daß er sie ganz klein gemacht hat: von der Größe eines Kindes mit den Formen einer Frau.‘ Michelets Heldin ist auch nur der Form nach eine Frau, im Grunde aber ein wahres Kind: hilflos, abhängig, der physischen Notwendigkeit rettungslos verfallen. Und er, der Gatte, der sie befreien soll, gleicht nur allzusehr jenem Perseus; auch er ist der schwächliche Herkules eines Epigonengeschlechtes, wie ihn ein frauenhaft gesinntes Jahrhundert sich denken mochte und wie ihn das starke Altertum nie concipiert hätte." — Sodann möchte der naive Freimut anzuerkennen sein, mit dem ich dies Urteil ausspreche, als wäre ich nicht der Übersetzer und hätte, als solcher, meine schützende Hand über das Werk zu halten. Freilich verabsäume ich nicht, ihm an anderen Stellen aus meiner Überzeugung heraus reichliches Lob zu spenden.

Die Verbindung mit der „Europa" dauerte fort, ohne eben reichliche Früchte zu zeitigen. Freilich gingen mir dergleichen Arbeiten schnell genug von der Hand, hatte ich erst einmal die Feder angesetzt; dafür währte es desto länger, bevor ich mich dazu entschließen konnte. Das war früher anders gewesen; jetzt hatte ich längst angefangen, mit meiner Zeit zu

geizen; und wenn ich bei mir selbst ein Thema im ganzen durchdacht, in seinen Einzelheiten erwogen hatte, verspürte ich kein Bedürfnis mehr, das, was in meinem Kopfe fertig war, auch noch zu Papier zu bringen. Ohne ein entschiedenes Bedürfnis zu empfinden, konnte ich wohl dicke Bände Übersetzungen schreiben; sonst keine Zeile. Aber der Versucher drängte. Dem wohlwollenden Manne mich soweit willfährig zu zeigen, griff ich denn auf alte, in meinem Pulte abgelagerte Sachen zurück, die ich für den neuen Gebrauch, so gut es gehen wollte, zurecht machte; oder bot ihm neue leichtere Arbeiten, die ihn befriedigten, ohne daß ich mich ihrethalben in größere geistige Unkosten hätte zu versetzen brauchen; dafür zur Entschädigung denn auch gelegentlich etwas, das mir aus frischer Seele kam und das niederzuschreiben ein wirkliches Bedürfnis gewesen war. Von der ersten Art waren die Essays: „Über Objektivität im Roman", „Dickens", „Thackeray", „Der Humor"; von der zweiten „Bianca Capello" und „Caterina Sforza" — zwei historische Porträts, die nur als reduzierte Kopien der ausgeführtem Originale in T. Adolphus Trollopes geistvollem und bedeutendem Werk: „A Decade of Italian Women" gelten können; von der dritten: eine längere Arbeit über Octave Feuillet. Der Leser, der sich für diese Seite meiner litterarischen Thätigkeit interessiert, findet die sämtlichen genannten Pièces in meinen „Vermischten Schriften" mit Ausnahme jener historischen Kopien und des Aufsatzes über Dickens, der mir später nicht mehr genügte.

Man wird sich vielleicht wundern, daß, nachdem ich mich doch nun bereits auf verschiedenen litterа-

rischen Gebieten versucht, noch immer jenes nicht genannt ist, auf dem sich doch sonst Neulinge mit Vorliebe zu tummeln pflegen: das kritische. In der That hatte es mir an Aufforderungen von verschiedenen Seiten nicht gefehlt, meine Kunst auch hier zu zeigen; und für die meisten bedarf es eines solchen Anreizes gar nicht: sie selbst brennen vor Begierde, das kritische Scepter in die Hand zu bekommen. Da ich diese Begierde keineswegs verspürte, hatten mich auch jene Aufforderungen nicht reizen können. Ich weiß nicht, soll ich es Gewissenhaftigkeit, oder Schwerfälligkeit nennen, aber, sobald es sich nicht um philosophische Spekulationen, oder poetische Darstellung handelt, sondern um ein bestimmtes Urteil über eine litterarische Persönlichkeit, oder einen vorliegenden litterarischen Fall, ergreift mich eine Scheu, die ich niemals ohne Mühe bemeistern kann. Gewiß muß es litterarische und Kunstkritiker geben, wie es Richter in Kriminal-, Civil- und Bagatellsachen geben muß; nur danke ich Gott, daß ich keiner von ihnen zu sein brauche, wenigstens nicht ex professo. Denn wenn schon das Amt des Richters ein unsagbar verantwortliches ist, was soll man erst von der Verantwortlichkeit sagen, die auf dem Kritiker lastet! Er hat zur Unterlage seines Urteils kein Gesetzbuch, welches die besten Köpfe des Faches nach langen mühevollen Beratungen zu stande gebracht haben; das als die Quintessenz der Weisheit und Bildung seiner Nation zur Zeit gelten darf; jeden möglichen einzelnen Fall im voraus erwogen und mit einem bestimmten Paragraphen bedacht hat. Aber der Kri-

tiker! Nicht einmal nach einem, wenn auch ungeschriebenen, so doch aus der Tiefe der Volksseele geflossenen, durch Tradition geheiligten Recht in Verein mit seines gleichen hat er sein Urteil zu fällen. Nein! ohne geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz, auf sich allein angewiesen, soll er richten, nachdem er vorher der Ankläger gewesen ist, um hinterher auch noch die Strafe zu vollstrecken. Welch' Vertrauen zu seinem Scharfsinn gehört dazu! welche Überzeugung von seinen Kenntnissen der Wissenschaft, der Kunst, in die der Fall zu rubrizieren ist! welche sittliche Kraft, die sich bewußt ist, gar nichts anderes wollen zu können als das Wahre und Rechte, frei von aller Voreingenommenheit, persönlichen Zu- oder Abneigung, allem Faktionsgeist, aller Liebedienerei, aller Hoffnung auf etwaige gute, aller Furcht vor etwaigen bösen Folgen, die das so zu stande gekommene Urteil für den Urteilenden persönlich, oder für die Sache, die er vertritt, haben könnte! Ich spreche von denen, die dies alles erwogen, sich völlig klar gemacht und doch den Mut haben, des Amtes der Kritik zu walten; ich spreche nicht von denen, die nichts erwogen, sich nichts klar gemacht haben, als daß die Kritik ein Gewerbe ist, das seinen Mann nährt, und bei dem man es, wenn auch nicht zur Gnade vor Gott, doch zu einer einflußreichen und gefürchteten Stellung in dem litterarischen Getriebe bringen kann. Den ersten sei Lob und Dank ob ihres Fleißes und ihres Mutes, und wenn von dreizehn Schüssen, die sie thun, auch nur sechs treffen, so sollen ihnen auch nur die angerechnet werden. Jene anderen aber, welche die kritische Fahne, an-

statt sie hoch und heilig zu halten, in den Schmutz ihrer egoistischen Absichten schleifen lassen, würde man nicht aufhören, der Geringschätzung des Publikums dringend zu empfehlen, wüßte man nicht, daß die Menge völlig unfähig ist, zwischen den ehrlichen Soldaten der Kritik und den Marodeuren einen Unterschied zu machen, und sich durch keine Mahnung, keine auch noch so schlagenden Beweise in ihrem treuen Glauben an das, was sie schwarz auf weiß nach Hause tragen kann, beirren läßt.

Bei diesen meinen Gesinnungen, die heute dieselben wie vor einem Menschenalter sind, habe ich mich von der eigentlich offiziellen und berufsmäßigen Kritik fern gehalten, wo und wie ich es nur vermochte; und wenn ich denn doch zeitweise in die üble Lage geriet, keinen Augenblick länger in ihr verharrt, als bis sich ein Ausweg zur Flucht fand. Trete ich aber trotzdem, wie es ja gelegentlich geschieht, als Kritiker vor das Publikum, so geschieht es in Fällen, wo ich aus vollem Herzen, mit ganzer Überzeugung loben kann. Ich getröste mich dann immer, daß, wenn ich so auch keinen besonderen Nutzen schaffe (den ja wohl nur kritisch-hippokratische Eisen- und Feuerkuren im Gefolge haben?) ich gleicherweise keinen nachweisbaren Schaden anrichten werde und nebenbei dem Belobten (wäre er noch so bescheiden) eine kleine Freude bereite. Die Gelegenheit zu dem letzteren bietet sich nicht so oft, daß sie nicht gern ergreifen sollte, wer die Fülle der Bitternisse kennt, von denen auch das glücklichste und erfolgreichste Schriftstellerleben nicht verschont bleibt.

Indessen, niemand ist sicher, daß er Maximen, an denen er sonst beharrlich festhält, nicht einmal in schlimmer Stunde untreu wird. Eine solche war es für mich, als ich mich verleiten ließ, Gustav Freytags „Die Fabier" zum Gegenstand einer kritischen Untersuchung zu machen. Ich war dazu durch Adolf Kolatschek veranlaßt. Er, ein österreichischer „Achtundvierziger", hatte, nach zehnjähriger Verbannung aus Amerika zurückgekehrt, in Wien eine Monatsschrift „Stimmen der Zeit" gegründet, für die er Mitarbeiter in Leipzig suchte. Man hatte ihn unter anderen an mich gewiesen,; ich lernte in ihm einen liebenswürdigen, mir sehr sympathischen, durch die Stürme der Zeit, trotzdem er noch in den besten Jahren stand, bereits gebrochenen Mann kennen. Er ist denn auch nicht eben lange darauf gestorben, nachdem sein Blatt schon früher eingegangen war. Wir hatten die Themata, die etwa zu behandeln wären, durchsprochen; dabei war die Rede auf die eben erschienenen „Fabier" gekommen. Ich sagte alles, was ich gegen das Stück auf dem Herzen hatte — und es war ziemlich viel; Kolatschek bat mich, daraus einen Aufsatz zu machen. Ich hätte den Auftrag abweisen sollen, weil ich im voraus wußte, ich würde ihn nicht mit der nötigen Objektivität schreiben können. Daß ich es dennoch nicht that, und mich sofort an die Arbeit machte, war ein Unrecht, welches ich später abzubüßen suchte, indem ich den Aufsatz aus der Sammlung meiner übrigen fortließ. Trotzdem würde ich noch heute für das Sachliche desselben im ganzen einstehen; und so ist, was ihm die Verbannung zugezogen hat, wesentlich seine Form. In

ihr aber tritt der Mangel an Objektivität klar zu Tage: sie entbehrt der Urbanität, die man auch in der Polemik nicht außer Augen lassen soll, selbst wenn man der Angegriffene, geschweige denn, wenn man, wie ich in diesem Falle, der Angreifer ist. Und die hier doppelt geboten war, da der Angegriffene sich bereits unbestreitbare Verdienste um unsere Litteratur erworben hatte, und ich, der Unbekannte, Verdienstlose, durch die Heftigkeit meines Angriffs mich in den Verdacht brachte, zu dem traurigen Geschlecht jener Kleinen zu gehören, die, weil sie gern groß sein, zum wenigstens erscheinen möchten, zu ihrem Ziel zu gelangen suchen, indem sie die Großen nach Kräften klein machen.

Einen Milderungsgrund meines Vergehens mag man, wenn man will, darin finden, daß ich mit meinem Angriff einen Akt der Vergeltung zu üben glaubte. Ich freilich existierte für Freytag nicht, und so hatte ich über keine Unbill, die er mir angethan, zu klagen und mich dafür zu rächen. Aber ich hatte es ihm nie verzeihen können, wie man noch vor kurzem in den von Julian Schmidt und ihm herausgegebenen „Grenzboten“ mit Karl Gutzkow umgegangen war, als die ersten Bände des „Zauberers von Rom“ erschienen. Allerdings hatte nicht er, sondern Julian Schmidt, jene Maßlosigkeiten geschrieben; aber in diesem Falle galt mir Gustav Freytag als der moralische Mitschuldige. Ob mit Recht oder Unrecht muß ich dahingestellt sein lassen; das Entscheidende ist, daß er mir dafür galt. Ich meinte, er hätte hier, wo es sich um den Einzigen handelte, der ihm in der Gunst des Publikums auf

dem Gebiete des Romans — und nicht auf dem allein — Konkurrenz machen konnte, seinem Propheten den Mund verbieten müssen. Ich meinte, in dieser Weise gegen einen Gegner vorzugehen, sei nicht fair play. Ich meinte, das heiße nicht mit den Waffen kämpfen, mit denen ein solcher Wettstreit einzig und allein ausgefochten werden dürfe, ebensowenig, wie wenn man einen Mitbewerber auf der Rennbahn, anstatt ihn durch die bessere Reitkunst und die größere Schnelligkeit seines Pferdes zu besiegen, dadurch unschädlich zu machen suche, daß man ihn gewaltsam aus dem Sattel stoße.

Es war also das Unschöne der Kampfweise, was mich empört hatte, und für das ich Freytag mit verantwortlich machte. Im übrigen fand ich es durchaus begreiflich, daß, wenn der Prophet Julian Schmidt in Gustav Freytag den Meister verehrte, er in seiner heftigen Einseitigkeit Karl Gutzkow als den Antichrist verabscheuen, und Freytag selbst das Treiben des Gegenmeisters als ein litterarisch unseliges, zur litterarischen Unseligkeit führendes verurteilen mußte. Erschienen sie doch auch mir in Talent und Charakter, in den Richtungen, die sie verfolgten, den Zielen, die sie anstrebten, als die wahren Antipoden. Der eine klar, voll Selbstgefühl, vorher genau berechnete, ja abgezirkelte Wege vorsichtig gehend, der andere, ein Zweifler und Grübler, in dunklem Drange daherstürmend, sich des rechten Weges durchaus nicht immer wohl bewußt; der eine die geborene aurea mediocritas, der andere stets an beiden Enden schwärmend; der eine, mit dem geringeren Erbe, das er seinerseits emsigen Fleißes ansehnlich ver-

mehrt hat, als sorgsamer Verwalter klüglich schaltend, der andere, von Haus aus soviel reichere, die ungenügsame Hand nach allem streckend, Unendliches zusammenraffend, um es hier zweckmäßig zu verthun, dort zwecklos, ja zweckwidrig zu vergeuden; der eine, ein Fluß der Ebene, sich zwischen bequemen Ufern ruhig weiterschlängelnd, der andere ein Bach im Gebirge, von Fels zu Fels brausend, nach dem Abgrund wütend; der eine, wie in der Politik, so in Fühlen, Denken und Dichten der Repräsentant des Bürgerthums mit der obligaten Heilighaltung alles dessen, was grau vor Alter ist, und dem tiefen Respekt vor dem Besitze, der ein für allemal das Recht auf seiner Seite hat, der andere Demokrat vom Wirbel bis zur Sohle mit einem Stich ins Demagogische, an dem Alten, Hergebrachten zornig rüttelnd, stets nach Neuerungen strebend; der eine ausnahmslos getragen von der Gunst des großen Publikums, für das er geschrieben hat, der andere, bedrängt ringsum von wirklichen und imaginären Feinden, in seinen halkyonischen Tagen selbst nur von wenigen ehrlich anerkannt und voll gewürdigt, der Menge ein unverstandenes, schnell vergessenes Rätsel.

So erschienen meinem jungen, leidenschaftlichen Gemüt diese beiden und da ich stets geneigt war, in einem Kampfe dem Schwächeren beizuspringen, ohne viel danach zu fragen, auf welcher Seite denn nun eigentlich das Recht sei, folgte ich auch hier dem eingeborenen Drange, wobei ich denn leider vergaß, daß meine Kampfesweise hart an jene streifte, die ich bei den Grenzboten so abscheulich fand, und

vor allem, daß ich, wenn ich es recht bedachte, doch gar nicht so ganz sine studio schrieb, und während ich allein Gutzkows Sache (dessen Namen übrigens in dem Aufsatze nirgends erwähnt wird) zu betreiben wähnte, im Grunde doch auch meine eigene betrieb.

Denn ich war zu dieser Zeit bereits ziemlich weit in der Niederschrift der Problematischen Naturen vorgeschritten, ja, ich glaube, das Feuilleton der Zeitung für Norddeutschland hatte schon mit dem Druck begonnen. Ich trug mich mit der stillen Hoffnung, daß dies Werk dem Schicksal des Lebendigbegrabenwerdens, dem seine Vorgänger verfallen waren, entgehen und auch solchen vor die Augen kommen möchte, die bis dahin keine für mich gehabt hatten. Unter anderen vor die der gestrengen Grenzbotenherren. Da genügte denn die geringe Dosis Spürsinn, die mir für dergleichen Dinge geworden ist, um mich den Richterspruch, der meines Werkes vor jenem Tribunal harrte, vorausahnen zu lassen. Obgleich es mir nicht einfiel, meine Gestalten mit den Gutzkowschen — sagen wir: Albert Timm mit Hackert, Melitta mit Melanie u. s. w. in Parallele zu stellen, oder gar für ästhetisch gleichwertig zu erachten, und ich ganz gewiß daran verzweifelte, eine Figur wie die Lucinde des „Zauberers" jemals fertig zu bringen — so viel war mir gewiß: sie würden vor dem Radamanthus der Grenzboten gerade so wenig Gnade finden, wie jene. Das ist denn auch richtig eingetroffen; aber, wie gesagt: ich brauchte es nicht erst schwarz auf weiß zu haben; ich trug es im Gefühl. Und weil sich dergleichen eben nur fühlen, mindestens sehr schwer definieren läßt, verzichte ich gern auf

einen Beweis a priori, daß die Verfasser von Soll und Haben und der Problematischen Naturen niemals einander anziehen konnten. Als ein Beitrag zu einem aposteriorischen mag unsere Begegnung am Koburger Hofe dienen, die dem Leser hoffentlich noch aus dem ersten Bande dieses Buches in humoristischer Erinnerung ist.

Wollte man nun aus dieser meiner Parteinahme für Gutzkow gegen Freytag den Schluß ziehen, daß ich in dem ersteren auch nur damals mein künstlerisches Ideal gesehen, mich zu einem seiner Anhänger von der strikten Observanz, wohl gar zu seinem Schüler bekannt hätte, oder auch nur mit einigem Recht hätte bekennen dürfen, so würde das ein großer Irrthum sein. Dazu hätte vor allem eine viel intimere Bekanntschaft mit seinen Werken gehört, als mir innewohnte. Wally, Maha-Guru, überhaupt seine früheren Sachen waren bis dahin von mir nicht beachtet worden; ich bin nicht einmal gewiß, daß ich „Blasedow und seine Söhne“ gelesen hatte, und, war es der Fall gewesen, konnte der Eindruck nicht tief gedrungen sein. Selbst mit den Rittern vom Geist war es mir insofern übel ergangen, als mir das Buch gerade zu einer Zeit in die Hände kam, wie sie der gespannten Aufmerksamkeit und entsagungsvollen Hingabe, die das schwierige Werk von dem Leser fordert, ungünstiger nicht sein konnte: der düsteren Zeit äußerer Unruhe und innerer Verstörung während der letzten stralsunder Wochen. Von den dramatischen Stücken kannte ich einige vom Theater her aus zum Teil weniger als mittelmäßigen Aufführungen, und gerade die wichtigsten:

Uriel Acosta, Zopf und Schwert, das Urbild des Tartüffe hatten sich darunter nicht befunden. So blieben denn eigentlich als wirklicher Bestand meiner Gutzkow-Kenntnis nur die bis dahin erschienenen ersten beiden Bände des „Zauberers", die allerdings, besonders durch die Gestalt der Lucinde, auf mich einen mächtigen Eindruck gemacht hatten, der doch auch wieder keineswegs ein durchaus wohlthuender war. Man wird das begreifen, wenn man meine Weise darzustellen mit der Gutzkows vergleicht, und ich stand mittlerweile in meiner Technik schon viel zu fest, um mich durch eine andere beirren zu lassen, zumal ich selbstverständlich die meinige für die richtigere, jedenfalls für die hielt, die meinem Temperament, meiner Art, die Dinge zu sehen, die gemäße war.

Ich mache aber diese Bemerkungen hauptsächlich im Interesse der fleißigen Männer, welche in dem löblichen Bestreben, die Geschehnisse der Litteratur in einen pragmatischen Zusammenhang zu bringen, Beziehungen suchen und zu finden glauben, wo in Wirklichkeit keine vorhanden waren. Wie oft habe ich, wenn ich, was im besten Falle Vermutung ist, als zweifellose Thatsache aufstellen hörte, an jenen Kritiker denken müssen, der mich in der Novelle zu einem Schüler, ja, Nachbeter Tiecks kreierte, als ich noch keine einzige Novelle von Tieck gelesen hatte! Man sollte da, wenn nicht ganz bestimmte Beweise vorliegen, höchstens von Möglichkeiten sprechen und sich der Worte Goethes erinnern, der, als einmal darüber gedüftelt wurde, welche litterarischen Einflüsse auf ihn gewirkt hätten, lachend erklärte, er könne darüber keine genauere Rechenschaft geben als

über die Ochsen und Kälber, die er Zeit seines Lebens aufgegessen habe. Es mag sich bei den anderen Künsten anders verhalten und die Einwirkung, die der eine Komponist auf den gleichzeitigen Komponisten geübt; die bestimmte Richtung, welche der junge Maler in dem Atelier des Meisters erhalten hat, unschwer nachzuweisen sein, wenn auch in diesen und ähnlichen Fällen der Hauptaccent immer auf die Individualität des betreffenden Künstlers zu legen sein und die Spontaneität seines eingeborenen Talentes das beste gethan haben wird. Von einer derartigen Schulung kann aber in der Dichtkunst, der Litteratur überhaupt, nicht oder doch kaum die Rede sein. Und wann und wo es etwa sein kann, ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Schüler sich seinen Lehrer nicht unter denen gesucht hat, die mit ihm oder kurz vor ihm wirkten, sondern unter denen, deren Wirksamkeit bereits, besser noch: lange vorher ihren Abschluß erreicht hat. Es findet da etwas ähnliches statt, wie in der Politik, wo diejenigen Parteien, deren Ansichten und Strebungen am weitesten auseinandergehen, sich oft viel besser verstehen und einander viel aufrichtiger zu schätzen wissen, als andere, deren Programme sich ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, bloß daß da einige wenige Differenzpunkte sind, über die man sich nicht einigen kann, und die nun zu unablässigem Hader und bitterer Feindschaft den stets bereiten Anlaß geben. Wer selbst in der Litteratur steht oder ihre Evolutionen aufmerksam verfolgt, wird, glaube ich, die Richtigkeit des Vergleiches bestätigen. Man kann junge Dramatiker sich über Shakespeare schnell ver-

ständigen hören, aber über Ibsen werden sie in einen Streit geraten, der sobald kein Ende findet, trotzdem sie, vielleicht gerade weil sie beide darin einig sind, daß in der dramatischen Kunst, soll sie nicht untergehen, ein radikaler Wandel geschafft werden muß. Und ob Zola bereits der Messias oder nur der Vorläufer und Prophet des wahren und echten Realismus ist, wird leicht zu einer bösen Streitfrage zwischen ein paar strebsamen, eben flügge gewordenen Romanciers werden, die übrigens auf die allein seligmachende Kraft der realistischen Doktrin gleicherweise schwören und in Goethes Romanen gleicherweise alte verblaßte Tapeten sehen.

Daß ich für mein Teil mit den klassischen Litteraturen früher in ein Verhältnis trat als mit den modernen, in den modernen wiederum mich zuvörderst an die älteren Generationen wandte und erst später und spät zu den neueren gelangte, ist die Folge der Besonderheit meines Wesens und meines Bildungsganges, wie ich sie bis hierher klar zu legen mich bemüht habe. Wäre ich in einem litterarischen Centrum aufgewachsen, oder nur früher in ein solches gekommen, würde der Bericht, den ich von beiden gegeben, zum mindesten, was den Gang meiner litterarischen Entwickelung betrifft, vermutlich sehr wesentlich anders lauten. Nun aber in einer absoluten litterarischen Öde aufgewachsen, ohne unter den hunderten, die mich umgaben, mit denen ich verkehrte, je auf einen zu treffen, der für die aktuelle Litteratur ein Herz gehabt hätte; mit meinem Wissensdrang, meinen litterarischen Aspirationen immer wieder an mich selbst gewiesen, mußte ich, schon von Natur ein einsamer

Mensch, vollends dem Schiffer gleichen, der ohne Kompaß, ohne Karte über das unwirtliche Meer den Weg nach der Heimatsküste sucht. Und der, da ihm der Weg von keinem nahen Leuchtfeuer freundlich gedeutet wird, sich zurechtzufinden nichts hat als die ewigen Sterne. Ich sah sie in den Klassikern alter und neuer Zeit, von denen jeder in einem besonderen Licht strahlte, das ich in seiner Eigentümlichkeit zu erkennen mich bemühte, und dem ich gläubig vertraute, mochte es mich auch einmal blenden und verwirren. Mit ihrer gnädigen Hilfe meinen Pfad verfolgend, war ich glücklich so weit gelangt, daß endlich die Fanale, die auf den Uferklippen brannten, ja die Lichter in den Häusern und Hütten am Strande zu winken begannen. Nun aber glaubte ich ihrer nicht mehr zu bedürfen; nun meinte ich, den Rest des Weges auch ohne ihren Beistand zurücklegen zu können. Ob mit Recht, oder Unrecht, ist eine Frage, die ich nicht zu entscheiden habe. Ich habe nur zu konstatieren, daß, wenn ich einmal von dem Manuskript der „Problematischen Naturen“ die Augen hob, ich nicht Heine und Börne, nicht Karl Gutzkow und Gustav Freytag, nicht Heinrich Laube und Theodor Mundt sah — nicht den blassesten Schatten von ihnen — sondern in unerreichbarer Höhe über mir, ewigen blühendsten Lebens voll, die mächtigen Gestalten, zu denen der Knabe anbetend aufgeblickt hatte, und die dem Jüngling-Mann, wenn nicht Gegenstände der Anbetung mehr, so doch der tiefsten Verehrung waren, der einzigen, die er im innersten Herzen spürte, und zu der er sich freudig vor aller Welt bekannte.

Aber bevor ich an das Schlußkapitel dieser Aufzeichnungen gehe, welches die Analyse der „Problematischen Naturen“ sein soll, muß ich ein anderes erledigen, das ich schon deshalb nicht auslassen darf, weil ich sonst jene Analyse dem Leser nicht wohl verständlich machen könnte. Habe ich doch, wenn nicht den besten, so doch einen guten, auf jeden Fall: einen großen Teil der Problematischen Naturen während meiner Leipziger Jahre erst erlebt! Von diesen Erlebnissen ist auf den bisherigen Blättern kaum eines und das andere eben angedeutet worden. Ich werde von ihnen jetzt ausführliche Rechenschaft zu geben haben.

Neuntes Buch.

Ein einfacheres, an äußeren Erlebnissen weniger reiches Leben als das meine während der Leipziger Jahre möchte sich kaum der Schilderung bieten, und das gerade deshalb so schwer zu schildern wäre. Denn je geringer die Rolle ist, welche jene in diesem meinen Lebensabschnitt spielen, desto größer und für mich bedeutsamer ist die der inneren. Wiederum aber entziehen sich von diesen gerade diejenigen, welche am tiefsten in das Seelenleben eines jungen Mannes eingreifen und ihm vielleicht für immer ihr Gepräge geben, der Darstellung, wenn der Erzähler nicht die Freiheit hat oder sich nimmt, mit der Goethe in Wahrheit und Dichtung die Freuden und Schmerzen seines jungen Herzens scheulos offen legt, als sei nicht er in Wahrheit der Held dieser anmutig-schmerzlichen Geschichten, sondern ein längst, längst Verstorbener; und als seien die Heldinnen nicht Geschöpfe von Fleisch und Blut gewesen, sondern Gebilde der Dichtung, in deren Adern nur Ichor fließt, wie in denen der ewigen Götter. Der kundige Leser ahnt, worauf dies hinaus will, und wundert sich über die Zaghaftigkeit, die ich jetzt an

den Tag lege, nachdem ich doch von einem anderen Herzensverhältnis den Schleier so weit gelüftet habe. Doch da durfte ich es. Wenn an diesem Verhältnisse, wie zweifellos, eine Schuld haftete, auch nicht ein Schatten davon haftet an ihr, die mit einer vom ersten bis zum letzten Augenblick reinen, selbstlosen, opferfreudigen Liebe liebte. Wie nun aber, wenn das Verhältnis, von dem gesprochen werden müßte, eines von denen ist, in welchem die himmlischen Mächte die Armen, die sie ins Leben hinein und zusammenführten, schuldig werden ließen — nehmen wir an: nicht in dem groben Sinne einer Schuld, über die unter Umständen von dem Richter nach Abhörung der Zeugen befunden werden kann und muß — in dem Sinne nur einer, für die es keinen Richter giebt als das eigene Gewissen und keine Zeugen existieren als verweinte Nächte — da entsinkt dem Erzähler der Mut, ja, er möchte die Stunde verwünschen, als er sich auf ein Unternehmen einließ, das ihn zwingt, an das traurig-schöne Geheimnis auch nur mit leisem Finger zu rühren.

In meinen Gedichten findet sich ein Sonettencyklus, der den Titel „Entsagen" führt. Nehme der Leser die Geschichte, die ich in diesen Versen erzählt habe, für die, welche ich hier verschweigen muß. Er darf es, denn die beiden Geschichten decken einander, wie das Original und sein Spiegelbild, mit dem einzigen Unterschiede, daß, was sich in dem Gedichte in wenig Wochen abzuspielen scheint, in Wirklichkeit Jahre währte — die sämtlichen Jahre meines Leipziger Aufenthaltes. So möge er sich denn diese Jahre und ihre Erlebnisse als eine Land-

schaft denken, über der, trotzdem die Sonne hell genug auf Wiese und Wald herabscheint, doch ein schwüler Gewitterhimmel hängt hier in leichten grauen, kaum sichtbaren Streifen, deren der Wandersmann nicht achtet, dort in schwarzem finsteren Gewölk, zu dessen unheimlich gleißenden Rändern er mit banger Sorge aufblickt.

Daß die erste Zeit in Leipzig nach meiner Rückkehr von Magdeburg für mich eine einsame sein würde, hatte ich vorausgesehen. Groß war der gesellschaftliche Verkehr, in welchem ich mich vorher bewegte, nicht gewesen, da er sich wesentlich auf das Haus des Freundes und den kleinen Kreis, der sich dort zusammenfand, beschränkte. Nun hatte ich mir auch den verschlossen. Zwar das Haus des Gütigen würde mir nach wie vor offen gestanden haben. Er und seine liebenswürdige Gattin waren zu einsichtig und wollten mir zu wohl, als daß sie nicht, was in ihren Augen immerhin ein sehr thörichter Streich gewesen sein mochte, bei einem so extravaganten Menschen verstanden und — verziehen hätten. Aber diese Güte, diese Einsicht und Nachsicht konnte ich bei ihren Freunden — den würdigen Gelehrten und ihren ehrbaren Damen — nicht voraussetzen, und sie wären auch wohl schwerlich mit mir so gnädig ins Gericht gegangen. Das hätte dann den trefflichen Menschen, die es so gut mit mir im Sinn gehabt hatten, nur schwere Verlegenheit bereitet, die ihnen zu ersparen der einfache Anstand gebot. Und so löste sich ein Verhältnis, das mir lieb und wert gewesen, und dem

ich ein dankbares Andenken bis zur Stunde bewahrt habe.

Wenn ich mir aber den Zutritt zu der gelehrten Gesellschaft der Stadt durch den begangenen Frevel versperrt hatte, lag meiner Denkart nichts ferner, als den zu der litterarischen zu ambitionieren. Noch war aus meinem Gemüte der ehrfurchtsvolle Schauder nicht entschwunden, den der Knabe empfunden hatte, wenn er jener besonderen Wesen dachte, die man Schriftsteller, Dichter nennt. Sich ihnen nahen zu dürfen, war mir als ein Vorzug Berufener erschienen; die Gunst ihres Umganges gar konnte nur Auserwählten zu teil werden. Wie hätte ich mich als einen Berufenen, als einen Auserwählten fühlen sollen! ich, der ich zu meiner Legitimation nichts aufzuweisen hatte als ein Novellenmanuskript, das keinen Verleger finden konnte und also doch wohl den sonstigen gedruckten Graus an Elendigkeit noch überbieten mußte. Nein, diesen gottbegnadeten Männern durfte ich mich nicht nahen. Mochten sie an der Tafel der Götter, zu der sie ja ein für allemal geladen waren, die unsterblichen Seelen mit Ambrosia und Nektar letzen — mir mußte das bescheidene Schullehrerbrot genügen, das ich im Schweiße meines Angesichtes aß.

Da wäre es nun wohl das Nächstliegende gewesen, hätte ich es in kollegialischer Gemeinschaft mit denen gegessen, denen ebensowenig wie mir Göttermahle zu Gebote standen. Aber auch dazu verspürte ich eigensinniger Mensch keinerlei Neigung. Die Wahrheit ist: hatte ich gleich nicht das mindeste Anrecht, mich einen Schriftsteller zu nennen und mich

als solchen zu geben, so fühlte ich mich keineswegs innerlich zu der ehrenwerten Gilde gehörig, in deren Listen doch mein Name eingetragen war. Wie ehrlich ich mich auch bemühte, die Rolle, die ich übernommen, würdig durchzuführen — es war und blieb in meinen Augen ein Maskenscherz, so wenig scherzhaft die Sache auch war — eine Vermummung, in die ich geschlüpft war, um sie über kurz oder lang wieder fallen zu lassen, und von der ich nicht wohl begreifen konnte, daß sie von denen, deren wirkliches alltägliches Kleid sie war, ernsthaft genommen wurde. Oder war das auch nicht der Fall? sah man in mir keinen Soldaten in Reih' und Glied, sondern nur einen Parteigänger, der morgen schon fahnenflüchtig werden mochte? einen Indianer, der, wenn er sich auch jetzt zu den Ansiedlern gesellt, das Blockhaus, an dem er jetzt scheinbar so eifrig zimmerte, doch nicht fertig bringen, sondern in einer dunkeln Nacht wieder in seine Wälder schlüpfen würde? Nicht, als ob man mich das hätte merken lassen! Man verkehrte mit mir in dem Sprechzimmer, den Begegnungen auf den Korridoren, wie mit seinesgleichen. Aber dabei blieb es. Ein vertraulicherer Umgang wollte sich mit keinem dieser Herren gestalten, obgleich die bei weitem meisten junge unverheiratete Männer in, wenn nicht dürftigen, so doch knappen ökonomischen Verhältnissen, mithin in der identischen Lage waren, wie ich.

Nun gehöre ich zu den Menschen, die, wenn es sein muß, ohne die sogenannte Gesellschaft eine geraume Zeit recht wohl leben können, aber sehr schwer auch nur auf kürzere Frist ohne den vertrauten Um-

gang mit Freunden. Ich meine mit solchen, zwischen denen und mir das Sallustische: idem velle, idem nolle nicht gerade buchstäblich genommen zu werden braucht, deren Charakter und Denkart aber soweit mit den meinen übereinstimmen, daß das Einverständnis über die entscheidenden Punkte von vornherein gesichert ist, die Verständigung über minder wichtige für gewöhnlich ohne Reibung leicht von statten geht.

Durfte ich demnach nicht hoffen, daß mir unter den neuen Bekannten ein Freund erstehen würde, so bewährten sich desto besser die alten Beziehungen zu den jungen Männern, die, wie sich der Leser erinnern wird, während meines ersten Leipziger Aufenthaltes mich in ihre Tischgesellschaft aufgenommen. Zwar die Tischgesellschaft hatte sich seitdem aufgelöst; wir wußten aber andere gemeinschaftliche Mittagstafeln zu finden — so die letzten Jahre bis zu meinem Fortgang von Leipzig im Hotel Hamburg — und es verging kaum ein Abend, der nicht ein paar von uns wieder beisammen gesehen hätte. Selten in öffentlichen Lokalen, die, glücklicherweise für mich, keiner der Freunde bevorzugte; sondern fast immer auf unseren Zimmern, in denen wir uns mit einer Tasse Thee und obligatem frugalen Abendbrot gegenseitig regalierten, bei einer guten Cigarre ungestört bis in die Nacht hinein plaudernd und disputierend. Doch war — wenigstens während der Wintermonate — ein Abend in der Woche für eine gemeinsame Zusammenkunft obligatorisch, bei der dann zu größerer Ehre des Bundes und wünschenswerter gesteigerter Erwärmung der Gemüter der Theekessel einer Punsch-

bowle weichen mußte. Wogegen dann wieder die Sommerabende vielfach im Freien zugebracht wurden, da wir alle große Naturfreunde waren und, als rüstige Spaziergänger, auch entferntere Ziele nicht scheuten. Ich denke mit inniger Freude dieser Exkursionen, auf denen ein eifriges Gespräch nicht abbrach bald über die ernsthaftesten Dinge, bald über so heitere, daß unser lustiges Gelächter durch den Wald schallte. Auch waren wir alle noch jung genug, um uns gelegentlich in knabenhaftem Übermut zu gefallen. So in einer Mondscheinnacht, als uns, am Ufer des Flusses mitten im Walde, eine romantische Stelle, wo das Wasser rauschend über ein Wehr schoß, unwiderstehlich zum Bade einlud und wir alsbald eine Scene gewährten, an der ein antiker Waldgott seine Freude gehabt haben würde.

Wir waren unserer nicht viele: nur vier, zu denen sich später ein fünfter gesellte, der mir der weitaus und unvergleichlich liebste, teuerste des kleinen Bundes wurde; der, ohne den ich mir seitdem mein Leben nicht denken kann; der, welcher seitdem mein treuester Genoß in Freud' und Leid, mein Trost und meine Stütze, mein moralischer und ästhetischer Beichtiger gewesen ist, und zu dessen Lob ich leider kein weiteres Wort hinzufügen darf, will ich nicht riskieren, daß dies Werk bei einem anderen als bei meinem gewöhnlichen Verleger erscheinen muß.

Von der schönen Fünfzahl sind nur noch wir beide übrig; die anderen drei hat ein frühzeitiger Tod hinweggerafft: den einen aus der glücklichsten, unlängst erst geschlossenen Ehe in der Blüte seiner Jahre durch einen jähen, zerschmetternden Schlagan-

fall; den zweiten nach langem Hinsiechen, in welches sein freundlicher Geist verfallen war; dem dritten konnte er nur nehmen, was ihm freiwillig geboten wurde.

Den ersten, Robert Westley, kennt der Leser bereits aus einer kurzen Skizze, die ich früher von ihm gegeben und der ich kaum etwas hinzuzufügen habe. Er blieb sich nach der Weise gebildeter Engländer immer gleich in der bequemen eleganten Kleidung, der ruhig-selbstbewußten Haltung, der gemessenen Höflichkeit, der bedachtsamen Sprechweise; kein bedeutender Geist, aber reichlich ausgestattet mit gesundem Menschenverstand, und — worauf ich ebensoviel Gewicht legte: einem braven Herzen, in dem kein Falsch wohnte.

Weitaus bedeutender und doch nicht minder brav war der zweite, Benno Löwe, damals Assessor bei der Leipziger Polizeiverwaltung, später Königlich sächsischer Staatsanwalt, als welcher er auch gestorben ist. Mit ausgezeichneten juristischen Kenntnissen verband er eine nicht gewöhnliche Belesenheit, besonders in der englischen und französischen Litteratur, deren Sprachen er vollkommen beherrschte. Dennoch wäre ein Fremder leicht in Versuchung gekommen, die Bedeutung des Mannes zu unterschätzen, denn niemand hatte ein solches Talent, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, als er. Und wie er sein reiches Wissen gern für sich behielt, so war er fast ängstlich bemüht, die Weichheit seines Herzens hinter einer rauhen Schale zu verstecken. Nur wir, die wir ihn so genau kannten, wußten, wie weich und reich dies Herz war, und auch wir wußten es eigentlich nur aus seinen

Handlungen, nicht aus seinen Worten. Denn er gehörte zu jenen Menschen, die Jean Paul die „Stummen des Himmels“ nennt, weil sie für die Himmelswelt ihrer reinen und starken Empfindungen keinen irdischen Ausdruck finden. Dabei war er durchaus kein Träumer, wohl aber ein Grübler, womit denn im besten Einklang stand, daß er für mechanische Dinge ein besonderes Geschick besaß, an denen er gern herumbosselte und konstruierte. Zu seiner wahrhaft schönen Seele gehörte nach meinem Geschmack das unschöne Gesicht und zu dem Kindesgemüt die gewaltige Kraft des breitschulterigen untersetzten Körpers. So waren wir denn nicht nur am Theetisch und auf den Spaziergängen, sondern auch beim Schlittschuhlaufen und in der Turnhalle gute Gesellen.

Der Merkwürdigste von den dreien und wohl von uns allen — ganz sicher hinsichtlich des ganz ungewöhnlichen Charakters war der letzte: Friedrich K., einer der rätselhaftesten Menschen, die mir je begegnet sind, und den ich deshalb zu einem Gegenstand besonderen Studiums machte, nicht in der Absicht, ihn als Modell für poetische Figuren auszubeuten, — wie ich denn noch niemals in dieser Absicht an einen Menschen herangetreten bin — wenngleich ich das denn doch und in reichem Maße später gethan habe. Der Held der Novelle „Ultimo“ ist er; der Anarchist „Tusky“ in „Reih und Glied“ ist er abermals; und trotz Ferdinand Lassalles hätte ich die Figur des Leo Gutmann in dem genannten Roman niemals zu stande bringen können, wenn mir dabei nicht immer die Gestalt Friedrich K's. vor Augen gestanden hätte.

Eine hohe Gestalt, weit über das Mittelmaß, von einer solchen gleichmäßigen Ausbildung der Glieder, daß der befreundete Arzt, der nach seinem gewaltsamen Ende die traurige Pflicht der Sektion an ihm vorzunehmen hatte, mir sagte: er habe nie einen schöneren menschlichen Körper gesehen. Das Gesicht hätte man, trotz der Regelmäßigkeit der wohlgeformten Züge, nicht eigentlich schön nennen können; aber ein treuerer Spiegel des Charakters des Mannes war nicht wohl denkbar: die Felsenstirn, ein Augenpaar überragend, deren Blick das Ziel faßte mit einer Festigkeit, vor der man erschrak; die dünnen Lippen geschlossen wie eine wohlgefugte Thür; als Basis ein starkes Kinn, das der granitnen Stirn entsprach und den Ausdruck der Energie, dessen Typ das merkwürdige Antlitz war, vollendete. Man mußte schon sehr fest in seinem spinozistischen System stehen, um durch diesen Mann nicht in seinen ketzerischen Ansichten über den sogenannten freien Willen irre gemacht zu werden: er schien die verkörperte Willenskraft, diese in einer Mächtigkeit, wie sie in Millionen von Menschen vielleicht einmal angetroffen wird.

Friedrich K. ist nicht blos der Held meiner Novelle „Ultimo", sondern die in derselben erzählte Geschichte ist vielfach die Geschichte seines Lebens mit dem, was ich weglassen und hinzufügen, mit einem Worte: was ich zu dem Gefundenen hinzuerfinden zu müssen glaubte. Ich bin in diesem Falle mit der Erfindung wenig zufrieden. Ich meine, die wirkliche Geschichte des Mannes ist freilich sehr viel einfacher, aber in ihrer herben Tragik auch sehr viel ergreifender. Möge der Leser selbst urteilen.

Wer seine Eltern gewesen sind, habe ich nie erfahren, da er es stets vermied, über seine Geburt und Jugend zu sprechen. Ich muß annehmen, daß sie kleine arme Leute gewesen sind: Bauern oder Weber vom Gebirge. Vielleicht auch war der Vater dörflicher Schullehrer irgendwo im Sächsischen, wie er selbst denn in Sachsen geboren und, nachdem er — vermutlich auch bereits mit fremder Hilfe — das Seminar besucht, Volksschullehrer geworden war. Die fremde Hilfe, die nun weiter in sein Leben eingriff, sollte ihm zum Verhängnis werden. Durch sie wurde ihm die Flucht in die Schweiz und ein mehrjähriger Aufenthalt in Zürich ermöglicht, nachdem er im Dresdener Maiaufstand auf den Barrikaden mitgekämpft und nach der Niederwerfung der Revolution flüchten mußte. Die Hilfe kam aus einer Familie, die das Interesse hatte, ihrer Tochter, oder einer ihrer Töchter den Verlobten zu erhalten. Wo die Familie wohnte, wie sie hieß, in welchem bürgerlichen Verhältnisse sie lebte, weiß ich wiederum nicht. Sie kann aber nicht unvermögend gewesen sein, denn die Unterstützung, welche sie K. während seines Aufenthaltes in der Schweiz und später zufließen ließ, war verhältnismäßig reichlich und muß zuletzt eine nicht unbedeutende Summe repräsentiert haben. Nichtsdestoweniger waren es sicher kleinbürgerliche Zustände, in denen sie lebte, und die ihr auch den armen Volksschullehrer als Schwiegersohn annehmbar gemacht hatten. Während sie in ihren bescheidenen Verhältnissen nun dieselben blieben, war ihr Schützling ein anderer geworden. Man denke sich einen jungen, hochintelligenten, strebsamen Mann,

der sich aus dem Dorfe oder dem Städtchen, in welchem er bis dahin unter Bauern, Ackerbürgern, kleinen Kaufleuten, zwischen Tanten und Basen, Gevattern und Nachbarn ohne jede höhere geistige Anregung ebenso hinvegetiert, wie die anderen alle, mit einem Schlage in eine große Universitätsstadt versetzt sieht, an dem Leben dieser Stadt teilnehmen, die Universität besuchen darf; in diesem neuen erhöhten Dasein, im Umgange mit strebenden Jünglingen, im Verkehr mit geistvollen Professoren, in einer angeregten Gesellschaft, die sich ihm erschließt, inmitten einer hochherrlichen Natur, an deren Wundern er sich nicht ersättigen kann — man denke sich diese ungeheure Wandlung seiner äußeren Lage und man wird über den Wandel, der sich in seinem Innern vollzieht, und wäre er noch so groß, nicht weiter erstaunt sein. So, ein innerlich völlig Gewandelter, kehrte er nach erfolgter Amnestie in die Heimat zurück, er, der als Volksschullehrer ausgezogen, jetzt Doktor der Medizin, ein gefesteter Mann mit noch etwas steifen, aber sicheren Umgangsformen, einem klaren Blick für die großen Verhältnisse des Lebens, in dem Vollgefühl seiner mächtigen Kraft, entschlossen, diese Kraft so weiter spielen zu lassen und zu entfalten.

Als ich ihn kennen lernte, war er erst seit wenigen Wochen wieder in Leipzig, noch ganz voll von den Erinnerungen seines Züricher Lebens. Ich, der ich die Schweiz damals noch nicht kannte, hing an seinem Munde, wenn er von seinen Wanderungen erzählte; von den Gefahren, die er auf Gletscherfahrten, bei der Besteigung hoher Berge bestanden;

von den Herrlichkeiten, die er da geschaut und genossen. Dann kam er auf sein Universitätsleben zu sprechen, rühmte die Freunde, die er gefunden; die Lehrer, zu deren Füßen er gesessen und von denen ihm Dubois Reymond der merkwürdigste gewesen war, dessen eigentümlich geistvolles Wesen er aufs trefflichste zu schildern wußte. Wie denn auch sonst seine Schilderungen, Beschreibungen, Berichte aller Art sich durch eine herrliche Klarheit und durch die anmutigste Gewandtheit des Vortrages auszeichneten. Niemand, der ihn so hörte, hätte glauben können, daß dieser so beredte, in Natur- und Menschenleben so bewanderte, in seiner Wissenschaft so feststehende Mensch nie eine höhere Schule besucht hatte, als seine Seminarschule, und nicht eine Silbe Latein und Griechisch verstand.

Hinter dies sein trauriges Geheimnis kam ich erst, als ich bei meinem zweiten und dauernden Aufenthalt in Leipzig die frühere, immerhin oberflächliche Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Menschen erneuert hatte und ihm freundschaftlich näher getreten war. Er entdeckte mir nun mit jenen Reservationen, die ich oben angedeutet habe, seine Lage. Sie war die wunderlichste, die man sich denken kann. Er, der in der Schweiz, wäre er dort geblieben, sich zweifellos bei seinen Fähigkeiten, seinem Wissen, den schönen, einflußreichen Verbindungen, die er vielfältig angeknüpft, eine ehrenvolle, vielleicht glänzende Stellung als Arzt, als Universitätslehrer vielleicht hätte schaffen können und nach meiner Überzeugung sicher geschaffen haben würde, hatte auf den Wunsch der Familie, in die er heiraten sollte, deren Pen-

sionär er so lange gewesen war, und von der er pekuniär noch immer abhing, nach Sachsen zurückkehren müssen, um — wieder von vorn anzufangen. Von vorn in des Wortes schrecklichster Bedeutung. Schon sein Züricher Doktordiplom mochte in den Augen der sächsischen Behörden leicht genug wiegen, wenn man ihm auch den Titel nicht abdisputieren konnte. Wollte aber der Mann in Sachsen seine Kunst üben, nun wohl, so mochte er sich erst einmal darüber ausweisen, daß er die Stadien durchgemacht habe, von denen keines fehlen darf, soll ein wohlpolizierter Staat das leibliche Wohl und Wehe seiner Pflegebefohlenen dem Künstler anvertrauen: das Gymnasium mit dem Abiturientenexamen, die Universität mit ihren obligatorischen Semestern, Kursen und bestandenen Prüfungen. Konnte sich der Züricher Herr Doctor medicinae über das alles legitimieren?

Wir wissen, daß er es nicht konnte, und man bestand anfangs voll auf seinem Schein, von dem man endlich nach langwierigen Verhandlungen, in Anbetracht der besonderen Umstände und Verhältnisse, doch ein weniges nachließ. Ein sehr weniges. Bei der Maturitätsprüfung sollte das Griechische wegbleiben dürfen, an Stelle dessen die rigorose Prüfung in zwei lebenden Sprachen treten möge; für den Nachweis des vorschriftsmäßigen Universitätsbesuches wollte man den eines Jahres gelten lassen; dem medizinischen Staatsexamen mit allen seinen Stationen könne selbstverständlich nichts abgebrochen werden.

Damit war denn dem Unglücklichen ein Arbeitspensum aufgeladen, zu dessen Ableistung andere Jahre gebraucht haben würden und das dieser

seltene Mensch mit seiner ungewöhnlichen Intelligenz und seiner beispiellosen Energie binnen wenig mehr als Jahresfrist zu erledigen vermochte. Ich durfte Zeuge eines Kampfes sein, im Vergleich mit dem mir sämtliche zwölf Arbeiten des Herakles Kinderspiel erscheinen. Was in meinen Kräften stand, gehörte ihm selbstverständlich. Ich hatte insonderheit den lateinischen Teil übernommen; las mit ihm Nepos, Cicero, Horaz, orientierte ihn aber auch, soweit als nötig, in der deutschen Litteratur; für das Englische sorgte der gute Westley; für das Französische einer meiner gallischen Kollegen. Geschichte, Mathematik und anderes Beiwerk studierte er für sich selbst. Nehme man dazu den täglich mehrstündigen Besuch der medizinischen Kollegia, der chemischen, anatomischen und sonstigen Laboratorien, und — nein! man wird sich keine annähernde Vorstellung von dem Höllenleben machen können, das der Mann während dieses Jahres führte. Es kann es nur der, der es schaudernd als Augenzeuge und teilnehmender Freund miterlebt. Und keine Klage kam über die Lippen. Sie schlossen sich noch fester; auf der Stirn traten scharfe Falten hervor, wie Risse im Felsgestein; die Augen sanken tiefer in ihre Höhlen und nur jezuweilen knirschten die starken Zähne übereinander in verbissener Wut und ein Buch wurde in die Ecke, gegen die Wand geschmettert. Denn wurde dieser Mann, der sich so in der Gewalt hatte, einmal vom Zorn übermannt, so raste er und er war dann fürchterlich anzusehen. Ich dachte schaudernd daran, wie es werden sollte, wenn es während eines der Examina zu solchem Ausbruch käme — das

Leben des betreffenden Examinators wäre keine Nadel wert gewesen.

Man kann nicht annehmen, daß die würdigen Herren eine Ahnung der Gefahr hatten, die sie liefen, und, um ihr zu entgehen, dem Examinanden das Zeugnis ausstellten, im Besitz all' der Wissenschaften zu sein, die sie ihm abfragten. Genug: sie stellten ihm das Zeugnis aus — sämtliche nötigen Zeugnisse, und der einstige Volksschullehrer war geprüfter Abiturient, praktischer Arzt und Geburtshelfer — alles so ziemlich auf einmal.

Vorläufig mußte er die Ehrenqualitäten, die man auf seinen Scheitel gehäuft hatte, mit einem Nervenfieber bezahlen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Ihm wäre besser gewesen, es hätte ihn noch ein wenig weiter gebracht. Die Wohlthat sollte ihm nicht werden. Er mußte wieder ins Leben zurück — in ein Leben, das ihm keine seiner Blütenträume sollte reifen lassen, das nur noch ein verzweifelter Kampf war, dessen Ausgang kein anderer als ein tragischer sein konnte.

Denn nun war der Verfalltag gekommen jener Schuld, die anfangs keine gewesen war, als er sie einging in treuem Glauben, er werde seiner Zeit alles ehrlich zurückzahlen können: die Liebe, mit der man ihn liebte; die treue Sorge, mit der man ihn in die Fremde begleitete; das Geld, das man ihm in regelmäßigen Raten nachsandte. Und die nun als eine wirkliche, fürchterliche Schuld vor ihm stand, der nicht mehr liebte; dem die Treue und Sorge, die man ihm getragen, die man ihm trug, in die Seele brannte; der zum Räuber hätte werden mögen,

wenigstens das Geld zurückzahlen zu können, das ihn in seinen Augen schlimmer als einen Wegelagerer erscheinen ließ: als einen Betrüger. War es denn nicht ein Betrug, daß er es noch genommen, als er bereits wußte, er dürfe, er könne es als ehrlicher Mann nicht mehr nehmen? wußte, daß er nie der Gatte des Mädchens werden würde, dessen Erbgut er verthat? Wann dieser Moment eintrat? Er hat das nie auch nur angedeutet. Vielleicht schon während der Schweizer Zeit; vielleicht erst bei seiner Rückkehr, als er die inzwischen verblühte einst Geliebte wiedersah in ihrem hausbacken-spießbürgerlichen Kreise; vielleicht auch erst während jenes fürchterlichen Examenjahres, das auch die Geduld eines Heiligen hätte erschöpfen müssen und diesen leidenschaftlichsten der Menschen mit wildem Haß gegen alle erfüllen mochte, die in ihrer stumpfen Gedankenlosigkeit von dem Martyrium nichts ahnten, das er, sein gegebenes Wort einzulösen, auf sich nehmen mußte.

Hier war ein Fall, wie er für den Psychologen nicht interessanter, für den teilnehmenden Freund nicht beklagenswerter sein konnte. Ein glücklicher Mensch wäre er nie gewesen; der kann es nicht sein, der seine Umgebung allzuweit überragt, und er hätte es gethan, wäre er in den kleinen Verhältnissen seiner Jugend geblieben. Nun war er durch einen Eingriff des Zufalls in sein Leben zum vollen Bewußtsein seiner Fähigkeiten gelangt, zu der Gewißheit, daß, wer solchen Anforderungen genügen konnte, wie man sie an ihn gestellt, in große Verhältnisse gehöre. Er wollte an jene kleinen erbärmlichen nicht

mehr erinnert sein; und welche Erinnerung wäre peinlicher, durch die tägliche und stündliche Mahnung grausamer gewesen, als die Ehe mit einer Frau, die — ich muß es annehmen — das ausgesprochene Produkt dieser Verhältnisse war und in ihrer Bildungsunfähigkeit zeitlebens geblieben wäre? Ein leichtsinniger, frivoler Mensch hätte sich vielleicht über das alles weggesetzt und wäre eine Ehe eingegangen, durch die seine Schulden quittiert wurden und für deren Freudemangel sich ja anderweitig leichtlich Ersatz hätte schaffen lassen. Aber er war nicht leichtsinnig, nicht frivol; er war ein tiefernster, bis zur Pedanterie gewissenhafter Mensch, und eine Ehe derart wäre ihm als das schimpflichste Konkubinat erschienen. Darüber konnte er nicht fort; es war unmöglich.

Hat er es den Beteiligten gegenüber ausgesprochen? Ich weiß es nicht; muß es aber annehmen, da es seinem Charakter entsprach, der sich auf Winkelzüge schlecht verstand. Und was hätten die schließlich auch hier genutzt? Die Situation war ja völlig klar. Er konnte jetzt die Braut heimführen und that es nicht. Damit war alles gesagt. Es ist weiter anzunehmen, daß nun Verhandlungen mit der Familie stattgefunden haben, durch welche die Rückzahlung der ihm im Laufe der Jahre gewährten Unterstützungen in die Form einer wirklichen Schuld gebracht und die Rückzahlungstermine, oder der Rückzahlungstermin festgesetzt wurden.

Ich bemerkte bereits oben, die Summe, um die es sich handelte, müsse in den beinahe zehn Jahren, die das leidige Verhältnis gewährt hatte, verhältnis-

mäßig hoch aufgelaufen sein. Jedenfalls war sie für einen jungen, im übrigen völlig mittellosen Arzt schwer abzutragen. Es ist auch möglich, daß er sie sofort abgetragen hat mit Hilfe einer Anleihe, die ihn wieder zum Schuldner eines anderen, oder mehrerer anderer machte. Wie dem gewesen sei — er war von Stund an ein verschuldeter Mann, und der immer tiefer in Schulden geriet. Denn wie an ihm nichts kleinlich war, so hatte er die Sache von vornherein als ein Spiel aufgefaßt, das nur mit großen Einsätzen gewonnen werden könne. Er wollte in wenig Jahren ein gesuchter, ein berühmter Arzt sein, der jährlich über tausende von Thalern zu verfügen hatte. Warum sollte es ihm unmöglich fallen, der doch schon fertig gebracht, was alle anderen für unmöglich erklärt hatten? Ja, es schien, als ob er auch dies fertig bringen werde. Die wärmsten Empfehlungen der Professoren, die ihn gelegentlich der Examina kennen und schätzen gelernt hatten, standen ihm zur Seite, öffneten ihm manches gute Haus, das ihm wieder den Weg in ein anderes eben solches bahnte. Und wohin er auch kam, die beste Empfehlung brachte er mit sich in seinem reichen Wissen, seiner männlich schönen Erscheinung, seinem ruhig-sicheren Auftreten. Nur ein schärfstes Auge mochte in seinem Wesen noch einen letzten unvertilgbaren Rest der Ungelenkigkeit des früheren Dorfschullehrers wahrnehmen; jedes andere konnte in ihm nur einen Mann sehen, dessen Formen so tadellos waren, wie bei einem, der sie von Jugend auf nach den besten Mustern hat pflegen dürfen. Durch Widerspruch oder Ungehorsam freilich durfte man diesen höflich-feinen Mann nicht

reizen. Wer es einmal gewagt, that es sicher nicht zum zweitenmale. Er hatte auch meistens keine Gelegenheit dazu: den Beleidigten brachten keine Bitten, keine Versprechungen in ein Haus zurück, wo er eine derartige Erfahrung gemacht hatte. Welche Leidenschaften auch sonst durch diese kraftvolle Seele ras'ten: der Stolz beherrschte die anderen alle.

So schien er im besten Zuge, sein Programm auszuführen; aber es schien auch nur. Ruhige Beobachter schüttelten den Kopf und meinten, es werde kein gutes Ende nehmen; er spiele ein zu hohes Spiel. Es sei ja soweit ganz richtig, daß ein Arzt, der in den besten Häusern praktiziere, sich elegant kleiden müsse, Wagen und Pferde nicht wohl entbehren könne. Ebenso, daß eine comfortable Wohnung mit dem entsprechenden Wartezimmer einen guten Eindruck mache und Patienten heranziehe, die sonst nie gekommen wären. Indessen das seien Mittel, die doch einen stark hippokratischen Anstrich hätten und vielleicht die Krankheit kurieren möchten, nur daß der Patient selber darüber zu Grunde gehe.

Die Bedächtigen sollten Recht behalten, wenn die Kraft des Mannes auch mächtig genug war, die hereindrohende Katastrophe noch ein paar Jahre hinauszuzögern. Endlich kam sie doch. Eines Mittags, kehrte er von seiner Praxis, auf der er mit gewohnter Ruhe und Umsicht seine Rezepte geschrieben, seine Anordnungen getroffen hatte, in seine Wohnung zurück und setzte sich an den Platz im Fenster, wo er bei der Lektüre eines guten Buches, eine Cigarre rauchend, auszuruhen gewohnt war. Da sitzend fand man ihn nach einigen Stunden, das

aufgeschlagene Buch — einen Band von Vanity fair — auf dem Schoße, die halbausgerauchte Cigarre neben sich auf dem Fensterbrett — einen stillen Mann. Der Arzt hatte die Dosis genau abzumessen gewußt. Der Tod, den er gerufen, mußte sofort zur Stelle gewesen sein.

Ich lebte damals bereits seit kurzer Zeit in Berlin; der Zufall wollte, daß mich gerade jetzt eine Geschäftsreise nach Leipzig führte. So konnte ich dem Toten wenigstens noch die letzte Ehre erweisen. Niemand geleitete sonst den Sarg: nur der Arzt, sein Kollege, und wir, seine vier Freunde. Es wurde kein Wort gesprochen. Uns allen war das Herz zu voll. Die Erde schollerte auf den Sarg herab, und so — „ohne Kreuz und ohne Stein ruht er aus auf seinen Pfühlen.“

Wenn die Herzens- und Freundschaftsverhältnisse immer die Quellen sein werden, aus denen der Dichter seine beste, intimste Kenntnis der Menschennatur schöpft; wenn sie es sind, die ihm seine vorzüglichsten Modelle liefern, an die er sich immer wieder gewiesen sieht, so stünde es doch um den Sittenschilderer übel, sähe er sich einzig auf jene kleine Zahl von Musterexemplaren angewiesen und wäre ihm der Überblick über die Breite der Gesellschaft gehemmt oder versperrt. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen,“ lautet der Spruch des Confucius bei Schiller; aber auch: „Mußt ins Breite dich entfalten, soll sich dir die Welt gestalten.“ Nicht jedem ist es gewährt,

sich nach beiden Richtungen hin gleicherweise ausleben zu dürfen. Ich habe es für ein besonderes Glück gehalten, daß mir die Gelegenheit dazu geboten wurde, sodaß, wann und wo ich sie nicht schicklich ausbeutete, nicht die Ungunst der Verhältnisse, sondern nur mein Ungeschick, mir die Gunst derselben zu Nutze zu machen, die Schuld trägt.

So ist mir denn auch während dieser Jahre neben dem Besseren und Besten das Gute in reichlichem Maße zu teil geworden: ich habe in dem großen Buche der Gesellschaft manches Blatt, manches Kapitel, die sich mir bis dahin verschlossen hatten, aufschlagen, lesen und studieren dürfen. Daß ich es durfte, verdankte ich in erster Linie wiederum meinem Freunde Westley. Wie er mir zu meiner äußeren Stellung verholfen hatte, als er mich unserem Direktor empfahl, war er nicht minder angelegentlich bemüht, mir zu den Häusern, in denen er selbst verkehrte, Zutritt zu verschaffen. Solcher Häuser waren nicht wenige, und ich darf ohne Anmaßlichkeit sagen, daß sie zu den besten der Stadt gehörten. Da gab es überall junge Männer, welche dermaleinst die Geschäfte der Väter übernehmen sollten und für die die Kenntnis des Englischen obligatorisch war; überall junge Damen, für welche die Tauchnitz Edition unmittelbar hinter dem Evangelium kam. Und überall war der schöne, stille Engländer, den man ursprünglich als bezahlten Lehrer ins Haus gerufen, der Freund der Familie geworden. Seine unbedingte Verläßlichkeit, seine makellose Ehrenhaftigkeit waren zu notorisch, als daß man jemand, den er empfahl, nicht mit Vertrauen hätte entgegenkommen sollen. Es lag nun an dem

Empfohlenen, sich des Vertrauens würdig zu beweisen. Da es mir nicht zu einem besonderen Ruhm gereicht, für mein Teil diesen Beweis geführt zu haben, wohl aber ein klägliches Armutszeugnis sein würde, hätte ich es nicht gethan, so bitte ich den Leser, sich meine gesellschaftliche Position so behaglich zu denken, wie die seine zweifellos ist, wenn er sich, ein unverheirateter junger, wohlempfohlener Mann, in der Gesellschaft bewegt, oder wie sie doch zu der Zeit war, als er sich noch jener Vorteile erfreute. Zwar eigentlich jung war ich, oder fühlte ich mich nicht mehr, trotzdem meine Jahre mir wohl noch ein Anrecht dazu gegeben hätten. Leicht hatte ich das Leben eigentlich nie genommen und inzwischen soviel von ihm erfahren, daß es auch einen von Haus aus Leichtlebigen zum Ernst hätte bekehren mögen. Überdies, wer schwer arbeitet, sich mit bedeutenden Entwürfen trägt, eifrig bemüht, diese Entwürfe zur Ausführung zu bringen, wird, auch wenn seine Natur der Spannkraft nicht entbehrt, an der Spielfreudigkeit einbüßen, mit der unsere Jugend in demselben Maße dahinschwindet. „Zu alt, um nur zu spielen; zu jung, um ohne Wunsch zu sein“ — das war, auf den klassischen Ausdruck gebracht, die ganz eigentliche Signatur meines Wesens in dieser Zeit des Übergangs vom Jüngling, der ich nicht wohl mehr sein konnte, zum Mann, als den ich mich eigentlich noch nicht geben mochte. Doch war diese Stellung zwischen der Jugend und dem Mannesalter nicht ohne mannigfachen und eigentümlichen Reiz, da sie ein gutes Verhältnis zu beiden Hauptbestandteilen der Gesellschaft ermöglichte, ja, gewissermaßen vorschrieb. Und

so geschah es denn oft genug, daß ich aus einem ernsten wissenschaftlichen oder politischen Gespräch mit den älteren Herrschaften abgerufen wurde, um an einem Pfänder- oder Reifenspiel, der Aufführung von Charaden, und was dergleichen Ergötzlichkeiten der Jugend mehr sind, teil zu nehmen. Ich ließ es mir dann immer angelegen sein, der einen Aufgabe so gerecht zu werden, wie der anderen und mich so in Zukunft für beide Fälle gleich empfohlen zu halten. Was mir aber ein ebenmäßiges, den verschiedenartigen gesellschaftlichen Anforderungen gleich entsprechendes, ihnen wenigstens mit derselben Willigkeit entgegenkommendes Betragen wesentlich erleichterte, war gerade die Leidenschaft, in deren Bann ich stand, und die mich um so heiterer und gefaßter erscheinen ließ, je fassungsloser ich oft genug war, und je wilder der Sturm in meinem Inneren wütete. Wer in dem Himmel und der Hölle der Leidenschaft wohnt, darf verhältnismäßig ruhig seine Erdenbahn wallen: keine Schreckgestalt wird ihn so bald aus der Fassung bringen; kein liebliches Bild ihn so leicht verlocken. Nur vor den Tiefen der Sinnlichkeit mag er sich hüten, in die es ihn zieht, und wäre es, nur auf kürzeste Frist den Qualen zu entrinnen, die ihn zu verzehren drohen. —

War so mein Leipziger Leben innerlich und nach außen bewegter, als — zumal bei den mancherlei Pflichten, denen ich berufsmäßig zu genügen hatte — der stetig produktiven Thätigkeit förderlich sein mochte, sollte doch noch von einer anderen Seite dafür gesorgt werden, daß sich mir der zu bewältigende Stoff immer mehr häufte und so manche neue Farbe

auf die Palette brachte, die ich vorläufig wenigstens probeweise mischen konnte.

Wir haben mein militärisches Verhältnis aus den Augen verloren; aber die Militärbehörde verliert niemand aus dem Sinn, auch wenn sie ihm, wie mir, für ein paar Jahre einen Paß in das Ausland bewilligt hat. Sind die Jahre um, klopft sie unweigerlich an und präsentiert ihren Schein. So wurde denn mir, wie billig, zum bestimmten Termin die Stellungsordre zu einer Kontrolversammlung in dem Leipzig zunächst gelegenen preußischen Orte eingehändigt, der denn auch alsbald die Einberufung zu einer Übung folgte. Ich war inzwischen, werden gleich die Urlaubsjahre nicht, wie die Kriegsjahre, doppelt gerechnet, ein alter Unteroffizier geworden, und man hielt es für angemessen, für meine weitere militärische Erziehung keine Zeit zu verlieren. Ich kam aus der ersten Übung als Vizefeldwebel zurück, um aus der folgenden als Offizier heimzukehren. Glücklicherweise für mich stand der Stab meines (Landwehr-) Regiments in Erfurt, ebenso wie das Linienregiment, dem ich zu meiner offizierlichen Einschulung anvertraut war.

Die kurze bequeme Fahrt von Leipzig nach Erfurt und zurück hatte ich während dieser Jahre schon wiederholt gemacht. Mein Pflegebruder war noch immer Oberingenieur der thüringischen Bahn, und sein Haus das alte, in welchem die Gäste kamen und gingen, und das mir stets ein herzliches Willkommen bot. Mit den Damen des Hauses — der Frau und einer älteren Cousine, die im Hause lebte, — hatte ich ohne Unterbrechung auf dem besten Fuße ge-

standen; jetzt war auch das eine Zeit lang getrübte Verhältnis mit dem Pflegebruder völlig ausgeklärt. Die schwere Sorge, die er um mich getragen, war, wie er jetzt sah, unnötig gewesen. Wer ein Buch nach dem anderen, sei es als Autor, sei es auch nur als Übersetzer, auf den Markt brachte; an einer ordentlichen Schule sich ehrlich abmühte, konnte der phantastisch-unberechenbare Mensch nicht sein, den er eigentlich schon verloren gegeben hatte. Ja, er fing an, sich mit einem gewissen Stolz auf mich zu erfüllen, und mochte es mir nur nicht vergeben, daß ich den Vater in der Sorge um meine Zukunft hatte wegsterben lassen.

Als ob ich mir das hätte vergeben können! als ob ich nicht Jahre meines Lebens freudig geopfert hätte, wäre es mir dadurch möglich gewesen, dem besten der Väter zu beweisen, daß ich nicht der verlorene Sohn sei!

Aber das Schicksal hatte mir diese Gunst nicht gönnen wollen. Der Vater war bereits in dem ersten Jahre meines zweiten Leipziger Aufenthaltes derselben entsetzlichen Krankheit, der Cholera, erlegen, die vordem auch meine Mutter dahingerafft hatte. Er hätte trotz seiner siebzig Jahre noch lange leben können, er, der seines Amtes nach wie vor mit treuer Sorge waltete, nach wie vor stundenlang unermüdet seiner Jagdpassion folgen und im Sommer täglich sein Schwimmbad in der See nehmen konnte, bei dem er in allen Arten des Kopfsprungs excellierte. Wären ihm doch wenigstens nur ein paar Jahre zugelegt gewesen, nur so lange, bis ich ihm die Novellen oder die Problematischen Naturen hätte dar-

bringen dürfen! Es würde ihn so hoch beglückt haben. Nun war das einzige, was sein sterbliches Auge von meinen Leistungen je erblickt, jener Homer-Aufsatz in den Gutzkowschen Unterhaltungen. Man hat mir später erzählt, daß er die Blätter tagelang, wochenlang bei sich getragen, um sie einem und dem anderen Bekannten verstohlen zu zeigen; ihn zu fragen, ob er nicht auch meine, daß der Junge ein schönes Talent habe und es mit der Zeit doch noch zu etwas Rechtem bringen werde? Diese stille, nie ganz verlorene Hoffnung war einer seiner bescheidenen Blütenträume gewesen. Auch er hatte ihm nicht reifen sollen. —

Bis zu des Vaters Tode blieben meine Blicke noch immer nach Stralsund, der Wiege meiner Jugend, gerichtet. Es hatte noch immer zwischen mir und Pommern etwas wie ein persönliches Verhältnis bestanden, das dem freien Blick nicht günstig war. Mit seinem Ableben war diese Befangenheit geschwunden; unsere Beziehungen zu der Adoptivheimat waren gelöst; sie war mir in jene Ferne gerückt, die zwischen dem Künstler und seinem Objekt stattfinden muß. Das kam mir jetzt trefflich zu statten. Ich durfte an die pommerschen Erlebnisse denken, wie an die Abenteuer einer Reise, die beendet hinter mir lag. Nicht bloß hinter mir. Auch die Schwester, meine liebe Gefährtin auf einem guten und schönen Stück dieser Reise, hatte mit ihr abgeschlossen.

Sie lebte jetzt bei den Verwandten in Erfurt, deren Haus dadurch auf mich eine neue und starke Anziehungskraft übte. Hatte es mich dort immer heimatlich angeweht, so durfte ich mich jetzt ganz

heimisch in ihm fühlen. Wie uns der Pflegebruder fortan als das Haupt der Familie galt, so räumte die Schwester dem so viel Älteren willig eine Art von väterlicher Autorität über sich ein, die mich vielleicht mit Neid erfüllt hätte, wäre in meinem übervollen Herzen für eine solche Empfindung noch Raum gewesen. Dennoch wollte sich etwas davon regen, als jetzt in der Person eines früher dänischen, jetzt hamburgischen Offiziers ein würdigster Bewerber um ihre Hand auftrat. Da die ihr dargebrachte Liebe Erwiderung fand, wurde der schöne Bund bald geschlossen. Zu seiner Feier waren auch die beiden älteren Brüder mit ihren Gattinnen gekommen, denn auch der zweitälteste hatte sich inzwischen vermählt. In dem Kreise so vieler Glücklichen lastete das Gedenken meiner wunderlichen, unheimlichen Lage, die mich für immer von dem Hafen der Häuslichkeit und der Herzensbefriedigung auszuschließen schien, doppelt schwer auf meiner Seele. Eine drückende, schwermütige, entsagungsvolle Empfindung, und der doch eine Regung wilden Stolzes beigemischt war. So mag dem schweifenden Indianer zu Mute sein, der vom Rande seines unwirtlichen Waldes nach gärtenumfriedeten, maisfelderumgebenen Blockhäusern der Ansiedler späht. Ich würde in bitterem Hohne aufgelacht haben, hätte mir jemand gesagt, daß nur wenige Jahre noch vergehen würden, bis auch ich zu den Ansiedlern gehörte.

Da fand ich denn während der letzten Jahre die Schwester nicht mehr in Erfurt, und gerade in dieser Zeit führten mich meine militärischen Pflichten häufiger und auf länger dorthin als wohl sonst. Es

kam die Mobilmachung unserer Armee gelegentlich des französisch-italienisch-österreichischen Krieges, dem der Frieden von Villafranca ein für die italienischen Unionsbestrebungen vorläufig so unliebsames Ende machte. Nach Italien hätte uns Gortschakoff schwerlich gelangen lassen, aber auch aus der doch möglichen Campagne am Rhein sollte nichts wreden. Ist es ein Frevel, wenn ich es ausspreche: zu meiner großen Enttäuschung und Bekümmernis? Nicht, als ob ich, wie wohl die Weise junger Offiziere, den Krieg um seiner selbst willen gewünscht hätte; nicht, als ob mir aus politischen Gründen eine Entscheidung mit Frankreich, die ja doch über kurz oder lang eintreten mußte, gerechtfertigt und opportun erschienen wäre! So kriegerisch war ich nicht gesinnt, und von meiner späteren leidenschaftlichen Teilnahme an der großen und kleinen Politik verspürte ich damals noch herzlich wenig. Nein! nur die schwarze Wolke mit den gleißenden Rändern war höher und höher gerückt; sie stand mir jetzt zu Häupten; ich fühlte den fürchterlichen Druck, der mir das Herz in der Brust dumpfer und dumpfer klopfen machte. Ich glaubte ersticken zu müssen; ich mußte mir Luft schaffen. Warum nicht im Gefechte? Und eine tödliche Kugel mochte mir die ersehnte volle Erlösung bringen!

Es sollte nicht sein. Grimm im Herzen mußte ich meinen Koffer, der schon auf dem Bagagewagen gelegen hatte, wieder auspacken. Eine mehrere Monate hindurch währende Dienstleistung, zu der ich alsbald kommandiert, und das öde Geschäft des Rekruteneinexerzierens, mit dem ich betraut wurde,

konnten mich für den vereitelten Feldzugswunsch nicht entschädigen. Wofür es denn in meinen Sternen geschrieben stand, daß mir gerade in dieser Zeit der grimmsten Herzensnot und trübster Seelenverdüsterung ein Licht aufdämmern sollte, um bald heller und heller zu scheinen, so hell, wie es sich der verirrte, verzweifelte Wanderer ersehnt, den Pfad deutlich zu erkennen, der ihn aus der Wildernis in ein Land voll Ernten und Sonnenschein führt.

Aber vorläufig hatte ich meinen militärischen Pflichten zu genügen und in den wenigen Mußestunden, die mir der sehr komplizierte und beschwerliche Dienst ließ, an den Problematischen Naturen zu schreiben, deren Druck im Feuilleton der Zeitung für Norddeutschland begonnen hatte. Eine Arbeitskombination, der nach jeder der beiden Seiten gerecht zu werden, immerhin eine gewisse Elasticität des Geistes und auch des Körpers erfordert. Während ich im Roman, Pfeile, die ich nach Kräften zuspitzte, gegen den Adel schoß, hatte ich in Wirklichkeit auf den Exerzier- und Paradeplätzen, im Kasino, Gesellschaftssalon oder Ballsaal mit Kameraden zu verkehren, die fast sämtlich von Adel waren. Dabei ist nun das Merkwürdige, daß ich zwar das erstere aus meiner Überzeugung heraus thun mußte, und dabei doch das zweite thun durfte, ohne mit meinem Gewissen in Konflikt zu geraten, ohne, auch nur einer momentanen Not zu entgehen, zur Heuchelei und Lüge meine Zuflucht nehmen zu müssen. Ich wäre dazu nicht im stande gewesen; aber selbst die Versuchung wurde mir erspart. Die einfache Erklärung des

scheinbar unlösbaren Widerspruches ist, daß ich in diesem, wie in allen gleichen und ähnlichen Fällen, nicht die Person, sondern die Sache meinte: die Institution, die ich haßte, während ich möglicherweise die Person liebte. Die Person war der Repräsentant der Sache — ganz gewiß. Aber hatte sie die Sache gemacht? war sie nicht in die Institution hineingeboren? Der ganze Unterschied zwischen ihr und mir, daß sie, weil sie eben hineingeboren war, die Verkehrtheit derselben nicht wahrnehmen und empfinden konnte, und ich, der ich frei geboren war, sie wahrnahm und empfand? Sollte ich sie die Sünden ihrer Väter büßen lassen, die selbst schon an denen ihrer Väter zu tragen gehabt hatten? Sie, die Person, trug ja wirklich daran, wenn sie es auch nicht wußte, wenn sie es auch sehr übel genommen hätte, wollte man ihr beweisen, daß, was sie für eine hohe Ehre und große Auszeichnung hielt, in Wahrheit eine schwere Bürde und häßliche Anmaßung sei. So durfte sich, wer dazu beizutragen versuchte, daß ihre Kinder nicht so weiter unter derselben Last zu keuchen hätten, sich als ihr und ihrer Kinder und Kindeskinder Wohlthäter fühlen.

Wenn ich nun bei dieser Mißbilligung der Adelsinstitution und der demokratischen Auffassung meines militärischen Verhältnisses im allgemeinen auch mit mir selbst nicht in Widerspruch geriet, war mir doch wohl bewußt, daß meine Ansichten, sobald ich sie laut werden ließ, oder sie anderweitig bekannt wurden, sich der Zustimmung meiner Herren Kameraden nicht zu erfreuen haben dürften, ja, daß es darüber zu einem Konflikt kommen müsse. Aber vor-

derhand war eine derartige unliebsame Katastrophe nicht zu fürchten. Wie sollte das hannoversche Oppositionsblatt nach Erfurt gelangen, und gar in diese Kreise, für welche die Kreuzzeitung sakrosankt war und bei denen auch sonst litterarische Bedürfnisse nicht auffallend hervortraten? Die einzige Ausnahme machte ein Hauptmann, der, glaube ich, durch seine Frau ein wenig auf dem Laufenden gehalten wurde. Doch hatte selbst er meine Novellen nicht gelesen, wohl aber meine Übersetzungen von Michelets Büchern, über die er sich denn gern eingehend mit mir unterhielt. Die anderen zeigten keinerlei Neugier, in die Geheimnisse meiner litterarischen Thätigkeit einzudringen, und waren vollständig zufrieden damit, daß ich im übrigen ein guter Kamerad sei.

Ich ließ es mir angelegen sein, eine so günstige Meinung zu verdienen, und ich darf sagen: es wurde mir nicht schwer. Denn sie selbst gingen mir betreffs der guten Kameradschaft in ihrer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, der bescheidenen Weise, in der sie dem schönen Grundsatz: leben und leben lassen, huldigten, mit dem besten Beispiel voran. Die Bescheidenheit war den meisten freilich durch ihre ökonomische Lage zur unumgänglichen Pflicht gemacht. Aber daß sie dieser Pflicht ohne Murren mit gutem Humor nachzukommen; trotz der Knappheit ihrer Mittel den Anforderungen, welche die Gesellschaft an den Offizier stellt, in anständiger Weise zu genügen wußten; der traurige Prospekt, den die Offizierslaufbahn im Frieden bietet, ihren Pflichteifer nicht lähmte, ihnen den einmal gewählten Stand durchaus nicht verleidete — ich habe es zu beobachten reichlich Gelegen-

heit gehabt und gestehe, daß es mich oft mit Rührung und Bewunderung erfüllt hat.

Erleichterte mir so das ungetrübte kameradschaftliche Verhältnis mit Männern, von denen manche noch lange Jahre meine Freunde geblieben sind, den Dienst auf das erfreulichste, so war und blieb doch die Hauptsache, daß ich an dem Dienst selbst ein aufrichtiges und starkes Interesse fand. Es liefen ja recht herzlich langweilige Stunden mit unter; aber im ganzen und großen war es doch ein Metier, das, während es meiner körperlichen Disposition ausnehmend zusagte, mir auch für Geist und Gemüt reiche Nahrung bot. Verkehrte ich gern mit den Kameraden, verkehrte ich noch lieber mit dem gemeinen Mann, den ich beobachtete, studierte, vor der Roheit der Unteroffiziere schützte, aus seiner Hilflosigkeit zu erlösen, zu einem ordentlichen, anstelligen, seine Lage klar übersehenden Menschen zu machen suchte. Auch erfreuten sich die Instruktionsstunden, die ich zu geben hatte, eines gewissen Rufes, wie ich denn weiter ohne Unbescheidenheit sagen darf, daß meine Bemühungen, mir die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben, nicht unbeachtet blieben, im Gegenteil eine Anerkennung fanden, die mich schließlich sogar in eine gründliche Verlegenheit setzte.

Ich hatte bereits auf den speciellen Wunsch meines Majors einige Wochen länger, als das Kommando ursprünglich gelautet, den Dienst versehen, als er mich eines Tages beiseite nahm, um mich zu fragen, ob ich nicht ganz bei der Fahne bleiben wolle? Er habe bereits mit dem Regimentskommandeur gesprochen; die Sache werde sich ohne

Umstände machen lassen und liege für mich, trotz meiner für einen Second etwas reichlichen Jahre nicht ungünstig. Die Mobilmachung habe einen schlimmen Mangel an Offizieren ergeben; es hapere auch sonst — woraus er mir ja kein Geheimnis zu machen brauche — an vielen Punkten. Da sei manche Gelegenheit für einen thätigen und intelligenten Offizier, sich hervorzuthun; überdies rieche es seit dem Sommer in Europa stark nach Pulver, und es würde sicher über kurz oder lang irgendwo losgehen.

Nun mag ein junger Mensch noch so bescheiden sein — wenn ein älterer, von ihm hochgeschätzter Mann ihm ein warmes Lob spendet, wird er sich geschmeichelt fühlen und geneigt, der Aufforderung, zu welcher jenes Lob die Einleitung war, nachzukommen. Hier sah ich mich mit einem Vertrauen beehrt, wie es schmeichelhafter für mich nicht sein konnte, und von einem Manne, der meine ganze Hochachtung hatte. Herr von Dr. verdiente sie im vollen Maße: ein liebenswürdiger, ausgezeichneter, tapferer Offizier, der 1866 in Böhmen bei einem der ersten Gefechte den Heldentod starb. Und ich sagte bereits: ich war gern Soldat. Wer bleibt nicht gern, was er gern ist? Überdies, was gab ich auf? Meine Schulmeisterei war, wie wir alsbald sehen werden, schon seit Monaten beendet. Meine Schriftstellerei, was hatte sie mir eingetragen? Geld und Gut wahrlich nicht und Ruhm ebensowenig, ich hätte es denn rühmlich finden müssen, von einem halben Dutzend elender Recensenten gehudelt worden zu sein. Daß dem Roman, an

welchem ich jetzt schrieb, ein besseres Loos werden würde, als seinen Vorgängern — wer garantierte es mir? Und ich kam so von Leipzig fort, wo der Himmel lange schon erdrückend schwer über mir hing. Dennoch — die goldene Freiheit, zu denken und zu dichten, das heißt: zu leben wie ich wollte — um die ich so lange Jahre als um den höchsten Preis gekämpft, und die ich mir doch errungen hatte, trotz alledem, — sie sollte ich aufgeben für einen Stand, der, mochte er auch der vornehmste in der Gesellschaft sein, mir gerade diese Freiheit wieder rauben mußte? Es war unmöglich.

Ich glaube nicht, daß ich mehr als ein paar Sekunden gebraucht habe, mir das alles klar zu machen, vielmehr: was mir längst klar war, zum Bewußtsein und auch sofort zum Ausdruck zu bringen. Der treffliche Mann hatte eine andere Antwort erwartet; auch verstand er mich wohl kaum ganz. Ich sah es deutlich an seiner Miene. Indessen war er zu höflich und wußte zu genau, was er seiner Stellung schuldig war, um weiter in mich zu dringen. Er drückte nur kurz sein Bedauern aus, und als ich mich dann bald darauf bei ihm abmeldete, schieden wir als gute Freunde.

Darüber war der Winter gekommen. Nach Leipzig, in mein altes Quartier zurückgekehrt, durfte ich ungestört an meinem Roman weiter arbeiten. Es that auch not: die Setzer in Hannover waren mir hart auf den Fersen und es war schon damals mein Stolz, mich von keinem Setzer einholen zu lassen. So mußte ich es als ein Glück preisen, daß meine Lehrthätigkeit im Frühsommer, noch

vor der Mobilmachung, ein jähes Ende gefunden hatte.

Zu meinem Bedauern und doch zu meiner Befriedigung. Die Verhältnisse an dem Gymnasium hatten sich seit ungefähr Jahresfrist unvorteilhaft für die Anstalt und in für mich unerfreulicher Weise verändert. Unser alter Direktor war von uns geschieden, nicht durch den Tod, der ihm, glaube ich, weniger bitter gewesen wäre. Er hatte scheiden müssen, weil er den pekuniären Schwierigkeiten der Lage nicht länger die Stirn bieten konnte. Sie hatten ihn, der ohne genügendes Kapital an ein so kostspieliges Unternehmen gegangen war, von Anfang an verfolgt. Uns im Lehrerkollegium war es kein Geheimnis. Er machte auch keines daraus, jedenfalls nicht mir gegenüber. Wiederholt hatte er offen über die Verlegenheiten, von denen er sich bedrängt sah, mit mir gesprochen, ja mich zuletzt direkt gefragt, ob ich nicht sein Nachfolger werden möchte? Warum er mich für einen vermögenden Mann gehalten, weiß ich nicht. Aber er hatte es gethan, und ich mußte ihn nun des Gegenteils versichern, mithin meiner materiellen Unfähigkeit, auf seinen Vorschlag einzugehen, von allen anderen, reichlich vorhandenen intellektuellen und moralischen Unfähigkeiten ganz zu schweigen. So kam für ihn die schlimme Stunde des Scheidens von der Pflanzstätte, die er ins Leben gerufen, und die unter seiner Pflege so prächtig gediehen war. Sein Nachfolger, ein Prediger Z., der auch sonst schon an der Schule als Religionslehrer gewirkt hatte, hielt ihm die Abschiedsrede. Er antwortete mit Thränen in den Augen. Man fühlte es,

dieser Augenblick brach dem Manne das Herz. Er hat denn auch in Brünn, wohin er als Direktor einer Bürgerschule gerufen war, nur noch wenige Jahre gelebt. Mit ihm ist ein Mann gestorben, den ich wahrhaft verehrt, herzlich geliebt hatte, und dem nur Glück und Stern fehlte, oder sein Name würde heute in der Liste der großen deutschen Pädagogen neben denen eines Spener, Francke, Pestalozzi, Basedow glänzen.

Von der Liberalität der Denkart dieses trefflichen Mannes nur ein Beispiel.

Eines Tages ließ er mich rufen, um mich zu fragen, ob ich wisse, daß in meiner Klasse wöchentlich ein von den Schülern geschriebenes Blatt cirkuliere, in welchem allerhand Scherz und Spott getrieben werde, letzterer auch über die Lehrer, nicht zum wenigsten über mich. Ich erwiderte ihm, ich wisse das nicht nur, sondern sei selbst der erste Leser, ja, sogar ein wenig Mitarbeiter. Er bat um Aufklärung. Ich war um die Antwort nicht verlegen. Ich habe mich, als ich hinter das Geheimnis kam, meiner Schulzeit erinnert und des unwiderstehlichen Dranges, den ich damals empfunden, mich in Ernst und Scherz, in Versen und Prosa über die Vorgänge in der Schule, die Charaktere meiner Lehrer und Mitschüler zu äußern. Ich habe gemeint, was bei mir recht gewesen, bei anderen nicht unbillig finden zu sollen; um aber zu verhüten, daß ein an sich harmloses, ja, in mancher Beziehung nützliches Spiel nicht zur Ungebühr ausarte, zur Unaufmerksamkeit während der Stunden und anderen Unzuträglichkeiten führe, folgende Einrichtung getroffen. Das fertige Blatt müsse mir

zur Durchsicht gegeben werden, worauf dann, wenn ich nichts Übles entdeckt — was bis jetzt kaum vorgekommen — am Sonnabend nach Schluß der letzten Stunde, als lustiger Kommentar der vergangenen Woche, die Vorlesung und zwar durch mich selbst erfolge. — Der gute Mann lachte, klopfte mir auf die Schulter und sagte: Na, wissen Sie, das ist so eines von den Mitteln, die nur bei Schmieden helfen und an denen die Schneider sterben. Also: meinetwegen! Lange wird der Spaß ja so wie so nicht dauern.

Er hatte recht: die Knaben bekamen die Sache bald satt, und es wurde nicht mehr davon gesprochen.

Dem neuen Direktor fehlte es nicht an gutem Willen und manchen trefflichen Eigenschaften; daß er des genialen Blickes seines Vorgängers ermangelte, konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Mich bestätigte er nicht nur in meiner Stellung, sondern betraute mich mit einer Anzahl von Unterrichtsstunden in der Mädchenschule, die schon sein Vorgänger neben dem Gymnasium eingerichtet hatte. Er interessierte sich sogar für mich, nachdem er meine Novelle und die amerikanischen Gedichte gelesen, welche letzteren ihm besonders gefielen. Dennoch wollte sich kein behagliches Verhältnis zwischen uns herausstellen. Ich hätte ihm wohl auch mehr entgegenkommen, an dem Lehrerkränzchen, das er gestiftet, lebhafteren Anteil nehmen sollen. Wenigstens hätte er mir dann nicht meine Lauheit in diesem letzteren Punkte zum Vorwurf machen können, wie es eines Tages geschah. Er that es in einem so erregten Ton, daß ich sofort herausfühlte, er lege es auf

einen Bruch an, oder würde doch nichts dagegen haben, wenn es bei dieser Gelegenheit zu einem solchen komme. Das war für mich genug, ihm das Übrige zu ersparen. Ich sagte ihm das mit einer Ruhe, von der seine Erregung das genaue Gegenteil war, verbeugte mich, verließ das Zimmer und betrat das Haus, in welchem ich nun seit länger als vier Jahren täglich aus- und eingegangen, niemals wieder.

Nun glaube man nicht, daß ich das Brett, das mich so lange über Wasser gehalten, nur deshalb so unbedenklich fahren ließ, weil ich mich inzwischen dem erstrebten Ufer weit genug genähert und festen Boden unter den Füßen gehabt hätte. Ich war in diesem Falle nur einem augenblicklichen Impulse gefolgt, hatte nur meine persönliche Freiheit, wie ich sie verstand, gegen einen ungebührlichen Eingriff verteidigt. Mir war völlig bewußt, daß ich es auf Kosten meiner materiellen Lage that, die durch das Aufgeben meiner Stellung an der Schule in ein bedenkliches Schwanken geriet. Die Erträgnisse meiner litterarischen Arbeiten waren bisher sehr gering gewesen. Ich hatte das nicht übel empfunden, im Gegenteil einen Stolz darin gesetzt, für das, was ich zu meiner eigenen inneren Befriedigung und, so zu sagen, um Gottes willen that, nicht noch besonders bezahlt zu werden. Das konnte nun nicht so bleiben; ich mußte auf eine bessere Verwertung meiner Produktionen sinnen; aus der freien Übung meiner Geisteskraft ein Gewerbe machen, mich offen zu der Gilde der Schriftsteller bekennen. Ein schwerer Entschluß für jemand, dem alles Zunftmäßige ob des

Zwanges, den es im notwendigen Gefolge hat, so gründlich zuwider war! aber auch einer, dessen Ausführung — ganz abgesehen von dem moralischen Unbehagen, das ich dabei empfand, — seine großen äußeren Schwierigkeiten für mich hatte. Das mag wunderlich klingen, dennoch war es der Fall. Nach beinahe fünf Jahren, nachdem ich ebenso viele Bücher auf den Markt gebracht, stand ich der Leipziger litterarischen Gesellschaft so fremd gegenüber wie am ersten Tage. Ich wußte nicht einmal, ob etwas derart existiere mit Ausnahme des Julian Schmidtschen Kreises, den ich mir, wie wir wissen, durch meine Kritik der „Fabier" ein für allemal verschlossen hatte. Selbst die persönliche Bekanntschaft des genannten, damals weitaus einflußreichsten aller deutschen Journalisten zu machen, war von mir geflissentlich vermieden worden, trotzdem wir schon lange an demselben Hoteltisch, nur durch wenige Plätze getrennt, unsere Mittagsmahlzeiten einnahmen und Julius Seybt, der Redakteur der „Europa", sich wiederholt angeboten hatte, mich ihm vorzustellen. Er wäre dazu nicht nur die geeignetste Persönlichkeit gewesen, da er zu den Intimen des Schmidtschen Kreises gehörte, sondern auch die einzige, da er der einzige Litterat in ganz Leipzig war, mit dem in Beziehung zu stehen ich mich rühmen durfte. Der kleine, kugelrunde, behagliche Herr mit der jovialen Miene und dem ausgesprochensten sächsischen Dialekt erwies mir sogar die Ehre, auf meine Mitarbeiterschaft an seinem Blatte Wert zu legen und meine Übersetzungen gut zu finden, trotzdem ich mich bei denselben von Zeit zu Zeit des Lexikons bediente. Er nannte das eine große zeit-

raubende Unvorsichtigkeit. In der That hatte er selbst seit Jahren alle Lexika aus seiner Wohnung verbannt und behauptete, sich dabei ganz vortrefflich zu stehen. Ob die Leser seiner Verdeutschungen (z. B. des Dickens) sich dabei ebenso gut standen, war eine Frage, die aufzuwerfen mich die Diskretion verhinderte. Was Julian Schmidt betrifft, so habe ich, als ich ihn endlich doch viele Jahre später kennen und den edlen Kern, den er in einer so rauhen Schale barg, schätzen lernte, meine frühere ihm gegenüber bewiesene Sprödigkeit wohl lebhaft bedauert; aber zu jener Zeit hatte ich noch nicht gelernt, meine Indianerscheuheit zu überwinden, meinen Hidalgostolz zu bändigen; und mich jemand zu nähern, der mich auch nur in den Verdacht hätte nehmen können, ich thue es, mir seine Gunst zuzuwenden, war für mich eine moralische Unmöglichkeit.

Mein monatelanger Dienst in Erfurt hatte dergleichen Erwägungen und Bedenken in den Hintergrund gedrängt; sie traten jetzt nach meiner Rückkehr um so schärfer hervor. Da ich Linienoffizier nicht hatte werden wollen, Schullehrer nicht mehr sein sollte, blieb mir nichts anderes, als mich als das zu geben, was ich im Grunde ja längst war: Schriftsteller von Profession. So nahm ich denn die unterbrochene Verbindung mit Kolatschek in Wien wieder auf, schrieb fleißig für die „Europa", übersetzte Roscoes „Lorenzo" und war neugierig, ob J. J. Weber sich entschließen würde, die „Problematischen Naturen" in Verlag zu nehmen.

Denn die erste Abteilung dieses Romans nahte sich ihrem Ende, oder war bereits beendet. Ich hatte

die Feuilletonausschnitte sorgsam gesammelt, zusammengeheftet und sie dem Genannten zur gefälligen Ansicht übergeben. Zum erstenmale in meinem Leben brachte ich so meine Ware selbst auf den Markt. Mir war dabei recht unbehaglich; aber endlich mußte doch mit der geschäftlichen Seite des litterarischen Lebens Ernst gemacht werden.

Ich kannte J. J. Weber bereits seit der ersten Michelet-Übersetzung. Es war ein kleiner hagerer Herr, den das dichte, bereits stark ergraute, die niedrige Stirn umstarrende Haar älter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit sein mochte. Unter den buschigen Augenbrauen blickte ein Paar klarer, kluger Augen etwas mißtrauisch hervor. Damit harmonierte die Bedächtigkeit seiner Rede und das bis zur Steifheit Gemessene seiner Haltung. Man hätte ihn grämlich nennen können, und er war es auch vielleicht, nur daß diese aschgraue Stimmung gelegentlich von humoristischen Lichtern ein wenig erhellt wurde. Als ich ihm das Manuskript der „Liebe" pünktlich auf Tag und Stunde überbrachte, sagte er, mit seltsamem Kopfschütteln: Sie sind ein Unikum. — Wie das? — Sie sind der erste Schriftsteller, der Wort gehalten hat. — Ein anderesmal, als wir durch sein Lager gingen, bot er mir ein paar Bücher seines Verlages an; ich nahm sie mit verbindlichem Danke. — Seltsam, sagte er. — Was? — Sie danken mir, weil ich Ihnen Bücher anbiete. Andere danken Gott, wenn man sie damit ungeschoren läßt. — In seinem Bureau waren ein paar große Zeichnungen an auffallender Stelle mit Nägeln an die Wand geheftet. Er hatte sie seiner Meinung nach

zu teuer bezahlt. Der tägliche Anblick sollte ihm zur Warnung dienen, dergleichen Extravaganzen in Zukunft zu meiden. Ich glaube, daß er ein gewisses Wohlgefallen an mir fand, wie ein bedächtiger Mann an den munteren Sprüngen eines Füllen in der Koppel. Trotzdem er sonst mit seiner Zeit geizte, zog er oft die Besuche, die ich ihm machte, in die Länge, nicht sowohl, um mit mir zu plaudern, als, sich von mir vorplaudern zu lassen, während er still zuhörte. Mein Roman hatte ihm entschieden gefallen; aber, versprach er sich von dem Buche keinen rechten Erfolg, stieß er sich wirklich — ahnungslos dessen, was einst der deutschen Lesewelt nach dieser Seite geboten werden würde — an einigen „starken Sachen", die da nach seiner Meinung unterliefen, er konnte wochenlang zu keinem Entschluß kommen, um schließlich, nachdem er auch seine Frau zu Rate gezogen, und diese — wie vorauszusehen — die „Sachen" noch „stärker" fand als er, auf den Verlag zu verzichten.

So mußten denn die unglücklichen „Problematischen" dieselben düsteren Pfade ins Unbetretbare beschreiten, die ihre ältere Schwester trauernd gewandelt war, von Stadt zu Stadt, Verleger zu Verleger irrend, ein ganzes Jahr hindurch, bis Otto Janke in Berlin an der müden Wallerin zum Ritter und Retter wurde. Eine Heldenthat war es just nicht, wenigstens nicht in betreff der Kosten, die sich für ihn wesentlich auf die Herstellung des Buches beschränkten. Ich, der ich an solche Coulanz nicht gewöhnt war, fühlte mich ihm darum nicht weniger zu Dank verpflichtet.

Der Verlag des Buches war aber nicht das einzige und nicht das wichtigste der Geschäfte, über welche ich derzeit mit J. J. Weber verhandelte.

Man weiß, daß er der Gründer der Leipziger Illustrirten Zeitung war, die er aus kleinen Anfängen zu einem Blatt ersten Ranges gemacht hatte. Seit Jahren und Jahren galt ihr tagsüber der beste Teil seiner rastlosen Arbeit und, ich glaube, in seinen nächtlichen Träumen erschienen ihm die beiden an die Wand genagelten Schächer. Ihre für deutsche Verhältnisse ungemein große Verbreitung, die Achtung, der sie sich überall erfreute, waren wohlverdient. Sie war ein Musterblatt iu ihrer Art und schien jede Konkurrenz infolge ihrer unerreichbaren Vorzüge unmöglich zu machen. Plötzlich that sich doch eine Konkurrenz auf: Hallberger in Stuttgart betrat den Markt mit seinem „Über Land und Meer“. Wie denn das zu sein pflegt, hatte das neue Unternehmen dem alten seine Künste trefflich abgesehen und einige dazu gefügt, auf die jenes nicht verfallen war, die es vielleicht auch unter seiner Würde hielt. Aber die Würde giebt in solchen Dingen nicht den Ausschlag, sondern die frische Art, die Beweglichkeit, die Fähigkeit, sich den Zeitbedürfnissen anzupassen, ihnen entgegenzukommen, thun es; und nach dieser Seite war das neue Blatt dem alten entschieden über. J. J. Weber war ein viel zu kluger Mann, das nicht zu sehen; aber einen Wagen, der sich in dem alten Geleise so lange trefflich fortbewegt hat, in ein neues lenken zu sollen, ist ein schweres Stück, besonders, wenn der Lenker selbst nicht mehr jung ist. Da geraten die liebe Gewohn-

heit mit der fatalen Einsicht in die Notwendigkeit des vorzunehmenden Wandels, der gerechte Stolz auf bisherige Leistungen mit dem brennenden Wunsch, diese nicht durch anderer Leute neue Künste in Schatten gestellt zu sehen, in einen wunderlichen Kampf, dessen sämtliche Phasen und Peripetien, wie sie sich in der Seele des braven Verlegers abspielten, ich zu beobachten und teilweise mitzumachen berufen war. Denn, sei es nun eine wirkliche Vorliebe, die er für mich gefaßt, sei es, daß er augenblicklich eine Persönlichkeit, welche ihm für den vorliegenden Fall geeigneter erschienen wäre, nicht zur Hand hatte, — er zog mich in sein Vertrauen; teilte mir seine Skrupel, seine Wünsche mit; gewährte mir einen Einblick in den redaktionellen, artistischen, geschäftlichen Betrieb des Blattes; veranlaßte mich zur genauen Kenntnisnahme wenigstens der letzten Jahrgänge der Zeitung; forderte mich zu einem freien Aussprechen meiner Ansichten, etwaiger Verbesserungsvorschläge, die ich zu machen hätte, schließlich zur Ausarbeitung eines förmlichen Programmes auf. Ich that nach seinem Verlangen und schuf mir damit böse Not. Schon die kritische Durchsicht der voluminösen Bände war eine harte Geduldsprüfung; eine härtere, dem grilligen, eigensinnigen alten Herrn in den Wandlungen zu folgen, welche die Angelegenheit in seinem ruhelosen Geiste durchmachte. Hatte ich heute einen Prospekt entworfen, von dem er erklärte, daß er Hand und Fuß habe, mußte ich morgen hören, die Sache klinge zwar vortrefflich, sei aber im übrigen ein ganz phantastischer, unausführbarer Nonsens. Nichtsdestoweniger kamen wir all-

mälig dem erstrebten Ziele näher und so nahe, daß ich mich darüber entscheiden mußte, ob ich die mir von ihm angetragene Chefredaktion der Zeitung übernehmen wollte oder nicht.

Denn dazu hatte sich nach und nach eine Angelegenheit zugespitzt, an die ich ursprünglich gegangen war ohne jegliche sonstige Absicht, als mich dem von mir aufrichtig verehrten Manne gefällig zu erweisen. Nur war ihr Aussehen ein ganz anderes geworden, ein in meinen Augen nichts weniger als liebliches. Die Leichtigkeit, mit der die Gedanken bei einander wohnen, sollte der Härte weichen, mit der sich die Sachen im Raume stoßen; der freundschaftliche Berater dem Angestellten des Geschäftes den Platz räumen. Ich hatte erst unlängst die Erfahrung gemacht, daß ich mich für eine derartige Stellung nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen eigne: nur wenn zwischen dem Chef und mir eine völlige Harmonie der Ansichten und eine gegenseitige ungetrübte persönliche Sympathie walteten. Die letztere mochte hier vorhanden sein; aber mit der Konformität der Ansichten stand es nicht ebenso gut, und ich würde fürder, wenn ich auf eine unvereinbare Differenz stieß, nicht meinen Hut nehmen und mich empfehlen können. Sodann: war ich der Aufgabe gewachsen? Besaß ich die Übersicht über die Breite der Welt, die sich in einem solchen Weltblatt spiegeln soll? die Kenntniß der einzelnen verschiedenen Zweige der Wissenschaft, Kunst, des öffentlichen Lebens, die hier allwöchentlich zu einem Bündel zu vereinigen waren? die Kenntnis der Personen, mit deren Fähigkeiten man vertraut sein, die man an der Hand haben

muß, soll man sich einen Stab von verläßlichen Mitarbeitern bilden und stets den rechten Mann für die Sache wählen können? Ich war weder so thöricht und anmaßend, mir den Besitz dieser Requisiten eines guten Chefredakteurs zuzuschreiben, noch so leichtsinnig, mich über den Mangel derselben mit einem: es wird schon gehen, wegzusetzen.

Aber dies alles gab nicht den Ausschlag. Schwer, wie es ins Gewicht fiel, — legte ich in die andere Schale meine Arbeitskraft, die ich erprobt, mein Pflichtgefühl, auf dessen Stärke ich mich verlassen zu dürfen glaubte, es mochte aufgewogen werden, vorausgesetzt, daß ich auf meine produktive Thätigkeit gänzlich verzichtete. Für sie wäre bei einer Beschäftigung, die mich Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend an den Redaktionstisch gebannt hätte, kein Raum geblieben. Sie aber aufzugeben, konnte ich mich nicht entschließen, so wenig, wie ich es in Erfurt gekonnt, wenn die Dinge dort auch ganz anders gelegen hatten als hier. Die Freiheit, zu denken und zu dichten, hätte ich dort, wie hier eingebüßt. Dies mein Geburtsrecht mochte ich nicht um das Linsengericht einer mir im übrigen zusagenden Lebensstellung oder eines auskömmlichen Gehaltes verkaufen.

Dennoch mußte mir gerade jetzt an der einen so viel gelegen sein als an dem anderen. Ich hatte vor ein paar Wochen, während die Verhandlungen mit Weber noch in vollem Gange waren, eine Reise nach Erfurt gemacht und war von derselben als Verlobter meiner jetzigen Frau zurückgekehrt. Daß andere in solcher Lage sich praktischen Erwägungen

zugänglicher zeigen, als ich es in meinem Falle that, finde ich nur zu begreiflich.

Wenn jemand auch in den dunklen Stunden seines Lebens nie ganz das Vertrauen zu dem verliert, was man mit einem schönen Bilde seinen Stern nennt, so mag man das Fatalismus oder Aberglaube heißen. Geht man der Sache auf den Grund, so wird man wahrnehmen, daß es nichts weiter ist als das Vertrauen zu sich selbst. Wie dem nun sein mag: wer den Wagemut hat, sich sein Leben nach seinem Sinne gestalten zu wollen, kann des treuherzigen Glaubens an seinen Stern nicht entraten.

Ich nun sah ein Aufblinken dieses Sterns in einem Briefe, den ich nicht lange, nachdem meine Verhandlungen mit Weber zu dem negativen Resultat geführt hatten, aus Hannover empfing. Er kam von meinem verehrten Freund und Gönner Eichholz, der mir im Namen des Verlegers die Redaktion des Feuilletons seiner Zeitung anbot. Eine Sinekure war es nun just auch nicht, was mir da in Aussicht gestellt wurde. Ich sollte unbeschränkte Disposition über die Haltung des Feuilletons, dagegen aber für den Stoff allein zu sorgen haben, wobei man voraussetzte, daß ich ungefähr vier Bände Roman jährlich liefern würde. Vier Bände Roman jährlich! Man schaudert, es nur zu denken; wenigstens schaudere ich jetzt. Damals that ich es nicht. Die zweite Abteilung der Problematischen würde, wie die erste, vier Bände betragen. In meinem Kopfe war sie fertig. Wie sollte ich sie nicht binnen Jahresfrist zu Papier bringen können, sofern ich sonst nicht viel anderes zu thun hatte? Und für die folgenden Jahre — ja, wofür

hat man denn seinen Stern, wenn man sich über dergleichen auch noch den Kopf zerbrechen soll? Dazu erschien mir das zukünftige Verhältnis mit dem Redakteur en chef, den ich schon aus seinen Briefen so lieb gewonnen hatte, in einem geradezu idealen Licht. Das mit dem Verleger, mit den anderen Kollegen — er hatte mir von allen kleine, allerliebste Charakterskizzen entworfen — würde sich zweifellos auf das angenehmste gestalten. Schließlich, wo auch immer das Haus stehen mochte, welches ich mir gründen wollte, — in Leipzig durfte es nicht stehen — jetzt nicht mehr!

Ich habe die Rechnung meines Lebens so weit aufgestellt. Soll ich das Resultat, das sich ergeben hat, auf den kürzesten Ausdruck bringen, so muß ich sagen: es sind die Problematischen Naturen. Ich meine den ganzen Roman, wie er jetzt unter dem identischen Titel vorliegt, denn daß ich die zweite Abteilung, für welche ich mich durch den Verleger zu dem banalen Nebentitel: „Durch Nacht zum Licht" verleiten ließ, erst in Hannover schrieb, ist ein bloßer Zufall. Sie würde binnen Jahresfrst auch in Leipzig geschrieben und würde genau ebenso geschrieben sein. Wie bedeutend die neuen Eindrücke waren, die ich in Hannover in einer spezifisch politischen Atmosphäre empfing; wie mächtig dieselben auf mein späteres Schaffen gewirkt; wie tief sie meine ganze Lebens- und Weltanschauung beeinflußt haben — für die Problematischen Naturen sind sie völlig ohne Belang. Dieser Roman ist das reine Produkt meiner bisherigen Erfahrungen und Errungenschaften im weitesten Umfange und in jeder Bedeutung des

Wortes. Er ist auch deshalb gewissermaßen die Probe auf das Exempel, das wir durchgerechnet haben.

Wie man nun aber gern, zu seiner eigenen Beruhigung, die Probe auf ein Exempel anstellt, besonders wenn es lang und kompliziert ist, so mag mir freundlich vergönnt sein, zum Schluß einen eingehenderen Blick auf den genannten Roman zu werfen. Es muß sich dabei ergeben, in welchem Verhältnis er zu der Geschichte meines äußeren und inneren Lebens steht, die der Leser jetzt so gut kennt, wie ich selbst; und welche Bedeutung, nach der Feststellung dieses Verhältnisses, dem Titel des vorliegenden Buches: „Finder und Erfinder" beizumessen ist.

Die „Problematischen Naturen" sind nicht in der äußeren Form, aber ihrem inneren Wesen nach ein Ich-Roman. Junge Autoren haben vorderhand eigentlich nichts zu geben als sich selbst; und das Bedürfnis, sich, wie sie da sind, zu geben; die kleine Welt, die sie brütend in ihrem Gehirn halten, herauszustellen, ist eben, was sie zum Schreiben drängt. Sie selbst also und ihr Held sind bis zu einem gewissen Punkt identische Personen; sie haben stets das Verlangen, anstatt „er" „ich" zu sagen; ja, sie müßten es eigentlich; daß sie es aber trotzdem nicht thun, dafür haben sie ihre guten Gründe. Der erste ist die Scheu, die jedem normal veranlagten Menschen inne wohnt und ihn, trotz des prickelnden Verlangens darnach, vor dem Bloßlegen seines Inneren warnt;

der zweite: daß sie instinktiv fühlen, wie jene Identität von Held und Dichter doch eben nur bis zu einem gewissen Punkte geht und gehen kann, weil sie sonst den Helden in die vielleicht beklemmende Enge ihrer persönlichen Verhältnisse zu bannen hätten, während sie ihn vielmehr einen größeren, einen möglichst großen Kursus durchmachen lassen möchten, und sie sich mit Recht das Vermögen nicht zutrauen, die beiden heterogenen Momente: die Enge und die Weite, Gefundenes und Zuerfindendes in der Form des Ich-Romans zusammenzubringen. Das vermag keiner, der nicht, wie der Verfasser des „Copperfield", auf der Höhe seiner Kunst steht und im stande ist, ganze Kapitel aus einer angefangenen Autobiographie wörtlich in den Roman herüberzunehmen, ohne daß selbst der kritische Leser die Naht merkt, wo das Gefundene an das Erfundene geheftet ist.

Diese Gründe sind es denn auch zweifellos gewesen, welche Goethe sich hinter die Figur seines Werther stecken ließen, um so seine allereigensten Empfindungen und Gedanken einem Dritten in den Mund legen und von den persönlichen Erlebnissen nur gerade soviel beibringen zu können, als ihm für seine Absicht dienlich war. Er freilich hat, indem er das Ende seines Helden nach dem Vorbild des Jerusalemschen Falles modelte, von der Freiheit der Erfindung nur einen bescheidenen Gebrauch gemacht; indessen erforderte die Einfachheit des Vorwurfs, der auf einen raschen Verlauf und tragischen Ausgang der Geschichte drängte, ein Mehreres nicht.

Für mich lag die Sache wesentlich anders. Sie hätte vielleicht ganz ähnlich gelegen, wäre ich, sobald sich mir das Thema des Romans darstellte — es wird, wie wir uns erinnern, in meinem zweiundzwanzigsten Jahre gewesen sein — zur Ausführung geschritten. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ich dann nach der Gepflogenheit junger Dichter, die noch ganz in der Subjektivität stecken, ebenso wie Goethe, die Briefform gewählt haben würde. Frage ich doch noch zwei Jahre später den Freund: was er von einem Roman in Briefen halte! Auch würde der Roman von geringem Umfange gewesen sein und voraussichtlich, wie Werthers Leiden, mit dem Selbstmord des Helden geendet haben. Aber bevor ich zur Ausführung kam, sollten Jahre vergehen. Inzwischen hatte sich der Stoff immer mehr gehäuft; und wie wäre das anders möglich gewesen, da das, was ich selbst innerlich und äußerlich erlebte, der Stoff war und blieb? Von einem kleinen Roman konnte jetzt nicht mehr die Rede sein; es mußte ein großer werden, und schon deshalb war an die schwerfällige, hinderliche Briefform nicht mehr zu denken. Das Entscheidende aber ist: ich stand dem Thema nicht mehr mit der ganzen früheren subjektiven Befangenheit gegenüber, wenn ich freilich noch immer subjektiv genug gestimmt und nur soweit objektiv frei geworden war, daß ich die mittlerweile zwischen mir und meinem Helden eingetretene bedeutende Differenz erkennen konnte. Um es mit einem Worte zu sagen: ich hatte eingesehen, daß ich mich, Gott sei Dank, geirrt, wenn ich geglaubt, daß der Goethesche Ausspruch wörtlich und

buchstäblich auf mich passe, und ich, so zu sagen, das lebendige abschreckende Musterexemplar der von ihm gekennzeichneten Species sei.

Um das recht zu verstehen, erscheint es zweckmäßig, jenen Ausspruch, wie bekannt er inzwischen geworden sein mag, an dieser Stelle zu citieren. Er findet sich in den Sprüchen in Prosa (S. 174 des dritten Teils der Cottaschen Ausgabe in 40 Bänden) und lautet:

„Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt."

Wie ich so manche, mindestens recht scheinbare Gründe hatte, mich für das Opfer eines so traurigen Verhängnisses zu halten, darüber ist auf diesen Blättern ausführlich berichtet. In dem ewigen Widerstreit der Anforderungen, welche die Welt an mich stellte, und meiner Aspirationen war von Genuß nicht viel die Rede gewesen. Für den aber, der den Widerstreit entfacht und nicht zur Ruhe kommen ließ, hatte ich in allen trüben, mutlosen Stunden, deren doch nicht wenige waren, mich halten müssen. Ich war kein schlechter Schüler gewesen und — in meiner Weise — ein fleißiger Student. Man hatte mich einen guten Soldaten genannt, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich auch, trotz des verfehlten Magdeburger Versuches, wenn kein ausgezeichneter, so doch ein guter Schauspieler geworden wäre. Weder meiner früheren noch späteren Lehrerthätigkeit brauchte ich mich zu schämen. Dennoch: ich war jeder dieser

Lagen nur soweit gewachsen gewesen, als es jemand sein kann, dem — die Lage selbst nicht genug thut. Denn offenbar steht beides in dem innigen Zusammenhange, in welchen der große Seelenkenner es in seiner Sentenz gebracht hat. Wie könnte auch jemand einer Lage gerecht werden, wenn er in sein Thun all den Mißmut, die Unzufriedenheit hineinträgt, die er für die Lage mitgebracht hat? Ist das Gefäß nicht rein, sagt Horaz, wird sauer, was du auch hineingießt. Die Freudlosigkeit ist ein solches Gefäß, und alles Thun wird den Geschmack davon annehmen; auf keinen Fall wird es den Vergleich mit dem des Freudigen aushalten können, selbst wenn dieser nicht über die möglicherweise größeren Gaben des ersteren zu verfügen hat. Ich mußte mir sagen, daß ich doch nur mit dieser Einschränkung den betreffenden Lagen gewachsen gewesen sei, und andere, nicht Begabtere, denselben besser genügt hatten, weil sie bescheidener und beharrlicher gewesen waren als ich. Denn welche Lage, in der ich mich befunden, hätte mir denn genug gethan? Nicht eine! Noch aus jeder war ich nach längerer oder kürzerer Frist geschieden, niemals mit Bedauern, immer nur mit der aufatmenden Freude eines, der einem Gefängnisse entflieht. Und — was centnerschwer ins Gewicht fiel — war es denn mit meinen Herzensverhältnissen im Grunde anders gewesen? Hatte schmerzensvolle Reue mich je verhindert, es doch als Trost zu empfinden, daß ich wieder einmal frei war? Brannten nicht, wie die Schrift, welche Klingsohr über die Thür schreibt, die Worte des Lenauschen Don Juan in meiner Seele:

„Die Gläser und die Herzen, alle Zechen
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen.
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt,
Denn er verweht mich selbst und mir die Welt" —?

Das würde, wäre ich ein paar Jahre vor dieser Zeit gestorben, meiner Lebensrechnung Schluß gewesen sein.

Aber ich war es doch nun nicht; ich hatte diese Jahre weiter leben, arbeiten können und mir — als die größte der Errungenschaften — eine bessere Meinung von mir selbst erarbeitet. Ohne eitle Überhebung durfte ich mit einiger Zufriedenheit auf das Resultat dieser Jahre blicken und mir sagen: hätte der Held des Romans, mit dem du dich trägst, soviel vor sich zu bringen die Kraft, die Ausdauer und meinetwegen auch das Talent gehabt, er hätte nicht brauchen zu Grunde zu gehen. Hast du dir den Kerl schon halb vom Leibe und aus dem Leibe gearbeitet, thu' es ganz, indem du seine Geschichte schreibst, die nun nicht mehr die deine ist, sondern eines Menschen, den du sehr gut gekannt hast, der dir sehr nahe gestanden hat, und von dem du dich doch trennen mußtest, weil eure Wege zu weit auseinandergingen.

Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf.

Dieser moralische Stand ist es, aus dem heraus ich an die Ausarbeitung des Romans ging; und das psychologisch Merkwürdigste an dem Buche ist

vielleicht die Konsequenz, mit der ich das Programm verfolge, und die mir den Mut giebt, den Helden, auf den ich anfänglich alle möglichen schönen Qualitäten häufe, schließlich nicht nur um meine, sondern auch um die Sympathie des Lesers zu bringen.

Die im Lauf der Zeit allmälig eingetretene Veränderung meiner Stellung zu der Aufgabe, mit der ich mich trug, kennzeichnet ein scheinbar gleichgültiger und doch, näher betrachtet, bedeutsamer Umstand. In den älteren und ältesten mir vorliegenden Entwürfen und Skizzen wird der Roman stets: „Eine problematische Natur“ genannt, nicht: „Problematische Naturen“, wie der Titel dann lautete. Was heißt das? Offenbar dies: ich hatte mich aus der subjektiven Schlinge soweit gelöst, daß es mir schon nicht mehr auf das Individuum, sondern auf die Gattung ankam, und ich nicht jenes festnageln, sondern diese brandmarken wollte. Wir werden später sehen, warum es bei dieser guten Absicht und bei dem Helden, als einzigem vollgültigen Repräsentanten der problematischen Naturen, bleiben mußte.

In meiner Theorie und Technik des Romans komme ich wieder und wieder darauf zu sprechen, daß der Dichter von jeder direkten Schilderung seiner Personen — betreffe sie nun das Äußere oder Innere derselben — abzustehen habe, als von einem prosaischen Rudiment, für welches in dem Organismus des Kunstwerks kein Platz mehr sei, das vielmehr zu den Vorarbeiten gehöre, die abgeschlossen hinter dem Künstler liegen müssen, wenn er an sein Werk geht. Da ich dies ganze Kapitel einzig zu dem Zweck schreibe, dem Laien, soweit es möglich ist, einen Ein-

blick in das dichterische Schaffen zu gewähren, und es auch einen und den anderen Berufsgenossen interessieren dürfte, zu erfahren, wie ich es bei meiner dichterischen Praxis halte, glaube ich, aus jenen Vorarbeiten ein paar Skizzen mitteilen zu sollen, die ich mir zu meiner Instruktion von den Personen entworfen hatte. Sie gleichen völlig jenen Studien, welche der Maler zu seinen Figuren macht, die er dann in dem Gemälde komponiert. Vielleicht ist die Bemerkung nicht überflüssig, daß die folgenden Charakteristiken wörtlich so aus meinem Skizzenbuche genommen sind.

Oswald.

Das Problem des Romans besteht darin, das Leben eines Menschen zu schildern, der, von der Natur auf das glücklichste veranlagt, trotzdem sein Sinnen und Streben entschieden auf das Gute gerichtet ist, dennoch zu Grunde geht, weil er sich nicht zu beschränken weiß und zu spät zur Einsicht kommt, daß das begeistertste Ringen nach idealen Zielen nicht nur ohne Erfolg bleibt, sondern für den Ringenden verderblich werden muß, sobald er die Bedingungen unserer irdischen Existenz nicht anerkennen will, vielmehr: seiner Natur nach, die ihn fortwährend ins Maßlose treibt, nicht anerkennen kann. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts; sie sich selbst am allerwenigsten. Mit einer unendlichen Susceptibilität ausgestattet, ergreifen sie alles, was ihnen vorkommt, mit Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder weg, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart hat. Ihre überströmende Phantasie

taucht alles in poetischen Duft. Sie sehen die Dinge und Personen nur in diesem Glanz, lieben sie so, begeistern sich so für sie; und sobald sie das Trügerische dieses Glanzes erkannt haben — eine Erkenntnis, die früher oder später eintreten muß — rächen sie sich durch Verachtung, Spott und Haß an den unschuldigen Dingen und Personen, weil diese nicht sind und sein wollen, was sie selbst erst aus ihnen gemacht haben. Ihr Blick hat eine mikroskopische Schärfe für die Schwächen, Gebrechen der Mitmenschen, und, wie der kleinste Flecken an einer echten Porzellanvase den Wert des Gefäßes für den Kenner unendlich verringert, so lassen sie sich durch die Wahrnehmung auch der unbedeutendsten moralisch-ästhetisch-intellektuellen Blöße um den reinen Genuß an jenen bringen. Deshalb ist auf solche Menschen weder in der Freundschaft, noch in der Liebe zu bauen, nicht, weil sie an dem Verrat, als solchem, Gefallen haben, sondern weil sie sich nicht überwinden können, da weiter zu lieben, wo ihr überreiztes Gefühl einmal, und wäre es auf noch so harmlose Weise, beleidigt ist. Ebensowenig aber, wie die Menschen, genügen ihnen die Situationen. Sie möchten gern ins Große und Ganze wirken; sie möchten gern alle ihre Kräfte verwerten, und da dies in keinem Falle möglich ist, weil jeder Beruf nur diese oder jene Seite unseres Wesens vorzugsweise, zum Teil ausschließlich in Anspruch nimmt, fühlen sie sich überall eingeschränkt, beängstigt, gedrückt, und sagen sich von allen konkreten Verhältnissen los, ohne zu bedenken, daß sie nur immer Fessel mit Fessel und Gefängnis mit Gefängnis vertauschen können. —

Wie ihnen aber keine Lage genügt, so genügen sie ebenfalls keiner. Jeder Beruf, auch der unbedeutendste, verlangt eine unausgesetzte, hingebende Thätigkeit, soll er anders wirklich erfüllt werden. Der Mensch muß sich entäußern, er muß in seinem Beruf aufgehen können, und wäre es der eines Gassenkehrers. Entweder — oder! Dieses herbe Wort, das dem Menschen, dem beschränkten Wesen, unablässig zugerufen wird, ist der problematischen Natur über alles verhaßt. Wie sollte sie am Schreibtische ausharren können, während sie die Sehnsucht in die Ferne treibt? Wie sollte das Wanderleben sie nicht ermüden, da es jene Sammlung des Geistes nicht zuläßt, die solchen kontemplativen Naturen unabweisbares Bedürfnis ist? So rächt sich die Welt grausam für die Verachtung, mit welcher der Unglückliche an sie herantrat. Ihm genügt das Leben nicht und er genügt der Welt nicht. Sie läßt ihn fallen, verzweifeln, verhungern — je nachdem; und sie hat darin recht, denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr wahrhaft zu dienen sucht. — Ebenso begreiflich ist, daß ein solcher Mensch in moralischer Hinsicht zwischen Epikuräismus und Stoicismus, zwischen faunischer Genußsucht und mönchischer Entsagung hin- und herschwankt; daß sein politisches Glaubensbekenntnis bald ein exklusiver Aristokratismus, bald eine ausschweifende Freiheitsliebe und inniges Sympathisieren mit den Armen und Unterdrückten ist; er heute ein Anhänger Rousseaus, morgen ein begeisterter Fortschrittsmann sein muß. Denn seine reichangelegte Natur erlaubt ihm, der Reihe nach mit allen und jeden dieser Richtungen zu sympathi-

sieren; aber der Mangel an Ausdauer verstattet ihm nicht, in irgend einer für längere Zeit zu verharren. — Offenbar ist in jeder poetischen Natur ein gut Teil von dem vorhanden, was wir eben der problematischen Natur vindiciert haben, und von einer poetischen Natur ist es auch, daß Goethe den klassischen Ausdruck gebraucht*). Die Susceptibilität, die Versatität — das alles sind Elemente, die in der wunderbaren Mischung des Dichtergeistes zu aliquoten Teilen vorhanden sein müssen; aber der Dichtergeist besteht aus ihnen und noch etwas anderem, was den problematischen Naturen fehlt. Dieses andere ist die Kraft, von der Wirklichkeit zum Ideale sich zu erheben, wo aller Erdenrest getilgt ist und die Seele ihre Versöhnung mit der Welt feiert, das Unendliche mit dem Endlichen sich durchdringt. Lenz — und Goethe. — Oder es muß an jenem Punkte, wo die Unzufriedenheit mit der Mangelhaftigkeit alles Irdischen in Wahnsinn umschlagen würde, der Humor eintreten, der in den verzerrten Karikaturen noch das Ebenbild des hohen Vaters, in dem verworfenen Menschen noch das Gleichnis des heiligen Gottes erkennt. — Der problematischen Natur steht, nur in anderer Wendung, gegenüber die prosaische: der All-

---

*) Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen war, anzunehmen, Goethe habe den Ausspruch auf Lenz gelegentlich der Erwähnung desselben in „Wahrheit und Dichtung" gemünzt, — ein Irrtum, der mich denn auch das Motto auf dem Titel meines Buches als ein Citat aus diesem Werke bezeichnen ließ. — Darf ich auch auf das „wir" in der obigen Textstelle aufmerksam machen? Es scheint mir für die Objektivität, der sich der Skizzist befleißigt, charakteristisch. D. Verf.

tagsmensch, der seine endlichen Zwecke mit endlichen Mitteln verfolgt, für den der Gleichmut der Seele kein Verdienst ist. —

Franz.*)

Der zweite Träger der Idee neben Oswald, der problematischen Natur, ist Franz. Er wird erlöst, weil er sich immer strebend bemüht; er besiegt die Welt, weil er sich zu bescheiden weiß; weil er sein Wesen nur als einen verklingenden Ton in der großen Harmonie des Alls begreift; weil er alles das besitzt, was Oswald fehlt: Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld. Von Natur mit den schönsten Anlagen ausgestattet, die eine zumeist von Frauen geleitete Erziehung nicht gleichmäßig entwickelt hat, tritt er in die Welt mit dem reinsten Willen, nur das Gute und Schöne als seine Götter anzuerkennen. Dieser reine Wille bleibt stets ungetrübt, wie groß auch die Verwirrung ist, in die ihn, den fast klösterlich Erzogenen, das bunte Leben bringt, und die Ratlosigkeit, die er bei der Aufgabe empfindet, endlich vom Denken zum Handeln zu kommen. Denn er hat im Anfang nur geträumt und gedacht und beobachtet. Er hat die Erscheinungen des Studentenlebens an sich vorübergehen lassen, wie die Bilder der laterna magica; er ist in dem Leben umhergewandelt, wie in einer Kunstgallerie, mit stets gleichem regen Interesse, stets geneigt, über die Eindrücke mit anderen zu diskutieren, die Resultate seiner Beobachtungen durch die Vergleichung mit den Ansichten der anderen

*) Der Doktor Franz Braun des Romans.

zu berichtigen und zu erweitern. Franz ist bescheiden; er weiß es nicht, daß er edler, reicher, weiser ist als die meisten seiner Genossen; er will lernen und versteht von jedem zu lernen, da er jeden in seiner Eigentümlichkeit gewähren läßt. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Oswald. Oswald ist trotz seiner Vielseitigkeit einseitig; er setzt sich hochmütig über tausend Verhältnisse weg, die er Misèren nennt, weil sie nicht zu der Welt gehören, in der er zu Hause ist; oder weil er, der Phantasiebegabte, etwas ähnliches schon einmal geahnt, geträumt, geschaut hat. Franz läßt sein Urteil an den Dingen reifen; Oswald tritt mit schon fertigem Urteil an die Dinge heran. Franz will begreifen; Oswald wünscht, begriffen zu werden, und verachtet, verspottet, verwünscht die dummen Menschen, die ihn nicht begreifen können. Diese Bescheidenheit, dies Sichbescheiden ist ein wesentlicher Zug in Franz' Natur, wie ihr Gegenteil in Oswald, und diese moralische Verschiedenheit bedingt mehr als irgend etwas anderes die Verschiedenheit ihres Schicksals. Denn Franz kommt zur rechten Zeit zur Erkenntnis, daß er der Welt etwas sein müsse, dies oder jenes: Schuhflicker oder Poet, — aber etwas, woran er sich halten kann. So treibt er seine ärztliche Wissenschaft, mit der er sich zuerst nur mechanisch beschäftigt hat, mit dem vollen Bewußtsein der Pflicht; geht resolut auf die Examina los und vergräbt sich vorläufig in einer kleinen Landstadt, sich aller hochmütigen Gedanken entschlagend, aber nicht der hohen. Denn er ist ein edler Mensch vom Scheitel bis zur Sohle; das Gemeine zieht ihn nicht herab, das Alltägliche drückt ihn nicht

nieder, und der Schmutz besudelt ihn nicht. Hier begünstigt ihn seine Natur, welche die Klarheit seines Geistes nicht durch die Wetterwolken, die trüben Dunstmassen einer titanischen oder faunischen Sinnlichkeit verdunkelt. Sich von dieser Sinnlichkeit fortreißen zu lassen, widerstrebt seiner innersten Natur, — es ist ihm nicht peinlich, einen Erdenrest zu tragen, nur darf dieser Erdenrest nicht zu groß sein. Er haßt das Unreine, Unreinliche — im Leben und in der Moral, physisch und psychisch. Er ist nicht prüde, aber keusch. Er ist aber darum auch kein Poet. Die Phantasie macht den Poeten, und ohne die erreglichste Sinnlichkeit ist die Phantasie nicht denkbar. Alle Poeten sind stark sinnlich gewesen: Goethe war es, Heine war es, Byron war es, selbst Schiller war es — und Lessing war es nicht und war darum auch kein voller Poet. — Von Natur ist Franz über Mittelgröße, hager, mit etwas eingesunkener Brust; seine Hände frauenhaft schön. Sein Kopf außerordentlich wohlgebildet, mit dichten, dunklen, schlichten Haaren bedeckt. Seine Augen sind grau, lebhaft, klug und gut. Sein Mund, wie der Mund griechischer Statuen, lieblich. Ein dichter weicher Bart umzieht das etwas hagere Gesicht. Seine Stimme hell.

Adalbert.

Zu diesen beiden gesellt sich Adalbert von Oldenburg, eine titanenhafte Natur, die faustisch nach allem Höchsten und Tiefsten greift; deren heißester Wunsch der Jugend war, mit dem Teufel um die Herrlichkeiten der Welt zu spielen. Er hat sie alle kennen

gelernt, die Fieber, die nur die kräftigsten Naturen befallen können: das Fieber des Ehrgeizes, in welchem es ihn gelüstete, ein Napoleon zu sein, ein Jesuitengeneral, — ein Mann, der sich mit der Macht des Schwertes oder der Intrigue die Geister unterwirft; — das Fieber des Wissensdranges, und er hat studiert und studiert, jahrelang, unausgesetzt: Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft; — das Fieber der Sinnlichkeit, und er ist ein Sklave und ein Tyrann der Frauen gewesen. Aber alle diese Fieber haben seine mächtige Natur nicht zu untergraben, den Adel seiner Seele nicht zu schänden vermocht. Er steht da wie ein wettergepeitschter, umbrandeter Felsen, unerschütterlich — denn stärker noch als alle Leidenschaft ist sein riesenhafter Trotz, sein Selbstgefühl, die unbeugsame Festigkeit des Willens. — Aus altem adligen Geschlechte, reich, sympathisiert er doch mit den Armen und Unterdrückten, sodaß die Idee des Kommunismus einen fruchtbaren Boden in seinem Geiste fand; wütender Feind aller Tyrannei, haßt, verhöhnt, verspottet er die Tyrannen und die Sklaven gleicherweise, und der Sklavensinn der Menge ist ihm die einzige Entschuldigung der Tyrannei der wenigen; er ist einer jener Menschen, die sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe tranken. — Er hat wenig Liebe in seinem Leben erfahren. Seine Eltern starben früh; er wurde in Pension gethan zu Fremden, die ihn nicht verstanden und dem scheuen, düsteren Knaben aus dem Wege gingen. Für den Spott der Mitschüler hatte er nur stumme Verachtung, oder dann und wann ein herbes satirisches Wort. Einsam, in sich

gekehrt, nach Liebe verschmachtend und Spott oder Gleichgültigkeit dafür erntend, ist ihm mit den Jahren um den weichen Kern seines Gemütes eine harte, undurchdringliche, stachlige Schale gewachsen. Er hat nichts von der Grazie der Jugend, oder dem feinen Schliff seiner Standesgenossen. Eckig, rauh, stolz, schreckt er die Weichmütigen, beleidigt er die Empfindsamen; verlacht von den einen, gehaßt von den anderen, gefürchtet von den meisten, geliebt von niemandem, zieht er seine einsame Bahn, wie ein Komet. Er hat — um mehrere Jahre älter als Oswald oder Franz — nach seiner Studentenzeit große Reisen gemacht — England, Frankreich, Italien, Ägypten. Er kennt die Litteraturen der Völker und ihre Geschichte, und lebt jetzt einsam auf seinem schönen Gute, wie ein verbannter Fürst, ungeduldig des Augenblickes harrend, wo die große Revolution, die er prophezeit, ausbrechen wird. — Wozu ich diese Gestalt brauche? Einmal, weil sie interessant ist — das wäre schon Grund genug; — mehr aber noch deshalb, weil ich in ihr einen Träger aller höchsten und kühnsten Ideen finde, zu denen Oswald oder Franz sich nicht aufschwingen könnten. Alle radikalen Gedanken über Religion, Moral, Politik müssen ihm in den Mund gelegt werden. Er muß über den Parteien stehen und, wie der Chor in der griechischen Tragödie, die leitenden Gesichtspunkte geben. Ich brauche nicht zu fürchten, daß auch er als problematische Natur erscheint, wodurch allerdings dem Interesse, das der Leser an der eigentümlichen Erscheinung Oswalds nehmen soll, ein wesentlicher Abbruch geschähe. Denn von der problematischen Natur

ist er durch die Energie seines Wesens, durch die Festigkeit seines Charakters wesentlich unterschieden. Er ist eine Bombe, die, in die Festung des Feindes geschleudert, Zerstörung und Tod verbreitet, nicht eine Rakete, die unschädlich verpufft. In die Geschichte verwickele ich ihn durch seine Liebe zu Melitta, in welcher er mit Oswald zusammentrifft.

Felix.*)

Felix ist in allem das Gegenteil von Adalbert. Hübsch, in den ritterlichen Künsten wohl erfahren, lebhaft, ohne Tiefe des Gemütes oder Geistes, wollüstig, durch und durch verderbt, gesinnungslos, egoistisch, alles seinen frivolen Wünschen opfernd, rachsüchtig, eitel, schlangenglatt und schlangenklug. Er ist der Vertreter des modernen Junkertums; in der Revolution steht er natürlich auf Seiten der Reaktion. Landwehr-Lieutenant. Er bewirbt sich um Melitta.

Albert.

Sein Konterfei in vielen Stücken ist Albert Timm, ein junger Ingenieur. Aus guter Familie, mit den vortrefflichsten Anlagen ausgestattet, mit Talent eigentlich zu allem, nur nicht zu einem geordneten Leben. Zucht und Sitte widern ihn an; er fühlt sich nur in der Schrankenlosigkeit wohl. Hier berührt er sich mit Oswald, dessen vergröberte Kopie er ist. Wo Oswald in der Liebe schwankend ist, ist Albert treulos; wo jener flatterhaft, dieser liederlich. Er haßt das kultivierte Leben; aber nicht, weil es

*) Der Felix von Grenwitz des Romans.

die Realisierung gewisser hoher Ideen nicht zuläßt, sondern weil es sich der Befriedigung seiner subjektiven Gelüste, seiner maßlosen Eitelkeit entgegenstellt. Er ist die vollendete Grundsatzlosigkeit; einer jener Menschen, die, wenn das Glück sie begünstigt, scheinbar ohne Makel durchs Leben gehen, aber, vom Glück verlassen, in der eisigen Kälte ihres Herzens zu allem fähig sind. Er begleitet Oswald wie sein Schatten und grinst ihn als seine Karikatur an der Yahoo Gullivers. Er verläßt seine Braut, wie Oswald: wird wandernder Schauspieler, Schriftsteller, Volksmann und Demagoge, — alles, wie dieser — zugleich Kuppler der Gelüste eines Felix: zuletzt gemeiner Verräter an der Sache.“ — —

Das Mitgeteilte mag genügen, einen Schluß auf die Gewissenhaftigkeit thun zu lassen, mit welcher der Autor an seine Aufgabe ging. Es wird den sogenannten Idealisten von den sogenannten Realisten beständig der Vorwurf sträflicher Gleichgültigkeit gegen die innere Wahrheit ihrer Gestalten gemacht, infolge derer sie statt lebensfähiger Menschen nur widerspruchsvolle Chimären zu stande brächten. Wenn dieses Unglück auch mich trifft, so liegt es sicher nicht daran, daß ich mich nicht bemüht hätte, in den Kern der Menschen, die ich zu schildern unternahm, einzudringen; und ich kann den Tadlern nur wünschen, daß sie sich über das Wesen ihrer Menschen immer so klar sein möchten, als ich es in diesem Falle über die meinigen war und in allen folgenden Fällen zu sein bestrebt gewesen bin.

Ich habe oben jene Charakterskizzen mit den Studien verglichen, die der Maler zu seinen Figuren

macht. Ich könnte sie auch mit den nackten Gestalten vergleichen, die der Bildhauer bekanntlich vorerst in voller Naturwahrheit anfertigt, um ihnen dann die nötigen Gewänder gewissermaßen anzuziehen. Beide Vergleiche sind treffend. Wie die nackte Gestalt später unter der Gewandung verschwindet und doch da sein muß als die Basis, auf welcher der Künstler mit Sicherheit steht und mit Folgerichtigkeit weiter arbeitet, so muß der Dichter seine Skizze fest im Kopf haben, sollen seine Figuren folgerichtig handeln, sprechen, ja, ich möchte sagen: stehen, gehen, sich bewegen. Der Leser braucht nicht zu wissen, daß „sie nicht prüde, aber keusch", ihre Hände „frauenhaft schön" sind; der Mund „lieblich", die Stimme „hell" ist. Er aber muß es wissen; ihm muß der betreffende Mensch, wie er in das Geheimnis seiner Seele geschaut hat, auch in jedem Moment mit voller Leibhaftigkeit vor seines Geistes Auge erscheinen, soll das, was er von ihm berichtet, überall den Stempel der Wahrheit tragen. In diesem Punkte decken sich die beiden Vergleiche, in einem anderen zeigt sich eine Differenz. Wenn der Bildhauer von der nackten Gestalt für die Gewandstatue nicht ein Atom missen kann, wird der Maler niemals seine Studien in dem Gemälde bis auf den letzten Rest aufzubrauchen im stande sein. Er wird, indem er nun die Einzelheiten zusammenarbeitet, ihnen bald etwas hinzufügen, bald etwas abdingen müssen, und es kann leicht geschehen, daß im letzteren Falle Dinge verloren gehen, die zu opfern dem Künstler herzlich schwer ankommt. Die Frische der Naturwahrheit, der Reichthum an originellen, individuellen Zügen,

die der Einheit des Kunstwerks zu Liebe zum Teil daran gegeben werden, sind es ja, was jene Studien für den Kenner so reizend und so kostbar macht. Wenn die obigen Skizzen nun auch keineswegs beanspruchen, mit dergleichen vielbegehrten Studien zu rangieren, haben sie doch mit ihnen gemeinsam, daß der Verfasser nicht in seinem Werke die ganze Fülle der Motive, die sie enthalten, ausbeuten konnte. Ich erinnere unter anderem an Albert Timm, den er auch vagierenden Schauspieler, Schriftsteller (jedenfalls von der fragwürdigsten Gestalt) werden lassen will, was dann, um den Charakter dieses moralischen Charlatans ganz zu kennzeichnen, nur in der Ordnung gewesen sein würde, während der Roman selbst dem Leser die Darstellung dieser Phasen schuldig bleibt. Am auffallendsten ist der unverbrauchte Rest in der Gestalt des Franz. Die Skizze läßt deutlich erkennen, daß er in jeder Beziehung das Widerspiel von Oswald sein und diesem durch den ganzen Verlauf des Romans das Gegengewicht halten sollte. Nun hat die Figur diese ihre Bestimmung keineswegs ganz verfehlt, aber gewiß auch nicht in dem Umfang erfüllt, wie es in der ursprünglichen Absicht des Verfassers lag. Ohne Zweifel sollten wir von seiner Jugend, seiner Bildungsgeschichte viel mehr erfahren, als es jetzt der Fall ist, wo er als fertiger Mann vor uns tritt und nur einmal (in dem zweiten Kapitel der zweiten Abteilung) einen kurzen Rückblick auf sein früheres Leben wirft. Auf keinen Fall ist es dem Autor gelungen, auf diese Gestalt so viel Licht zu sammeln, sie so interessant zu machen, daß sie für den Leser mit dem Helden

auf einem Plane steht als dessen notwendiges Komplement und beständige Korrektur. Dieses, ich will nicht sagen: gänzliche Fallenlassen, aber doch mangelhafte Durchführen einer derartigen, vom Verfasser ursprünglich beabsichtigten Parallele ist nun freilich ein Vorkommnis, das man in sehr vielen Dichtungen (zumal epischen, aber auch dramatischen, wenn auch bei den letzteren weniger häufig und weniger auffallend) beobachten kann. Ich habe sogar die Vermutung, daß Hektor in der Ilias nicht ganz die wichtige Rolle spielt, die ihm von Haus aus zugedacht war, ihm jedenfalls gebührt. In dem unvergleichlichen Don Quixote bleibt freilich Sancho der kurze Schlagschatten, den die hagere Gestalt des Helden unweigerlich auf den glühenden Sand der Mancha wirft. Aber sollte im ersten Entwurf von „Wilhelm Meister" neben dem schwärmerischen Helden dem trockenen Werner vom Dichter nicht ein breiterer Platz eingeräumt gewesen sein? in „Copperfield" dem Steerforth neben David? in „Pendennis" dem George Warrington neben Arthur? und so noch in einer Reihe von Fällen, die der Litteraturkundige beliebig verlängern mag? In allen Fällen aber wird der Grund des Verlustes immer der lange Weg sein, den die Idee des Künstlers bis zu ihrer Ausführung durchzumachen hat, und über dessen Tücken sich der Maler Conti in Emilia Galotti so schmerzlich beklagt. Daß alles Menschenwerk Stückwerk ist, weiß niemand besser als der Künstler, und weiß es um so besser, je größer er ist.

Sieht sich nun aber der Leser die besprochenen Romanfiguren ein wenig genauer an, wird er finden,

daß es, mit Ausnahme der einen, lauter alte Bekannte von ihm sind. Um von dem Helden selbst nicht weiter zu sprechen, so ist der Franz offenbar mein Freund Bernhard, Oldenburg der Adalbert meiner Gymnasiastenzeit, Albert Timm jener Greifswalder Kumpan, von denen allen der erste Band dieser Erinnerungen ausführlich berichtet hat. Felix ist dort nicht aufgetreten, weil der Platz, den er in meinem Leben einnahm, ein zu unbedeutender war. Auch haben mir für ihn zwei Modelle gesessen: ein Jugendbekannter aus der Schulzeit, der mir aber noch später im Gesichtskreis blieb: ein Baron Fritz v. W., und der Sohn einer der ersten Leipziger Familien, dessen fragwürdiges Leben und Treiben ich dann zu beobachten reichliche Gelegenheit hatte.

Wir befinden uns also, wie der Leser längst bemerkt hat, mitten zwischen meinen „Modellen", von denen wir doch wohl noch etwas ausführlicher sprechen müssen. Ich setze dabei die Theorie, die ich an einem anderen Orte über das Modell entwickelt habe, als bekannt voraus, sodaß es sich hier nur um meine Praxis in dem vorliegenden Falle handeln kann.

Bei der Abfassung aber der Problematischen Naturen bin ich jener Theorie nach Kräften gefolgt, trotzdem ich derzeit schwerlich im stande gewesen wäre, von derselben genaue Rechenschaft zu geben; d. h. ich habe nur da, wo ich kein Modell für die betreffende Figur hatte, mich auf die freie Erfindung verlassen, sonst aber wo und wann ich konnte, nach dem vorhandenen Modell gearbeitet. Von den auf die erste Weise zu stande gekommenen Figuren wollen wir

später reden, um zuvörderst die zweite Kategorie genauer zu betrachten.

Der Leser, der sich der Gestalten meiner Jugendfreunde noch erinnert, hat mit dem ersten Blick die Veränderungen bemerkt, die mit ihnen im Roman vorgenommen sind. Indessen dürfte ein zweiter Blick zeigen, daß die etwaigen Modifikationen ihres Charakters, ihrer Denkart nur so weit gehen, als die andere äußere Lage, in welche ich sie der Fabel zuliebe versetzen mußte, mit Notwendigkeit erforderte, sodaß man wohl sagen dürfte: es sind in Wirklichkeit gar keine eigentlichen Veränderungen, sondern durch die andere äußere Lage bedingte Evolutionen des identischen Charakterkerns. Wenigstens darf ich das letztere von Franz Braun und Albert Timm zuversichtlich behaupten. Bei Franz ist selbst die Metamorphose der äußeren Lage nicht so bedeutend, wenn ich ihn auch aus einem Juristen zu einem Arzte mache und verheirate. Im übrigen bleibt er in der gesellschaftlichen Sphäre, in der er sich auch im Leben bewegte, und seine Liebenswürdigkeit, der Adel seiner Gesinnung sind im Roman dieselben, wie ich sie im Leben geliebt und bewundert hatte. — Was Albert betrifft, dessen bürgerliche Stellung im Leben sogar im Roman beibehalten ist, brauchte er in Wirklichkeit nur in die Lagen zu kommen, in die ich ihn im Roman geraten lasse, und ich hätte darauf schwören mögen, er würde der Romanfigur geglichen haben wie ein Ei dem anderen. — Etwas weiter gehe ich in der Freiheit der Modellbenutzung bei Adalbert, den ich aus einem jungen Studenten der Medizin in knappen Verhältnissen,

als welchen ich ihn zuletzt gekannt hatte, zu einem reichen Baron im ersten Mannesalter mache — eine recht erhebliche Veränderung der äußeren Lage allerdings, und die dennoch vorgenommen werden konnte ohne einen gewaltsamen Eingriff in Wesen und Charakter des Betreffenden. Wer sich der Schilderung meines Jugendfreundes erinnert und den Baron Oldenburg des Romans mit dem Bilde jenes vergleichen kann, wird die Ähnlichkeit in der scheinbaren Unähnlichkeit sofort herausfinden. Das trotzige Ruhen in der eigenen Kraft; der Hang zur Einsamkeit; das Bohren in die Tiefe jeglicher Erkenntnis; die souveräne Verachtung des Urteils der Menge; der Hang zur Satire, in der sich das unbefriedigte Streben nach unerreichbaren Idealen Luft macht; die stolze Resignation, die lieber auf alles verzichtet, weil sie sich mit dem wenigen nicht bescheiden will — das sind Züge, die ich, wie sie da waren, aus der Wirklichkeit in die Dichtung hinüberretten konnte; und was die Baronisierung des Freundes betrifft, so wollte sie für ihn nicht so viel bedeuten: sind doch Menschen, wie er, die einzigen wahrhaft Hochgeborenen.

Es verlohnt sich nicht, in derselben Weise die lange Liste der Personen des Romans Revue passieren zu lassen, und jede einzelne auf ihr Verhältnis zu dem Modell, das nun für sie gesessen hat, zu prüfen. Das Resultat würde überall so ziemlich dasselbe sein: überall habe ich mir die Menschen, die ich gekannt hatte, auf ihre Qualifikation zu der Figur, die ich im Roman brauchte, angesehen und sie modifiziert, wie es mir für meine Zwecke wünschens-

wert und notwendig erschien. Daß die Ähnlichkeit zwischen Original und Abbild das eine Mal größer, das andere Mal kleiner ist, versteht sich dabei von selbst; verwischt ist sie nie, selbst da nicht, wo, wie bei dem Pastor Jäger und anderen, das Abbild beinahe an die Karikatur streift. Eine beträchtliche Schar mittlerer Figuren habe ich sogar nicht nach einem, sondern gleich nach einem halben Dutzend von Modellen komponiert — eine Freiheit, zu der mich die intime Kenntnis der Gesellschaftsklasse, in welche die betreffenden Individuen gehörten, wohl berechtigte. Das gilt zum Beispiel durchweg von meinen pommerschen Landjunkern. Es waren mir ihrer so viele über den Weg gelaufen!

Nun aber restiert noch eine nicht kleine Zahl von solchen, für die ich kein Modell in meiner Erinnerung vorfand und die ich so notgedrungen, weil ich sie nicht entbehren konnte, aus meiner Phantasie schaffen mußte. Ich nehme keinen Anstand, das zu bekennen, überzeugt, wie ich bin, daß jeder Dichter wiederholt in diese Lage kommen wird und sich in ihr auch nicht anders helfen kann, wie ich mir geholfen habe. Da die Sache für die Einsicht in das Wesen der Phantasie und der dichterischen Praxis nicht ohne Belang ist, mag es mir verstattet sein, ein wenig näher auf sie einzugehen. Die Gestalt, die ich vorführen will, eignet sich für unseren Zweck um so mehr, als sie keineswegs zu den untergeordneten, sondern gerade zu den bedeutsamsten des Romans gehört. Ich meine die des Professors Berger.

Weshalb ich diese Figur nötig hatte?

In der mitgeteilten Skizze der problematischen Natur, deren Musterbild mein Held sein sollte, sage ich: „Oder aber es muß, wo die Unzufriedenheit mit der Mangelhaftigkeit alles Irdischen in Wahnsinn umschlagen würde, der Humor eintreten.“ Als ich die Worte schrieb, hatte ich noch keine Ahnung der Figur des Berger und doch darf ich sagen: sie war in dem Augenblicke geboren. Denn jene Worte sprechen die Einsicht aus, daß die problematische Natur unter anderem den Keim des Wahnsinns in sich trägt. Nun aber ist die völlige dichterische Darstellung eines Charakters nichts anderes als die völlige Entwickelung von allem, was in ihm steckt, und so durfte ich, indem ich nun an die Ausgestaltung ging, jenen Keim, da er einmal für mich vorhanden war, nicht Keim bleiben lassen, sondern mußte ihn zur Entfaltung bringen. Dies an dem Helden selbst auszuführen, ging aus einem sehr triftigen Grunde nicht an. Es ist ein bekanntes Gesetz, daß der Dichter gut thut, seinem Romanhelden nur eine gewisse Tiefe des Gemütes und Festigkeit des Charakters zu geben. Gemütstiefe, charakterfeste Menschen lieben die geraden Wege und kommen so schneller zu ihrem Ziel, als dem Romandichter lieb ist, der, wenn er sich und dem Leser die Welt gestalten soll, wie es seine Absicht ist, sich ins Breite muß entfalten können. Kam doch gerade das Wesen der problematischen Natur: keiner Lage gewachsen zu sein und ihr Genüge in keiner zu finden, jener epischen Absicht auf das willfährigste entgegen, indem es dem Dichter nicht nur die Möglichkeit bot, sondern ihn geradezu zwang, den Helden in rascher Folge durch

alle möglichen Lagen zu treiben! Wie hätte er sich diesen ungeheuren Vorteil entgehen lassen sollen! Demnach, da die in der problematischen Natur vorhandene Anlage zum Wahnsinn nicht verkümmern durfte, sondern zur Darstellung kommen mußte, blieb nichts anderes übrig, als, was an dem einen Menschen nicht darstellbar war, an zwei zu verteilen. Dieser zweite Mensch, als das Komplement des ersten, konnte und mußte es mit dem Leben in Wahrheit so ernst nehmen, wie der andere es nur zum Schein thut. Ein so gearteter Mensch aber taugt nicht zum Romanhelden: der Weg zum Irrenhause ist zu kurz, wie denn auch im Roman der Professor Berger bald von der Bildfläche verschwindet, um nur sporadisch wieder aufzutauchen als ein aus dem Irrenhause Entsprungener, dem Leben auch in seinen hellen Stunden nur noch halb Angehöriger.

Weshalb ich nun den Mann gerade zu einem Professor mache, erkläre ich mir aus dem Umstande, daß ich den Helden in dem Augenblick auftreten lasse, wo er, im Begriff, seine Examina zu absolvieren, mit Professoren der Universität in Berührung kommen mußte. Reminiscenzen aus meiner eigenen letzten Studienzeit halfen weiter. So erinnerte ich mich eines Mittagessens in Greifswald bei einer befreundeten Familie, wo ich dem bekannten Historiker Barthold gegenüber saß und mit ihm, den ich zum erstenmale sah und dessen Namen ich bei der Vorstellung nicht verstanden hatte, in ein Gespräch über die Bedeutung der Revolutionen für die politische und moralische Erziehung des Menschengeschlechts geriet, bei dem ich mich, ohne eine Ahnung der wissen-

schaftlichen Bedeutenheit meines Gegners, in jugendlich überschwenglicher Weise gehen ließ, — genau so, wie ich es in einem der ersten Kapitel des Romans geschildert habe. — Ein anderesmal war ich in einer müßigen Stunde in ein Auditorium geraten, wo Professor M. über Logik las. Es war ein schwüler Sommertag. In dem kleinen Auditorium waren nur wenige Zuhörer, die halb schliefen, ebenso wie es der Professor auf dem Katheder zu thun schien. Wer sich gründlicher langweilte: er oder jene, mochte unentschieden bleiben. Vor den offenen Fenstern standen die Bäume regungslos; manchmal ein verschlafenes Vogelzwitschern; das Summen der Fliegen, die aus- und einflogen; das lässige gelegentliche Kritzeln einer Feder und die langsame monotone Stimme vom Katheder herab — ich sagte bei mir: das ist doch zum Wahnsinnigwerden, und es würde dich nicht eben wundern, wenn der Mann da oben plötzlich aufspränge und davonliefe, nachdem er vorher sein Heft den Burschen an die Köpfe geworfen. Nachträglich hörte ich, daß der Professor M. in der That wahnsinnig geworden sei. Ich habe das Faktum nicht konstatieren können; etwas Wahres ist sicher daran gewesen, und es wäre dann einer der nicht wenigen Fälle, in denen mir das Leben die unheimliche Genugthuung bereitete, was ich in ihm als Möglichkeit vorgefunden und keck zur poetischen Wirklichkeit gemacht hatte, nachträglich ebenfalls zu verwirklichen.

Man sieht, wie sich der Dichter zu helfen sucht, wenn ihm für eine seiner Figuren ein gutes eigentliches Modell nicht zur Hand ist. In diesem Falle

kam mir die beste Hilfe, ohne die ich doch die Gestalt des Berger nicht zu stande gebracht haben würde, noch von einer anderen Seite als der der Erfahrungswelt des wirklichen Lebens, an welche ich mich sonst in allen Nöten hielt.

Ich war in meinem Bemühen, auch in die nachkantische Philosophie einen Einblick zu gewinnen, über Schelling, Hegel, Feuerbach u. s. w. endlich an Schopenhauer geraten zum Unterschied von den jungen Leuten unserer Tage, die, wenn sie überhaupt für philosophische Studien etwas von ihrer kostbaren Zeit erübrigen, mit Schopenhauer anzufangen und — aufzuhören pflegen. Sie haben ja auch in dem letzteren ganz recht, wenn sie ihrem Autor auf sein so oft wiederholtes, mit so beneidenswerter Sicherheit ausgesprochenes Wort glauben, daß er der Meister der Meister und außer ihm kein Heil sei. Freilich zu ihrem allergrößten Schaden sowohl in wissenschaftlicher als moralischer Hinsicht; besonders in letzterer. Die Anmaßlichkeit, mit der Schopenhauer von seiner vermeintlichen großen Entdeckung spricht, als habe es nie einen Spinoza gegeben, in dessen Lehre vom Suum esse conservare, als Ur- und Grundprincip alles Wesens, die seine vom „Willen“, der die Welt sein soll, nicht bloß in nuce liegt, sondern klar ausgesprochen ist — kann dem Anhänger Spinozas freilich nur ein Lächeln entlocken. Aber er wird mit Recht empört, wenn nun die Sache auf den Kopf gestellt und die Schwäche, die nicht mehr wollen, d. h. nicht mehr leben kann, im vollsten Gegensatz zu Spinoza, nicht als das, was sie wirklich ist: Unkraft, Impotenz hingestellt

wird, sondern als virtus, Kraft, Tugend, ja, als die höchste aller Tugenden. Dazu die traurige Sophistik, mit welcher der große Meister seiner Lehre ein Schnippchen schlägt und ihrer Konsequenz durch ein offen gelassenes mystisches Hinterthürchen entrinnt. Oder kann man es anders nennen, wenn er dem Selbstmord, den die Einsicht in die absolute und hoffnungslose Elendigkeit der Welt zur notwendigen Folge haben müßte, wohlweislich dadurch aus dem Wege geht, daß er nicht in ihm, sondern nur in der völligen Abtötung des Willens zum Leben das finale Ende sieht? Der Abtötung des Willens, die er dann für seine Person in einem behaglichen Junggesellenleben an seinem mit den geliebten Büchern bedeckten Studiertisch und der wohlbesetzten Tafel des Hotels zum Schwan getreulich übt! Und diese dem gesunden Leben in Gesellschaft und Staat hohnsprechende, die Mutter aller Tugenden, die Freudigkeit, schändende, die Gemeinschaft der Menschen fliehende, zur moralischen Verwilderung verlockende, ja direkt hinführende Afterweisheit — sie ist die Weisheit der Jugend unserer Zeit, wird ihr wenigstens von so vielen Stimmführern als solche angepriesen! Da darf ich es denn wohl mir zu einiger Ehre anrechnen, daß, als ich selbst noch jung war, ich nicht einen Augenblick darüber schwankte, was von solcher Weisheit zu halten sei; und, wenn ich auch auf den fraglichen Ruhm Anspruch machen darf, mit zu den ersten zu gehören, welche den Schopenhauerianismus dichterisch verwerteten, es in geziemender Weise gethan zu haben. Ich lasse meinen Schopenhauerianer wahnsinnig werden und, als er wieder zur Vernunft kommt,

den Tod suchen für eine Sache, in der er die der Menschheit sieht.

Ich nannte den Professor Berger die hauptsächlichste derjenigen Figuren des Romans, bei deren Schaffung ich der Hilfe eines guten Modells entbehren mußte. Aber sie ist deshalb nicht die einzige. Leider! denn ich sollte meinen, daß man den anderen, die durch dieselbe generatio aequivoca entstanden sind, ihre Herkunft nur zu deutlich ansieht. Klüglicherweise habe ich diese Sippe, von der ich nur den Seiltänzer-Direktor Schmenckel und seine Gesellschaft; die russische Fürstin Letbus, ihren Sohn Raimund und was sich sonst in diesem Kreise bewegt, nennen will, auf den zweiten und dritten Plan gestellt. Dann ist noch eine kleinere Zahl von Figuren da, die sich einer legitimen Abstammung ebenfalls nicht berühmen können; aber sie sind, — wie z. B. die Dichterin Primula, oder die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Lesekränzchens „mit verteilten Rollen“ — reine Ausgeburten des Humors, dem es auf strikte Naturwahrheit bekanntlich weniger ankommt.

Auf Naturwahrheit! Ist es mir auf die auch nur bei einer der Figuren angekommen? Im Sinne der heutigen Realisten oder gar Naturalisten gewiß nicht. Das heißt: ich erhebe für keine auch nur die Prätension, sie Zug für Zug und Strich für Strich nach der Wirklichkeit abkonterfeit zu haben. Ich sage: nur die Prätension, weil ich überzeugt bin, daß diese sogenannte Naturwahrheit auch für die Realisten und Naturalisten zwar ein Dogma ist, dessen Heilighaltung sie allen Gläubigen streng empfehlen, bei dessen praktischer Bethätigung aber sie sich zu einer

mehr oder weniger laxen Observanz genötigt sehen, wie denn das bei der Übertragung einer Theorie in die Praxis zu sein pflegt.

Um es anders auszudrücken: ich habe bei allen diesen Figuren das Typische angestrebt; mich bemüht, sie so zu gestalten, daß sie sämtliche Kennzeichen ihrer Species an sich trügen, und sie nur soweit individualisiert, als mir nötig schien, wenn man an ihre Wirklichkeit, ich meine: Möglichkeit, in der Wirklichkeit bestanden zu haben oder zu bestehen, sollte glauben können. Daß mir das in jedem Falle gelungen ist, möchte ich nicht behaupten; im ganzen und großen werde ich meine Absicht wohl erreicht haben. Für das letztere spricht wenigstens die Aufnahme, welche meine Gestalten bei denen fanden, die sich in erster Linie zu einem kompetenten Urteil berufen fühlten, will sagen: bei den Bewohnern Stralsunds, Greifswalds, Neuvorpommerns, Rügens, mit einem Worte der Orte und Gegenden, die ich zu den Schauplätzen der Handlung des Romans mache.

Daß sie in Wahrheit die Schauplätze sind, darüber kann kein Zweifel bestehen, obgleich die betreffenden Landschaften in dem Roman nie genannt werden, der Name Stralsund nicht ein einziges Mal vorkommt und für Greifswald Grünwald steht — alles infolge einer Scheu, die mich bis auf den heutigen Tag noch nicht verlassen hat und der direkte Gegensatz zu der Beflissenheit ist, mit welcher man jetzt in den Romanen Land und Stadt, die Straße und womöglich die Hausnummer nennt und registriert. Jene Scheu vor der genauen Bezeichnung des Lokals

mag altmodisch sein, ganz unberechtigt erscheint sie mir nicht. Ein Roman ist eben keine Gerichtsakte, in der denn freilich die Genauigkeit auch in dieser Beziehung obligatorisch ist, sondern eine Dichtung: die Erzählung von Geschehnissen, die sich nie und folglich auch nirgends begeben haben; aber, muß man allerdings sofort hinzufügen: sich nur zu einer gewissen Zeit, an einem bestimmten Orte begeben haben könnten. Ich meine nun: wie weit er diese Zeit, diesen Ort zu bestimmen hat, sollte man dem Taktgefühl und der Diskretion des Dichters überlassen. Zwar, wenn der Ort Berlin, Paris, London, Petersburg ist, hat es keinen Sinn, diese Orte nicht zu nennen, weil es schlimm um die Lokalfarbe bestellt wäre, wüßte der Leser nicht bereits auf den ersten Seiten, wo er sich befindet. Auch ist die Sache durchaus unverfänglich, da das so fixierte Lokal eine Weite hat, welche der Phantasie freien Spielraum giebt und der indiskreten Neugier spottet. Man mag da auch sogar Straßennamen nennen, obgleich das bereits sein Bedenkliches hat, mindestens für unsere Realisten haben sollte, die sich der Porträtähnlichkeit ihrer Gestalten rühmen und dadurch eine unbequeme Neugier herausfordern. Aber schon, wenn es sich um Provinzialstädte handelt, dürfte dem Dichter zu raten sein, in der Genauigkeit der Lokalangaben nicht zu weit zu gehen, will er nicht zu unliebsamen Erörterungen Veranlassung geben, noch dazu ganz unnötigerweise, denn außer den Bewohnern der betreffenden Städte liegt allen anderen Lesern an der Exaktheit seiner Angaben schlechterdings gar nichts, und jene verbitten sie sich. Aber zu diesen Gründen

einer anständigen Diskretion kommt ein anderer, der nach meinem Dafürhalten viel schwerer wiegt. Ich habe in meiner Praxis gefunden, daß ich, wie ich die Menschen, die ich in Wirklichkeit beobachtet, nicht, ohne sie zweckmäßig zu modeln, in meine Romane hinübernehmen kann, auch das Lokal der Wirklichkeit in der Phantasie mehr oder weniger umgestalten muß, bevor es sich für meine Absichten schicklich erweist. Der Leser braucht deshalb nicht zu fürchten, daß er nach Wolkenkuckucksheim gerät. Ich glaube, daß ich, was die Genauigkeit der Lokalschilderung anbetrifft, den Vergleich mit keinem zu scheuen brauche, und der Leser, wohin ich ihn auch führe, sicheren Grund unter den Füßen fühlt; aber auch nicht eines der so exakt geschilderten Lokale ist in der Wirklichkeit zu finden. Es sind ausnahmslos komponierte Landschaften, ausnahmslos Schlösser und Häuser, die ich mir selbst gebaut habe. Aber in diesen Landschaften kenne ich jeden Weg und Steg, in diesen Schlössern und Häusern jeden Saal, jedes Zimmer, jede Treppe, jede Thür, jedes Fenster. Ich meine, darauf allein müßte es dem Leser ankommen, und wenn es gelingt, ihm auch noch für das Lokal, wie es nun eben ist, neben dem Gefühl der Sicherheit, mit welchem er sich in demselben bewegt, ein gewisses ästhetisches Interesse abzugewinnen, so wüßte ich nicht, was ihm in dieser Beziehung zu wünschen bleiben sollte. Um es auf unseren Fall anzuwenden, so ist Rügen freilich der hauptsächliche Schauplatz der „Problematischen Naturen“, aber vergebens würde man auf der Insel die Stelle suchen, wo Schloß Grenwitz liegt. In Wirklichkeit hieß es auch nicht

Grenwitz, sondern Granskewitz und lag (und liegt hoffentlich noch heute) auf dem westlichen Teil der Insel, der aber eben und waldlos ist, also das genaue Gegenteil von der landschaftlichen Umgebung des Romanschlosses, die auf die Gegend von Saßnitz oder Stubbenkammer deutet, nur daß in unmittelbarer Nähe der Landsitz des Barons Oldenburg sich befinden soll in einer Situation, die der des Leuchtturmes von Arkona entspricht. In noch viel kühnerer Komposition sind Stralsund und Greifswald in eine Stadt (Grünwald) zusammengezogen, denn ich brauchte eine Universitätsstadt, die Stralsund nicht ist, und die doch zugleich am Meere, Rügen unmittelbar gegenüber, lag, was wiederum nicht auf Greifswald paßt. Sonst spielt nur noch eine Episode in „Fichtenau", worunter man sich immerhin Ilmenau in Thüringen denken mag, und das Finale in Berlin, das denn freilich hinreichend durch die Vorkommnisse gekennzeichnet ist, wenn die Straße „Unter den Linden" auch „Unter den Akazien" heißt und ähnliche, dem modernen Realisten verächtliche Namensveränderungen beliebt werden.

Wie gegründete Veranlassung ich im Falle der „Problematischen Naturen" zur Diskretion hinsichtlich der Lokalangaben hatte, bewies der Schrei der Entrüstung, welcher nach dem Erscheinen des Buches durch die betreffenden, vielmehr: betroffenen Gegenden lief und der bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verhallt ist. Da war kein Rügenscher Junker, kein Stralsunder oder Greifswalder Spießbürger, der sich nicht persönlich beleidigt fühlte. Und wäre es doch nur bei Junkern und Spießbürgern

geblieben! Aber alle, sogar sonst verständige und gebildete Leute, von denen man sich eines anderen und besseren hätte versehen sollen, erklärten es für unerlaubt, was ich da gethan, ja für ein Sakrileg, das ich an meiner Adoptivheimat begangen, und dessen sich ein Autochthone niemals schuldig gemacht haben würde. Wenn man den Entrüsteten, Empörten Glauben schenken wollte, hatte ich nicht nur im allgemeinen die pommersch-rügenschen Verhältnisse in Stadt und Land in einem gänzlich falschen Lichte dargestellt; ich hatte auch die intimsten Geheimnisse ehrenwertester Familien verraten; auf hochachtbare Männer und Frauen der Gesellschaft, einwandsfreie junge Herren, makellose junge Damen mit hämischem Finger gewiesen; sie dem schmählichsten Verdacht, dem mitleidslosen Spott ihrer lieben Mitmenschen preisgegeben. Es ist mir glaubwürdig berichtet, daß in einem adligen Konventikel ernsthaft beraten wurde, ob man nicht sämtliche Exemplare des Schandbuches aufkaufen könnte, um es dadurch, wie man naiverweise meinte, aus der Welt zu schaffen. Mir selbst haben mehrere Listen vorgelegen, die von besonders kundigen Thebanern angefertigt waren, und auf denen neben den Personen des Romans die Namen der Unglücklichen verzeichnet standen, die der frivole, gewissenlose Skribent sich zu seinen Opfern auserkoren.

Was war, was ist nun an diesem Gerede?

Nichts, so gut wie nichts. Wie weit meine Schilderung der Verhältnisse im allgemeinen zutreffend ist, ist nicht meine Sache zu entscheiden. Ganz schief und schlecht kann sie wohl nicht gewesen sein, da un-

befangene Beobachter, welche noch in späteren Jahren diese Verhältnisse kennen zu lernen Gelegenheit hatten, mich versichert haben, daß sie auf Tritt und Schritt an meine betreffenden Schilderungen in dem Roman erinnert worden seien, und während ihres Aufenthaltes fortwährend, so zu sagen, die Luft der Problematischen Naturen geatmet hätten. Was aber jene ominösen Listen betrifft, so hoben sie sich, glücklicherweise für mich, gegenseitig auf, indem jede ihr originelles Personenverzeichnis darbot, von dem kein oder kaum ein Name mit denen des anderen stimmte. Sehr begreiflich! Denn mit Ausnahme einiger weniger harmloser Fälle, in denen ich mir auf land- und stadtkundige Personen eine unschuldige Hindeutung erlaubt hatte, waren die Personen, die ich wirklich im Sinne und vor Augen gehabt, auf den Listen in keinem einzigen Fall genannt worden und konnten es auch nicht werden, da sie dem großen Publikum völlig unbekannt geblieben waren und geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Sie wiederum wären die letzten gewesen, welche die greifbare Ähnlichkeit zugegeben haben würden. Mit Fug und Recht. Denn auf diese hatte ich es nirgends abgesehen, mich vielmehr immer nur bemüht, das Typische, das bereits in den Personen lag — und um dessenwillen waren sie mir ja gerade als Modelle willkommen gewesen — völlig herauszuarbeiten. Daß mir das, alles in allem, gelungen sein muß, dafür giebt es doch wohl keinen besseren Beweis, als daß sich Menschen getroffen fühlten, die ich nie mit Augen gesehen, von denen ich nie gehört hatte; wie ja denn die Unmöglichkeit einer Porträtähnlichkeit auf der Hand liegt, wenn

auf Dutzende von Leute als auf das Original gedeutet wird. Sodann: für eine beträchtliche Anzahl von Personen hatte ich die Modelle nicht in meiner pommerschen, sondern in späterer Zeit gefunden. So erwies man mir die Ehre, für die liebenswürdige Gestalt meiner Melitta mir als Original ein halbes Dutzend pommerscher oder rügenscher Damen zur beliebigen Auswahl zu überlassen, von der ich zu meiner großen Beschämung keinen Gebrauch machen konnte. Denn die mich zu diesem Ideal einer der mannigfachen Manifestationen edler Weiblichkeit inspiriert hatte, war die Eine, Unvergleichliche, das holde Gestirn, das mir meine Leipziger Tage so wonnesam erhellte, um mir dann doch von neidischen Wolken verhüllt zu werden. Auch Helene Grenwitz, die viele Verehrer fand und ebenfalls in Pommern erblüht sein sollte, war eine junge Leipziger Dame, für deren zauberhafte Schönheit ich, wie es sich gebührt, schwärmte, nachdem sie mir in der Thomaskirche gelegentlich eines Kirchenkonzerts, das Liszt dirigierte, wie ein Wunder zum erstenmal erschienen war, und deren glanzvoller Erscheinung ich dann, als willigen Tribut, alle jene stolzen Geistes- und Herzensqualitäten lieh, die dem Oswald des Romans so verhängnisvoll werden. Außer diesen und anderen Gestalten, mit denen mich erst spätere Jahre und Erfahrungen zusammenführten und bekannt machten, scheiden aus den pommerschen Listen selbstredend alle jene aus, die ich eingestandenermaßen ohne Modell aus der Phantasie heraus komponiert habe. Der Leser erinnert sich, daß diese Gestalten sich zumeist in Lebenskreisen bewegen, die ich mir,

ebenso eingestandenermaßen, da ich sie aus der Erfahrung nicht kannte, durch die Phantasie erschließen mußte, wollte ich das Gewebe meiner Fabel bis zu Ende weben.

Hier nun dürfte die Stelle sein, an der von der Komposition des Romans zu sprechen ist.

Wenn man den heutigen Realisten Glauben schenkt, gehört das sogenannte Komponieren zu denjenigen Funktionen, die ein- für allemal aus der dichterischen Praxis auszuscheiden haben. Nach ihnen führt es direkt zur Unwahrheit; verleitet es den Dichter, dem Leser bunte Märchenträume anstatt Wirklichkeiten zu bieten; Phantasmen anstatt Thatsachen, denen eine exakte Beobachtung vorausgegangen ist und die durch diese erhärtet werden. Der Dichter soll daher aus dem Leben ein beliebiges Stück herausgreifen und getreu darstellen, das heißt: nicht daran herummodeln, es vielmehr lassen, wie er es gefunden hat, und auf keine Weise zu dem redlichen Finder auch noch die Rolle des trügerischen Erfinders spielen wollen. Dabei wird er gut thun, das betreffende Stück nicht zu groß, überhaupt nicht groß, sondern klein, in engen Grenzen umschrieben zu nehmen, damit er sicher sei, es mit pflichtmäßiger Genauigkeit bis an diese Grenzen durchmessen und dem Leser von dem kleinsten Partikelchen die accurateste Rechenschaft geben zu können. Vermag er es einzurichten, daß das Objekt seiner Untersuchung nicht den vornehmeren Teilen des Gesellschaftskörpers, sondern den niederen entnommen ist, soll er ja mit beiden Händen zugreifen, weil sich das seinem Vorhaben als besonders förderlich erweisen wird.

Was ich von dem allen halte, weiß der Leser bereits aus dem, was ich auf den früheren Blättern über das Thema geäußert habe. Es ist dasselbe, welches gelegentlich der Besprechung des Schillerschen Aufsatzes abgehandelt und jetzt nur in eine etwas andere Beleuchtung gerückt ist. Diese andere Beleuchtung aber, die es durch die hier unabweisliche Bezugnahme auf die aktuellen Zustände unserer Litteratur (insonderheit der novellistischen) erhält, nötigt mich zu einigen weiteren Bemerkungen, bei denen ich mich möglichst der Kürze befleißigen will.

Um mit dem letzten Punkte zu beginnen, so ist es in der That dem Vorhaben des Novellisten (ich begreife darunter selbstverständlich auch den Romandichter) nach zwei Seiten förderlich, wenn er seine Geschichte in einer niedrigen, recht niedrigen Gesellschaftssphäre sich abspielen läßt. Einmal kommt er damit einem gewissen Zeitgeschmacke entgegen, vielmehr einer Richtung der Zeit, der alles besonders willkommen ist, was in die dunkeln Regionen, aus denen das Gespenst der Socialdemokratie drohend heraufsteigt, Licht zu tragen scheint. Er kann also hier mit ziemlicher Sicherheit auf ein zahlreiches, mit wollüstigem Schauder andächtig lauschendes Publikum rechnen, womit ja immerhin bestehen mag, daß es ihm selbst um die Sache, für die er plaidiert, heiliger Ernst ist. Sodann, wer so böse, heikle, vielleicht widerwärtige, dem verzärtelten Geschmack anstößige Dinge zur Sprache bringt, erweckt doch von vornherein für sich das günstige Vorurteil, ein gewissenhafter, mutiger Mann zu sein, dem alles Vertuschen ein Greuel ist und die Wahrheit über alles geht.

Es soll ihm unbestritten bleiben. Aber wie steht es mit der Wahrheit? Es ist hundert gegen eins zu wetten, daß er zu der Gesellschaftsklasse, die er schildert, selbst nicht gehört; daß er sie ad hoc hat studieren müssen, wie jeder Autor andere Gesellschaftsklassen, die er schildern will, ebenfalls. Dies sein Studium kann nun ernst und tief, es kann leichtfertig und oberflächlich gewesen sein. Unter keinen Umständen bietet das Resultat desselben die Gewähr unbedingter Wahrheit und Zuverlässigkeit in einem höheren Grade, als das jedes anderen derartigen Studiums. Aber freilich hat es einen höheren Schein der Wahrheit. Es kommt da so vieles vor, dessen wahrheitsgetreue Darstellung gar keine Kosten verursacht, weil es mit Händen zu greifen ist: so viel Natürliches, Alltägliches, Allbekanntes! Das imponiert dem Leser, obgleich dabei gar nichts Imposantes ist; das erfüllt ihn mit Vertrauen zu dem Autor für das Weitere, was dieser noch sonst zu berichten für gut findet, wenn er selbst es aus der eigenen Erfahrung auch nicht mehr kontrolieren, auf seine Wahrhaftigkeit hin prüfen kann. Es ist damit, wie in den Panoramen, wo der Zuschauer auch durch die wirklichen Dinge, welche den Vordergrund füllen, veranlaßt werden soll, das auf der Leinwand Gemalte für nicht minder wirklich zu halten — eine Täuschung, die in diesem Falle allerdings nur einen Moment währt, bei einem Roman aber durch das ganze Buch, bei einem Drama durch das ganze Stück andauern kann.

Was aber die Vorliebe unserer Autoren für Stoffe aus den niederen und untersten Schichten der

Gesellschaft betrifft, so läßt sich — das Kokettieren mit dem Tagesgeschmack, als schlechthin verwerflich, beiseite gelassen — wohl manches zu ihrer Rechtfertigung beibringen, ja, man muß sie, soweit sie in der That eine Erweiterung der Stoffwelt bewirkt, mit Freuden begrüßen. Roman und Drama hatten sich allzulange bei der Schilderung der upper ten thousend des Geldes oder der Bildung verweilt, oder den „gemeinen Mann“ nur auf dem Dorfe gesucht. Es war die höchste Zeit, das Publikum darauf hinzuweisen, daß die Menschheit nicht bei dem Baron anfängt und nicht bloß in den Hütten des Dorfes, sondern auch in den Mansarden und Kellern der großen Städte, in unmittelbarster Nachbarschaft über und unter uns, Leute wohnen, von deren Denken und Fühlen, Leiden und Freuden wir keine, oder sehr unadäquate Vorstellungen haben. Es soll willkommen sein, wer immer den Horizont, den der Roman bis jetzt umspannte, ausdehnt, wie der zurückgewiesen werden muß, der ihn uns einzuschränken versucht. Es ist nicht wahr, sondern eine trübe Phrase, daß der Roman das Volk nur bei der Arbeit aufzusuchen hat: das Leben besteht nicht bloß aus Arbeit, jedenfalls ist sie nicht bloß in den Comptoiren eines Kaufhauses oder dem Studierzimmer des Gelehrten zu finden. Es ist nicht wahr, daß der Roman vor der Politik Halt machen muß, weil es nicht möglich sei, in der politischen Sphäre die dichterische Objektivität zu bewahren. Die kann man auch in anderen Sphären ebenso gut verlieren, vorausgesetzt, daß man überhaupt welche zu verlieren hat! Und wenn es nicht wahr ist, daß die

Menschheit bei dem Baron anfängt, so ist es ebenso falsch, daß sie bei dem Baron aufhört. Mit dem, was Menschenantlitz trägt, fängt sie an und mit dem, was Menschenantlitz trägt, hört sie auf. Das sollen sie uns stehen lassen: Aristokraten und Demokraten, Idealisten und Realisten!

Aber wie verhält es sich mit der Komposition? Denn von der sprechen wir doch wohl? Da ist es denn nun meine innigste Überzeugung, daß sie, die von den Realisten öffentlich verfehmte, in aller Heimlichkeit des Ateliers von ihnen nicht minder eifrig verehrt und um ihren Segen angefleht wird, als von den Idealisten. Wäre der Vorgang ein noch so einfacher, wären die Geschehnisse noch so simpel; handelte es sich um etwas, das die Spatzen von den Dächern pfeifen — es ist genau so, wie es hernach dastehen soll, nicht erlebt, nicht beobachtet; es muß etwas von dem, was man erlebt und beobachtet hat — wenn es so weit kam! — ausgeschieden; das, was übrig bleibt — und meistens herzlich wenig ist — zurechtgerückt und gestutzt; zu dem wenigen noch verschiedenes — und meistens recht viel — hinzuerfunden werden. Geschieht das aber alles nicht; hat der Autor ausnahmsweise den Mut, den Vorgang, wie er ihn erlebt und beobachtet, ohne alle und jede Veränderung hinzustellen, nun, so hat er fertig gebracht, was sonst in aller Kunstwelt eine Studie genannt wird, an sich möglicherweise ganz vortrefflich, höchst schätzbar als Beweis der Sicherheit des Auges und der Schnelligkeit der Hand seines Urhebers auch vielleicht recht verwendbar für ein demnächstiges Kunstwerk, aber unmöglich ein wirkliches Kunstwerk

und mit wirklichen Kunstwerken gleich zu achten. Keinem verständigen Maler, und wäre er ein Impressionist, wird dergleichen je in den Sinn kommen. Daß es in der Litteratur anders ist und uns täglich Romane und Dramen (die letzteren nicht zum wenigsten) als Kunstwerke, ja als mustergültige Meisterwerke angepriesen werden, während sie doch schlechterdings nichts als im besten Falle gelungene Studien sind, beweist nur den traurig tiefen Stand unserer ästhetischen Bildung, gerade so, wie die Scheu, mit der man in Romanen und Dramen den höheren Kulturfragen aus dem Wege geht, auf ein Sinken unseres intellektuellen Niveau hinzudeuten scheint. Ich kann nicht zugeben, daß die immerhin gelungene Schilderung der Freuden und Leiden einer Nähterin oder der betrübsamen Vorgänge in einer Proletarierfamilie die einzigen und höchsten Aufgaben des Romanciers und Dramatikers sind. Mag von der Schilderung der Gesellschaftsklassen, in denen bis auf weiteres noch immer die hauptsächlichen Träger und Förderer unserer Bildung und Intelligenz zu finden sind, abstehen, wer sich entweder nicht in diesen Sphären bewegt oder vor der Schwierigkeit der Aufgabe zurückschreckt; aber wolle er es nicht anderen verargen, wenn sie den Mut haben, an die Lösung dieser Aufgaben zu gehen. Wenn man von jeder anständigen Zeitung fordert, daß sie die großen Probleme des öffentlichen Lebens: der Politik, Nationalökonomie, Religion, des Unterrichts, der Wissenschaften und Künste nicht von ihrer Tagesordnung absetzt, — soll es dem Roman, dem Drama verboten sein, uns Menschen vorzuführen, deren Leben sich in

dem Ringen mit diesen Problemen verzehrt? Daß dergleichen nicht auf ein paar Seiten abzumachen ist; daß, wer es unternimmt, ein Bild unserer Kultur von einem höheren Standpunkte aus zu entwerfen, den Rahmen weiter spannen muß; daß es dabei mit einer sehr einfachen Fabel in den meisten Fällen nicht gethan sein und ohne eine größere Fülle der auftretenden Personen nicht wohl abgehen wird — zugegeben. Ist damit gesagt, daß dies größere Bild weniger übersichtlich, in seinen Verhältnissen weniger harmonisch, in der Ausarbeitung des Detail weniger genau sein muß, als das kleinere? Das ist denn doch schließlich die Sache der Kunst und des Fleißes, die der Betreffende zu seiner größeren Aufgabe mitbringt und ihn, bringt er sie in dem ausreichenden Maße mit, befähigen, ihr genau so gut gerecht zu werden, wie andere Leute ihren kleineren Aufgaben. Mahnen sie nicht an die Haremswächter, deren Enthaltsamkeit ein persisches Sprichwort nicht allzuhoch schätzen will, jene Leute, die schon spöttlich lächeln, wenn sie im Roman oder Drama einer geistreichen Person begegnen und sie Gedanken äußern hören, vor denen allerdings der gemeine Kopf sicher ist?

Ich nun würde mich weislich gehütet haben, wenigstens an dieser Stelle für die Werke, welche ich allerdings für die höheren und höchsten ihrer Art halte, mit solchem Eifer einzutreten, wenn ich den Roman, von welchem wir sprechen, zu ihnen zählte. Der Leser wird sich überzeugen, wie weit entfernt ich von solcher Anmaßung bin.

Auch kann ich versichern, daß ich, als ich den Roman begann, an nichts weniger dachte, als daran,

ob er den Forderungen und Ansprüchen, welche eine vorgeschrittene Ästhetik an ein Werk derart zu stellen berechtigt ist, entsprechen werde oder nicht. Mein Programm war vielmehr beinahe so einfach, wie das des Vogels, der in den Zweigen wohnt, und singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Beinahe, nicht ganz. Denn ich wollte, wie wir wissen, mit dem, was von der problematischen Natur noch etwa in mir steckte, vollends aufräumen. Zu diesem Zwecke erwies sich die persönliche Erfahrung, genauer: was ich im Leben in meinem eigenen Geist und Gemüt, an meinem eigenen Fleisch und Blut erfahren hatte, nur zum Teil verwendbar. Hätte ich es verwenden wollen, wie es da war, so wäre dabei herausgekommen, was diese Erinnerungen sind: die Geschichte eines strebend sich bemühenden, und folglich auch vielfach irrenden jungen Menschen, aber (so hoffe ich) nicht einer problematischen Natur. Ich mußte also an dem Charakter, den ich als Objekt meiner Analyse und Substrat der Darstellung vorfand, modeln; ich konnte die wirklichen Erlebnisse meines Modells nur zum Teil brauchen, und auch diesen Teil nur mit Vorsicht und Vorbehalt. Das kam nun meiner angeborenen Neigung, zu dem, was ich gefunden, anderes dazu zu erfinden, trefflich entgegen. Dieser Neigung sollte, sich zu entfalten, noch ein weiterer Spielraum geboten werden. War ich doch in meinem Bemühen, die problematische Natur objektiv zu sehen, bereits zu der Einsicht gelangt, daß ich es nicht mit einem individuellen Falle, sondern mit einer Species zu thun hatte, und mithin der Titel „Eine problematische Natur“, wie er ursprünglich gelautet, aus dem Sin-

gular in den Plural zu verwandeln sei, welchem nun selbstverständlich eine Mehrzahl von Individuen der gekennzeichneten Species zu entsprechen hatte. Selbst damit war es nicht genug. Gab es mehrere, gab es viele Individuen der Species, so konnte diese selbst nicht ein Produkt des Zufalls, einer ausnahmsweisen Idiosynkrasie sein; so mußte ihr Entstehen aus Lebensbedingungen hergeleitet werden, die sich an vielen Punkten in derselben Weise wiederholten, um dasselbe Produkt zu erzeugen, das heißt: aus allgemeinen Kulturzuständen. Die ursprünglich einfache Aufgabe: die Geschichte einer problematischen Natur zu erzählen, hatte sich mithin zu der sehr viel komplizierteren erweitert: das Bild einer Kultur zu entwerfen, aus welcher dergleichen Naturen mit mehr oder weniger zwingender Notwendigkeit hervorgehen.

Was ist nun daraus geworden?

Um es kurz zu sagen: es ist bei der ersten Aufgabe geblieben, die denn auch so ziemlich gelöst ist; zur Lösung der beiden anderen hat der Autor zwar Ansätze und Anstrengungen gemacht, bei denen es darauf hinausläuft, daß der Leser mit seinem guten Willen vorlieb nehmen muß.

Durch den ganzen Roman hindurch ist und bleibt Oswald die einzige wirkliche problematische Natur, die keiner Lage gewachsen ist, und der keine genug thut. Berger kann besten Falls nur mit halbem Recht so genannt werden, denn da er als ein hochgelahrter und berühmter Professor geschildert wird, so muß er doch mindestens dieser seiner Lage gewachsen gewesen sein; und wenn er über der Ungenüge, die ihm das Leben bereitet, wahnsinnig wird,

so deutet das auf eine Tiefe seines Geistes und Gemütes, die zu der Oberflächlichkeit der eigentlichen problematischen Natur im scharfen Gegensatze steht. Er allein darf deshalb die Mangelhaftigkeit der Zustände in Staat und Gesellschaft für sein Schicksal wenigstens mit einem Anschein von Recht verantwortlich machen. Sollte es aber kein Anschein bleiben, wollte ich den Beweis dieses Rechtes führen und damit meiner Aufgabe: die Genesis der problematischen Naturen aus der Misère des öffentlichen Lebens herzuleiten, nachkommen, nun, so mußte ich eben dem Leser eine überzeugende Schilderung derselben bieten. Das habe ich unterlassen aus dem sehr einfachen Grunde, weil mir dazu die Einsicht und die Kraft fehlten. Es war ein guter Griff, die Geschichte in die Zeit vor Achtundvierzig zu verlegen, wo ein dumpfer Unmut sich der Gemüter bemächtigt hatte, und das Ungenügende der öffentlichen Zustände die Menschen entschuldigen mochte, wenn sie ihrerseits, unlustig und hoffnungslos, ihren speciellen Berufen und Aufgaben sich nicht mehr recht gewachsen zeigten. Aber der gute Griff allein that es nicht. Was die greifende Hand erfaßte: — das bischen Junkerübermut, für das der Verständige nur ein mitleidiges Lächeln hat, und das für die betreffende Zeit nicht einmal vorzugsweise charakteristisch ist, — war nur ein verschwindend kleiner Teil von dem, was sie hätte erfassen sollen. Wie kann da von einer adäquaten Schilderung der deutschen Zustände der vorachtundvierziger Jahre die Rede sein, wo von der Ratlosigkeit der preußischen Politik nach außen und innen; dem Wirrwarr am Bundestage; dem heiligen Rock von Trier und dem

offenen Brief Ronges an den Bischof Arnoldi; dem Verfasser der Vier Fragen; der politischen Lyrik; den immer drohenderen Forderungen der Provinziallandtage, die denn endlich mit der kläglichen Abschlagszahlung des Vereinigten Landtages befriedigt werden sollten — wo von allen diesen und den anderen hundertfachen Zeichen der Zeit nicht die Rede ist? Der Umstand, daß ich in der Periode, die ich jetzt schildern sollte, ein Knabe war, der erst zu Ende derselben in das Jünglingsalter trat, ist ebensowenig eine Entschuldigung, wie die schlechte Akustik der Stadt meiner Jugend für politische, sociale und wissenschaftliche Dinge. Es war meine Pflicht, mich nachträglich des Materials zu bemächtigen. Wollte oder konnte ich es nicht, so mußte ich von der Aufgabe fern bleiben, oder sie in den bescheidenen Schranken der Geschichte eines Jünglings halten, der ziellos durch das Leben schwankt, und für dessen Ausgang man nicht den Berliner Barrikadenkampf der Märztage zu entfesseln brauchte. Da — innerhalb dieser Schranken — durfte ich aus ganzem Holze schneiden, und was an dem Roman gutes ist, ist aus diesem Holze geschnitten. Der Löwenanteil davon ist auf die erste Abteilung gefallen, welche bis zum Ende der Hauslehrerzeit des Helden reicht. An dieser zeigt sich der Segen eines regelrechten Helden für den Roman. Oswald ist es so sehr, daß er eigentlich gar nicht von der Bühne kommt, und indem sich so alles um ihn dreht, erhält die Geschichte, im Gegensatz zu dem Roman des „Nebeneinander", die nötige Einheitlichkeit und darf in dem wünschenswert raschen Tempo vorwärtsschreiten. Wie

sehr das aber dem Roman zu gute kam, ein Verdienst des Autors war es nicht, sondern die notwendige Folge davon, daß es sich hier, trotz der Er-Form, in Wirklichkeit um einen Ich-Roman handelte. Ich erinnere mich der Not, die ich hatte, in Fällen, wo es nun schon einmal nicht anders ging, von dem Helden loszukommen und eine Scene an einem dritten Orte unter dritten Personen in seiner Abwesenheit zu arrangieren.

Von dem allen ist in der zweiten Abteilung nicht mehr viel die Rede. Der Held tritt immer weiter in den Hintergrund, verschwindet dann auf lange Zeit, während andere für ihn die Geschichte weiter führen, und kommt dann eigentlich nur zurück, um zu sterben. Dafür ist nun nicht der Grund, daß der Held seine Rolle ausgespielt hätte und mir so der Stoff ausgegangen wäre. Das Gegenteil war der Fall: ich wußte nicht, wie ich die Fülle des Stoffes bewältigen sollte. Wie die Sache jetzt liegt, ist nur der kleinere Teil desselben zur Verwendung gelangt: die Abenteuer des Helden als Hauslehrer, die denn auch in aller Ausführlichkeit geschildert sind. Einigermaßen ist auch das zweite Stadium: seine Wirksamkeit an einer öffentlichen Schule, durchmessen, aber bereits mit sprunghaft eiligen Schritten; die weiteren, in denen er noch als Schauspieler, Offizier, Schriftsteller sich dem Publikum produzieren sollte, ist der Autor dem Leser schuldig geblieben. Denn inzwischen hatte sich eine so große Menge von Personen auf der Bühne eingefunden und war in die Handlung eingetreten, — er mußte fürchten, die Sache werde ihm über den Kopf wachsen. Man kann

nicht sagen, daß das geschehen ist; er behält den Kopf oben, läßt sich durch das ihn umwogende Gedränge nicht verwirren, und wenn schließlich der Vorhang fällt, bringt er es noch zu einem ganz respektablen Schlußtableau. Dennoch spreche ich hier einem gesunden Realismus das Recht zu, dem Erfinder sein lustiges Handwerk zu legen und ihn zu bedeuten, daß der Dichter bei aller ihm zugestandenen Licenz die Bescheidenheit der Natur nicht verletzen dürfe. Adolf Stahr glaubte herausgerechnet zu haben, daß die Handlung des Romans ungefähr zwei Jahre umspanne, und wunderte sich, wie es mir möglich gewesen sei, innerhalb einer so kurzen Zeit so viel Geschehnisse sich abspielen zu lassen. Er erschrak förmlich, als ich ihm nachwies, daß er sich um mehr als ein volles Jahr verrechnet habe, und ich in Wirklichkeit mit noch nicht einem — von dem Sommer 47 bis zum März 48 — fertig geworden sei. Ich sage das mir nicht zum Lobe, im Gegenteil. Zwischen den Geschehnissen und der Zeit, in welcher sie verlaufen, muß eine bestimmte Relation stattfinden. Der Leser muß das Gefühl haben, daß die Dinge sich wirklich während der Zeit haben ereignen können, ohne daß der Wahrscheinlichkeit Gewalt angethan wird, von Unmöglichkeiten gar nicht zu reden. Die Handlung der Ilias umfaßt auch nur wenige Wochen, die neun Tage, während derer die Pfeile Apollos das Heer decimieren, eingeschlossen. Dennoch hat man nur vorübergehend die Empfindung eines Zuviel in den Geschehnissen, und die Möglichkeit wird, soviel mir erinnerlich, immer respektiert. Aber unmöglich ist es, wenn ich meinen Helden binnen weniger Monate

drei Liebesverhältnisse durchmachen lasse, von denen zwei echte tiefe Leidenschaften gewesen sein sollen, und das dritte auch nicht ohne einigen Herzensanteil ist. Dergleichen läßt man sich in einer übermütigen Oper gern gefallen, aber nicht in einem Roman, der darauf Anspruch macht, ein Bild des Lebens zu sein. Auch sonst leistet der Roman nach der Seite des Abenteuerlichen, bis an die Grenze der Unmöglichkeit Unwahrscheinlichen weit mehr, als irgend zu billigen ist, und das sich höchstens mit der Jugend des Verfassers entschuldigen läßt. Es giebt da eben eine Mittelstraße, die von der Phantastik des alten Ritterromanes so weit abliegt, als von der Nüchternheit so mancher modernen Produktionen. Vor der Gefahr der ersteren ist der Romancier unserer Tage so ziemlich sicher, um so mehr mag er sich vor der hüten, welche ihm von der anderen Seite droht. Ist es doch schon so weit gekommen, daß das zarte Seelchen, das Goethe vor den Beleidigungen der alten Schwiegermutter Weisheit behütet wissen möchte, ungestraft von Leuten, die weder alt, noch weise sind, noch in irgend einer Beziehung zu der Familie stehen, verspottet und verhöhnt werden darf! Sie wissen nicht, was sie thun; aber wer möchte in dem öden Hause, aus dem sie die Schöne, Unverwelkliche gejagt haben, leben! —

Ich nannte oben die „Problematischen Naturen" die Summe der Rechnung meines Lebens bis zur Abfassung des Romans in ihrem kürzesten Ausdruck. Die obige Analyse sollte die Probe sein, ob die Rechnung stimme. Ich denke, es ist so ziemlich der Fall. Die dominierende Kraft meines Geistes, die,

weil ich sie noch nicht zu zügeln gelernt, mir das Ebenmaß des Lebens und die gleichmäßige Entwickelung gestört hatte, herrscht auch im Roman und beeinträchtigt sein künstlerisches Ebenmaß. Dennoch, wenn jene Kraft trotz alledem die Wirbelsäule war, welche meinem Leben Halt und meinem Streben Berechtigung gab, mußte es sich jetzt ausweisen in der Aufnahme, die mein Werk trotz aller seiner Fehler im Publikum fand. Nach dieser Aufnahme zu urteilen, war es der Fall und ich mir in allem dunklen Drange des rechten Weges doch bewußt gewesen. Es lag nun an mir, mich auf diesem Wege strebend weiter zu bemühen mit der Kraft und Zähigkeit, ohne welche freilich auch die klarste Erkenntnis des zu erstrebenden Zieles machtlos ist. Ob es mir, und wie weit es mir gelungen, diesem Ziele näher zu kommen, in den mehr als dreißig Jahren, die seit dem Erscheinen der Problematischen Naturen bis heute verflossen sind, muß das Publikum entscheiden.

Ich bin zu Ende. Es war ein sehr langer Weg, den ich den Leser geführt habe. Wie es bei sehr langen Wegen wohl nicht anders sein kann, ist sicher manche öde, anmutlose Strecke mit untergelaufen, über die ich ihn gern auf einem Zaubermantel hinweggetragen hätte. Zu meinem Glücke fehlte mir das betreffende Requisit. Es wäre offenbar unziemlich gewesen, in einem Buche, in welchem so weit alles mit rechten Dingen zugeht, derartigen Spuk

zu treiben. Wen also die Langweiligkeit jener öden Strecken zur Umkehr vor dem Ende bewogen haben sollte — er mag meines Verständnisses versichert sein, wie der meines herzlichen Dankes, der die mutige Freundschaft für mich hatte, mich bis hierher — bis zum Schlusse zu begleiten.

Ende.

Druckfehler:

S. 170, Z. 2 von unten lies **großen** anstatt **edlen.**
S. 206, Z. 3 von oben lies **Hippomolgen** anstatt **Hippomologen.**

H. Heinrich

Spielhagen, Friedrich,

Finder und Erfinder Erinnerungen aus meinem Leben

Bd.: 2

Leipzig 1890